



**Robert Ludlum
Philip Shelby**

Der Cassandra- Plan

**scanned by ut
corrected by ab**

Das Pockenvirus scheint besiegt. Nur in zwei Geheimlabors in Russland und den USA werden noch Restproben verwahrt, doch Unbekannte versuchen, die tödlichen Viren zu stehlen. Lt. Colonel Jon Smith muss den Diebstahl um jeden Preis verhindern, denn ein Ausbruch der Seuche würde die ganze Menschheit bedrohen ...

Originalausgabe The Cassandra Compact

2003 by Ullstein Heyne List

Umschlagillustration: Corbis/Royalty - Free

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

ISBN: 3-453-19898-0

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Vorwort

THE NEW YORK TIMES

Dienstag, 25. Mai 1999

Sektion D: Wissenschaft Seite D-3

Von Lawrence K. Altmann, MD

Vor zwanzig Jahren wurden die Pocken, jene uralte Geißel der Menschheit, endgültig besiegt. Das Pockenvirus befindet sich sozusagen in der Todeszelle, in zwei streng bewachten Labors in den Vereinigten Staaten und Russland eingefroren...

Gestern hat die Weltgesundheitsbehörde mit Unterstützung Russlands und anderer Regierungen dem Virus in aller Form einen weiteren Hinrichtungsaufschub gewährt...

... Forschungsarbeiten zur Entwicklung von Medikamenten gegen die Krankheit oder von verbesserten Impfstoffen hätten praktisch keinen Sinn; es sei denn, irgendein Schurkenstaat würde seine geheimen Bestände an Pockenviren bei einem biologischen Terrorangriff einsetzen, eine Vorstellung, die inzwischen keineswegs mehr als absurd gilt.

Auf Ersuchen der Weltgesundheitsorganisation haben russische und amerikanische Wissenschaftler die kompletten DNS-Daten von Variola aufgezeichnet. Die Weltgesundheitsorganisation war der Ansicht, damit über hinreichende Informationen für künftige Forschungs-

vorhaben und für den Vergleich mit Viren zu verfügen, die etwa von Terroristen freigesetzt würden...

Aber dann hat sich eine Anzahl von Wissenschaftlern gegen diese Vorstellung ausgesprochen und erklärt, dass sich mit solchen Sequenzen allein keineswegs bestimmen ließe, in welchem Maße ein Virus durch bestimmte Heilmittel unschädlich gemacht werden könnte.

Dr. Fauci vom Staatlichen Institut für Allergien und Infektionskrankheiten meinte dazu: »Es mag ja sein, dass dieses Virus nie aus dem Kühlschrank geholt wird, aber zumindest ist es vorhanden.«

1

Der Wärter blickte auf, als er das Knirschen von Autoreifen auf dem Kies hörte. Es war schon beinahe völlig dunkel, und er hatte sich gerade Kaffee gekocht und eigentlich keine Lust, aufzustehen. Aber dann überwog doch seine Neugierde. Besucher, die nach Alexandria kamen, suchten nur selten den Friedhof von Ivy Hill auf; in der historischen Stadt am Potomac gab es eine ganze Menge anderer attraktiverer Sehenswürdigkeiten für die Lebenden. Und Ortsansässige kamen an den Wochentagen nur sehr selten heraus; ganz besonders nicht an einem Spätnachmittag im April, wenn es zu allem Überfluss noch regnete.

Er spähte durch das kleine Fenster seiner Wachstube hinaus und sah einen Mann, der aus einem unauffälligen Wagen stieg. *Staatsbeamter?* Seiner Schätzung nach war der Besucher Anfang der Vierzig, groß und sichtlich durchtrainiert. Der herrschenden Witterung gemäß trug er eine wasserdichte Jacke, dunkle Hosen und derbe Stiefel. Der Wärter beobachtete, wie der Mann sich ein paar Schritte von dem Wagen entfernte und sich umsah, sich ein Bild von seiner Umgebung verschaffte. *Nicht Staatsbeamter - Militär.* Er öffnete die Tür, trat unter das Vordach und beobachtete den Besucher, wie der dastand, durch die Friedhofstore hereinsah und dabei offenbar den Regen, der ihm das dunkle Haar durchnässte, überhaupt nicht zur Kenntnis nahm.

Vielleicht ist er das erste Mal hier, dachte der Wärter. Beim ersten Mal wirkten sie alle ein wenig verstört und scheuten davor zurück, einen Ort zu betreten, der mit

Schmerz, Leid und Verlust verbunden war. Er sah auf die linke Hand des Mannes und entdeckte dort keinen Ring. *Ein Witwer?* Er versuchte sich zu erinnern, ob hier in letzter Zeit eine junge Frau beerdigt worden war.

»Hallo.«

Die Stimme verblüffte den Wärter. Für einen Mann dieser Größe war sie erstaunlich sanft und weich, gerade so als hätte da ein Bauchredner gesprochen.

»Tag. Wenn Sie reinkommen wollen, kann ich Ihnen einen Schirm geben.«

»Das wäre sehr nett, vielen Dank«, sagte der Mann, bewegte sich aber nicht von der Stelle.

Der Wärter griff hinter sich in einen Schirmständer, der früher einmal eine Gießkanne gewesen war. Er nahm den Regenschirm, ging auf den Mann zu und musterte dabei sein Gesicht mit den hohen Backenknochen und den auffallend blauen Augen.

»Ich heiße Barnes und bin hier der Wärter. Wenn Sie mir sagen, wen Sie aufsuchen wollen, kann ich Ihnen die Mühe ersparen, in dem Matsch hier herumzustapfen.«

»Sophia Russell.«

»Russell haben Sie gesagt? Kann mich im Augenblick nicht erinnern. Lassen Sie mich nachsehen. Es dauert bloß einen Moment.«

»Machen Sie sich keine Umstände. Ich finde mich schon zurecht.«

»Ich muss Sie trotzdem ins Besucherbuch eintragen.«

Der Mann spannte den Regenschirm auf. »Jon Smith. Dr. Jon Smith. Ich weiß schon, wo ich sie finden kann. Vielen Dank.«

Der Wärter glaubte eine kurze Unsicherheit in der Stimme des anderen zu hören. Er hob den Arm und wollte

ihm schon etwas nachrufen, aber der Mann hatte sich bereits mit langen, zielstrebigem Schritten in Bewegung gesetzt, ging so, wie Soldaten das tun, und war gleich darauf in den grauen Regenschwaden verschwunden.

Der Wärter starrte ihm nach. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken und ließ ihn zusammenzucken. Er kehrte in das kleine Wachhäuschen zurück, schloss die Tür ab und verriegelte sie fest.

Dann holte er das Besucherbuch von seinem Schreibtisch, klappte es auf und trug bedächtig den Namen des Mannes und den Zeitpunkt seiner Ankunft ein. Einem plötzlichen Impuls folgend klappte er die hintere Hälfte des Buches auf, wo die Begrabenen in alphabetischer Reihenfolge aufgelistet waren.

Russell... Sophia Russell. Da ist sie: Reihe 17, Platz 12. Beerdigt... vor genau einem Jahr!

Drei Trauergäste hatten damals im Register unterschrieben, und einer davon war Jon Smith, M.D.

Warum haben Sie dann keine Blumen mitgebracht?

Smith war für den Regen dankbar, als er auf dem gewundenen Weg Ivy Hill durchquerte. Er war wie ein Grabtuch, spannte sich über Erinnerungen, die immer noch wehtaten, Erinnerungen, die ihn das ganze letzte Jahr nicht losgelassen, die ihm nachts zugeflüstert, seine Tränen verspottet und ihn gezwungen hatten, jenen schrecklichen Augenblick immer wieder aufs Neue zu durchleben.

Er sieht den kalten, weißen Raum in dem Krankenhaus des Militärischen Forschungsinstituts für Infektionskrankheiten in Frederick, Maryland, vor sich. Sophia liegt vor ihm, die Frau, die er liebt, die Frau, die er heiraten will. Er sieht, wie sie sich unter dem

Sauerstoffzelt windet, keuchend um Atem kämpft. Nur wenige Schritte ist er von ihr entfernt, und ist doch machtlos, kann ihr nicht helfen. Er schreit auf das Krankenhauspersonal ein, aber seine Schreie hallen von den Wänden wider, als wollten sie ihn verspotten. Sie wissen nicht, was ihr fehlt. Sie sind ebenso machtlos wie er.

Plötzlich stößt sie einen Schrei aus - Smith hört ihn immer noch in seinen Alpträumen und betet darum, ihn nie wieder hören zu müssen. Ihr Rücken, angespannt wie ein Bogen, bäumt sich in einem unmöglichen Winkel auf; Schweiß strömt ihr aus allen Poren, wie um ihren Körper von dem Toxin zu reinigen. Ihr Gesicht ist vom Fieber gerötet. Einen Augenblick lang ist sie wie erstarrt. Dann bricht sie zusammen. Blut strömt ihr aus Mund und Nase, und tief aus ihrem Inneren ertönt das Rasseln des Todes, gefolgt von einem sanften Seufzer, als ihre Seele endlich befreit aus dem gemarterten Körper entflieht...

Smith fröstelte und sah sich schnell um. Ihm wurde gar nicht bewusst, dass er stehen geblieben war. Der Regen trommelte immer noch auf seinen Schirm, schien jetzt aber wie in Zeitlupe zu fallen. Er hatte das Gefühl, jeden einzelnen Tropfen hören zu können, der auf den Nylonstoff klatschte.

Er wusste nicht genau, wie lange er so dastand, einer verlassenen, vergessenen Statue gleich, oder was ihn schließlich dazu veranlasste, weiterzugehen. Er wusste nicht, wie er schließlich den Weg erreichte, der ihn zu ihrem Grab führte oder wie es dazu kam, dass er plötzlich davor stand.

SOPHIA RUSSELL
JETZT IM SCHUTZ DES HERRN

Smith beugte sich vor und strich mit den Fingerkuppen über den glatten, weißrosa Granit des Grabsteins.

»Ich weiß, ich hätte öfter kommen sollen«, flüsterte er. »Aber ich hab es einfach nicht fertig gebracht. Ich dachte, wenn ich hierher komme, müsste ich mir eingestehen, dass ich dich für immer verloren habe. Und das konnte ich nicht... bis heute nicht.

Den ›Hades Faktor‹, so haben sie es genannt, Sophia, dieses Entsetzliche, das dich mir weggenommen hat. Du hast nie die Gesichter der Männer gesehen, die damit zu tun hatten; wenigstens das hat Gott dir erspart. Aber du sollst wissen, dass sie für ihre Verbrechen bezahlen mussten.

Ich habe meine Rache ausgekostet, meine Liebste, und ich dachte immer, das würde mir Frieden bringen. Aber das tat es nicht. Seit Monaten habe ich mir immer wieder die Frage gestellt, wie ich diesen Frieden endlich finden könnte, doch am Ende war die Antwort immer dieselbe.«

Smith holte ein kleines Etui aus der Jackentasche, ein Etui wie Juweliere es benutzen. Er klappte es auf und musterte den in Platin gefassten sechskarätigen Diamanten, den er bei Van Cleef & Arpel in London gekauft hatte. Es war der Ehering, bestimmt für den Finger der Frau, die er hatte heiraten wollen.

Smith kauerte sich nieder und drückte den Ring in die weiche Erde am Fuße des Grabsteins. »Ich liebe dich, Sophia. Ich werde dich immer lieben. Du wirst immer das strahlende Licht meines Lebens sein. Aber für mich ist jetzt die Zeit gekommen, um weiterzuziehen. Ich weiß nicht, wohin mich mein Weg führt oder wie ich dorthin kommen werde. Aber ich muss gehen.«

Smith führte seine Fingerspitzen an die Lippen und

berührte dann den kalten Stein.

»Möge Gott dich segnen und dich stets behüten.«

Er hob den Regenschirm auf, trat einen Schritt zurück und betrachtete den Grabstein, als müsse er sich das Bild für alle Zeiten tief in sein Gedächtnis einprägen. Dann hörte er die leisen Schritte hinter sich und drehte sich schnell um.

Die Frau mit dem schwarzen Regenschirm war Mitte dreißig, groß, mit leuchtend rotem Haar, das ihr schräg in die Stirn fiel. Ihre Nase und ihre Backenpartie waren von Sommersprossen gesprenkelt. Ihre Augen, so grün wie die Brandung an einem Riff, weiteten sich, als sie Smith ins Gesicht sah.

»Jon? Jon Smith?«

»Megan...?«

Megan Olson trat schnell auf ihn zu, nahm seinen Arm und drückte ihn.

»Bist du das wirklich? Mein Gott, das sind ja...«

»Es war eine lange Zeit.«

Megan sah an ihm vorbei auf Sophias Grab. »Es tut mir so Leid, Jon. Ich wusste nicht, dass jemand hier sein würde. Ich wollte nicht stören.«

»Ist schon gut. Ich habe das getan, was ich hier tun wollte.«

»Ich denke, wir sind beide aus demselben Grund hier«, sagte sie leise. Sie zog ihn unter die schützenden Äste einer mächtigen Eiche und sah ihn an. Die Linien und Falten in seinem Gesicht waren tiefer als sie das in Erinnerung hatte, und eine ganze Menge neue waren dazugekommen. Sie konnte sich ausmalen wie das Jahr gewesen war, das Jon Smith hinter sich hatte. »Das war ein schwerer Verlust für dich, Jon«, sagte sie. »Ich kann es

dir nachfühlen und wünschte, ich hätte dir das früher sagen können.«

Sie zögerte. »Ich wünschte, ich wäre hier gewesen, als du Beistand gebraucht hast.«

»Ich habe versucht, dich anzurufen, aber du warst nicht da«, erwiderte er. »Deine Arbeit...«

Megan nickte bedrückt. »Ich war nicht da«, sagte sie vage.

Sophia Russell und Megan Olson waren beide in Santa Barbara aufgewachsen, waren dort gemeinsam zur Schule gegangen und dann später auf die UCLA. Nach dem College hatten sich ihre Wege getrennt. Sophia hatte ihren Doktor in Zell- und Molekularbiologie gemacht und war beim Militärischen Institut für Seuchenerkrankungen eingetreten, USAMRIID (US Army Medical Research Institute of Infectious Diseases) in der Kürzelsprache des Pentagon. Nach ihrem Diplomabschluss in Biochemie hatte Megan eine Stelle bei der Staatlichen Gesundheitsbehörde angenommen. Aber nach nur drei Jahren der Tätigkeit dort war sie von der ärztlichen Forschungsabteilung der Weltgesundheitsorganisation angestellt worden. Sophia hatte von ihr Postkarten aus der ganzen Welt erhalten und sie in einem Album gesammelt, um wenigstens auf diese Weise mit ihrer Freundin Verbindung zu halten, die der Beruf zur Globetrotterin gemacht hatte. Und jetzt war Megan ohne jede Vorankündigung plötzlich zurückgekehrt.

»NASA«, sagte Megan, um damit Smith' unausgesprochene Frage zu beantworten. »Ich bin des Zigeunerlebens müde geworden und habe mich zur Schulung für das Space Shuttle gemeldet. Man hat mich angenommen. Jetzt stehe ich auf Platz eins der Warteliste für die nächste Weltraummission.«

Smith hatte Mühe, seine Überraschung zu verbergen. »Sophie hat immer gesagt, sie wüsste nie, womit du einen als Nächstes überraschst. Gratuliere.«

Megan lächelte schwach. »Danke. Wahrscheinlich weiß niemand von uns, was einem bevorsteht. Bist du immer noch bei der Army, bei USAMRIID?«

»Ich weiß im Augenblick nicht so recht, wo ich eigentlich hingehöre«, erwiderte Smith. »Ich bin sozusagen zwischen den Einsätzen.«

Das war nicht die ganze Wahrheit, kam ihr aber nahe genug. Er wechselte das Thema. »Wirst du eine Weile in Washington bleiben? Vielleicht könnten wir uns mal treffen.«

Megan schüttelte den Kopf. »Das würde ich gerne tun, aber ich muss noch heute Abend zurück nach Houston. Trotzdem möchte ich den Kontakt mit dir nicht verlieren, Jon. Wohnst du immer noch in Thurmont?«

»Nein, ich habe das Anwesen verkauft. Da hingen zu viele Erinnerungen dran.«

Er kritzelte ihr seine Adresse in Bethesda auf die Rückseite einer Visitenkarte und schrieb seine Telefonnummer daneben.

»Sieh zu, dass wir einander nicht fremd werden«, meinte er, als er ihr die Karte reichte.

»Bestimmt nicht«, versprach Megan. »Pass gut auf dich auf, Jon.«

»Du auch. War nett, dich zu sehen, Megan. Viel Glück bei all deinen Vorhaben.«

Sie sah ihm nach, wie er unter dem schützenden Ast hervortrat und im strömenden Regen verschwand.

»Ich weiß im Augenblick nicht so recht, wo ich eigentlich hingehöre...«

In Megans Vorstellung war Smith nie ein Mann ohne Ziel und Zweck gewesen. Sie dachte immer noch über seine geheimnisvolle Bemerkung nach, als sie zu Sophias Grab hinüberging, während der Regen auf ihren Schirm herunterprasselte.

2

Das Pentagon beschäftigt mehr als 23000 Mitarbeiter - Zivilisten und Militärs - und hat diese in einem recht einmaligen Gebäude von beinahe 40000 Quadratmetern untergebracht. Auf der Suche nach Sicherheit, Anonymität und Zugang zu modernsten Kommunikationsanlagen und den Machtzentren Washingtons könnte man sich wohl kaum einen perfekteren Ort vorstellen.

Die Abteilung für Liegenschaften beansprucht für sich einen winzigen Teil der Büros im E-Block des Pentagons. Wie ihr Name besagt, ist diese Abteilung mit der Beschaffung, der Verwaltung und der Sicherheit militärischer Gebäude und Liegenschaften befasst und damit zuständig für den Immobilienbestand auf der ganzen Welt, angefangen bei Lagerhäusern in St. Louis bis hin zu den ausgedehnten Erprobungsarealen der Luftwaffe in der Wüste von Nevada. In Anbetracht der alles andere als ruhmreichen Arbeit, die in dieser Abteilung geleistet wird, neigen die dort tätigen Männer und Frauen eher zur zivilen als zur militärischen Wesensart. Sie treffen um neun Uhr morgens an ihren Schreibtischen ein, leisten ihre Arbeit und verlassen die Büros um siebzehn Uhr wieder. Weltereignisse, die ihre Kollegen in anderen Bereichen manchmal Tag und Nacht an ihren Schreibtischen festhalten, haben keinen Einfluss auf sie. Den meisten von ihnen gefällt das durchaus.

Auch Nathaniel Fredrick Klein gefiel es - freilich aus völlig anderen Gründen. Kleins Büro befand sich am Ende eines Korridors und war dort zwischen zwei Türen eingezwängt, von denen die eine die Aufschrift

STROMVERSORGUNG und die andere HAUSVERWALTUNG trug. Nur dass sich hinter diesen Türen keine derartigen Räume befanden und die Türschlösser sich nicht einmal mit den kompliziertesten Schlüsselkarten öffnen ließen. Die dahinter liegenden Räume waren Teil von Kleins geheimen Büros.

Die Tür Kleins selbst trug kein Namensschild, nur eine interne Pentagonbezeichnung: 2E377. Die wenigen Kollegen, die ihn je zu Gesicht bekommen hatten, beschrieben ihn als einen mittelgroßen Mann Anfang der sechzig, an dem mit Ausnahme seiner ziemlich langen Nase und seiner Stahlbrille wenig Auffälliges war. Möglicherweise erinnerten sie sich auch an seine konservativ geschnittenen und immer irgendwie zerknittert aussehenden Anzüge, und vielleicht auch an sein beiläufiges Lächeln, wenn man ihm im Flur begegnete. Möglicherweise hatten sie auch gehört, dass Klein gelegentlich zu den Vereinigten Stabchefs oder vor einen Kongressausschuss bestellt wurde. Aber das stand durchaus in Einklang mit seinem Dienstrang. Vielleicht wussten sie auch, dass er für die Sicherheitsvorkehrungen sämtlicher dem Pentagon unterstellten Anlagen in der ganzen Welt verantwortlich war. Was wiederum die Tatsache erklärte, dass man ihn nur höchst selten zu Gesicht bekam. Tatsächlich war es manchmal recht schwierig mit Sicherheit zu sagen, wer oder was Nathaniel Klein eigentlich war.

Um acht Uhr abends saß Klein immer noch hinter seinem Schreibtisch in dem bescheidenen Büro, das sich durch nichts von all den anderen in diesem Gebäudeflügel unterschied. Er hatte nur ganz wenige persönliche Gegenstände darin untergebracht: ein paar eingerahmte Drucke, die die Welt so zeigten, wie die Kartographen des 16. Jahrhunderts sie sich vorgestellt hatten; einen

altmodischen Globus auf einem Piedestal und eine große, vom Space Shuttle aus aufgenommene gerahmte Fotografie der Erde.

Obwohl das nur wenigen Menschen bewusst war, stand Kleins Neigung für die globale Sicht durchaus im Einklang mit seinem eigentlichen Auftrag: Er war Auge und Ohr des Präsidenten. Von seinem unauffälligen Büro aus führte Klein eine Organisation, die die Bezeichnung Covert-One trug. Der Präsident hatte Covert-One nach der schrecklichen Hades Seuche als eine Art Frühwarnsystem mit geheimen Reaktionsmöglichkeiten ins Leben gerufen.

Da Covert-One außerhalb der üblichen Militär- und Geheimdienstbürokratie operierte und damit auch nicht der Überwachung durch den Kongress unterstand, besaß es keine formelle Organisation und auch keine Zentrale. Anstelle akkreditierter Agenten rekrutierte Klein Männer und Frauen, die er als »große Unbekannte« bezeichnete - alle waren sie in ihren jeweiligen Tätigkeitsbereichen angesehene Experten, die aber irgendwie, sei es nun durch die Umstände bedingt oder weil sie das so wollten, außerhalb der normalen Gesellschaft standen. Die meisten von ihnen - aber ganz bestimmt nicht alle - hatten eine militärische Karriere hinter sich, waren hoch dekoriert, hatten sich aber mit den etablierten Kommandostrukturen nicht zurechtfinden können und hatten deshalb den Dienst quittiert. Andere kamen aus dem zivilen Leben: ehemalige Ermittler - auf nationaler ebenso wie auf bundesstaatlicher Ebene; Menschen, die sich in einem Dutzend Sprachen fließend verständigen konnten; Ärzte, die die ganze Welt bereist hatten und damit auch den unwirtlichsten Klimabedingungen gewachsen waren. Und die Besten von ihnen, wie Colonel Jon Smith, waren in vielen Welten zu Hause.

Allen war ein Faktor gemeinsam, dessen Fehlen die

meisten Kandidaten disqualifizierte, die Klein sich ansah: Ihr Leben gehörte ausschließlich ihnen allein. Sie hatten kaum oder gar keine Familie, wenige Bindungen und erfreuten sich einer professionellen Reputation, die selbst der schärfsten Untersuchung standhalten konnte. Für jemanden, der sich Tausende Meilen von Zuhause entfernt im Dienste seines Landes größten Gefahren aussetzen musste, waren dies Eigenschaften von unschätzbarem Wert.

Klein klappte den Aktendeckel mit dem Bericht zu, den er gelesen hatte, nahm die Brille ab und rieb sich die müden Augen. Er freute sich darauf, jetzt nach Hause zu fahren, dort von seinem Cocker Spaniel Buck begrüßt zu werden und vor dem Abendessen, das seine Haushälterin ihm im Ofen bereitgestellt hatte, einen Fingerbreit Single Malt Scotch zu genießen. Er war gerade im Begriff aufzustehen, als die Verbindungstür zum Nebenzimmer geöffnet wurde.

»Nathaniel?«

Eine schlanke Frau, Anfang der Fünfzig mit leuchtend blauen Augen und mit in einem lockeren Twist hochgestecktem, leicht angegrautem blondem Haar stand unter der Tür. Sie trug ein konservativ geschnittenes blaues Kostüm, dessen schlichte Eleganz eine schmale Perlenkette und ein goldenes Filigranarmband betonten.

»Ich dachte, du wärst schon nach Hause gegangen, Maggie.«

Maggie Templeton, die Klein in seinen zehn Jahren bei der National Security Agency als Assistentin zugearbeitet hatte, hob die fein gezeichneten Brauen.

»Wann bin ich eigentlich das letzte Mal vor dir weggegangen? Und das ist, denke ich, heute auch ganz gut so. Denn du solltest dir das einmal ansehen.«

Klein folgte Maggie in den nebenan gelegenen Raum, der fast völlig von Computern und sonstigem elektronischem Gerät beherrscht wurde. Drei Bildschirme waren nebeneinander aufgereiht, dazu kam eine Unzahl von Servern und externen Speichern, alle mit der modernsten Software ausgestattet, die der Regierung zur Verfügung stand. Klein blieb stehen und bewunderte wieder einmal die Fingerfertigkeit und Eleganz, mit der Maggie ihre Tastatur bearbeitete.

Mit Ausnahme des Präsidenten war Maggie Templeton der einzige Mensch, der Funktion und Arbeitsweise von Covert-One wirklich in allen Details durchblickte. Klein hatte von Anfang an gewusst, dass er als rechte Hand jemanden brauchen würde, dem er hundertprozentig vertrauen konnte, und hatte daher darauf bestanden, dass Maggie in alle Details eingeweiht wurde. Abgesehen von der Tatsache, dass sie schon bei der NSA für ihn tätig gewesen war, verfügte sie über mehr als zwanzig Jahre Erfahrung in der gehobenen Hierarchie der CIA. Am Allerwichtigsten war für Klein freilich, dass sie ein Mitglied seiner Familie war. Maggies Schwester Judith war Kleins Frau gewesen, bis sie vor Jahren eine heimtückische Krebserkrankung dahingerafft hatte.

Auch Maggie hatte Tragisches erlebt: Ihr Mann, ein CIA-Geheimagent, war von einem Auslandseinsatz nicht zurückgekehrt. Das Schicksal hatte es so gewollt, dass Maggie und Klein die einzig Übriggebliebenen ihrer jeweiligen Familien waren.

Maggie hatte inzwischen aufgehört die Tasten zu bearbeiten und tippte jetzt mit einem elegant manikürten Fingernagel an den Bildschirm.

VECTOR SIX.

Die zwei Worte pulsierten in der Mitte des Bildschirms

wie eine blinkende Verkehrsampel über der leeren Kreuzung einer Kleinstadt. Klein spürte, wie sich die feinen Härchen auf seinem Unterarm aufrichteten. Er wusste genau, wer Vector Six war; er sah sein Gesicht so deutlich vor sich, als ob der Mann neben ihm stünde. Vector Six: Eine Codebezeichnung, die für Klein, wenn sie je auftauchte, ein Paniksignal bedeutete.

»Soll ich die Mitteilung aufrufen?«, fragte Maggie leise.

»Ja, bitte...«

Sie schlug ein paar Tasten an, und die verschlüsselte Nachricht erschien als ein Gemenge von Buchstaben, Symbolen und Ziffern auf dem Bildschirm. Dann tippte sie auf ein paar weitere Tasten, um die Entschlüsselungs-Software aufzurufen. Sekunden später erschien die Nachricht in Klartext:

Diner - Prix fixe - 8 EURO

Spécialités: Fruits de mer

Spécialités du bar: Bellini

Fermé entre 2-4 heures

Selbst wenn ein Dritter es irgendwie geschafft hätte, die Nachricht zu decodieren, wäre dieses Menü eines namenlosen französischen Restaurants ebenso unschuldig wie irreführend gewesen.

Klein hatte den einfachen Code festgelegt, als er Vector Six das letzte Mal persönlich begegnet war. Der Inhalt der Nachricht hatte natürlich nicht das Geringste mit französischer Cuisine zu tun. Vielmehr handelte es sich um einen Notschrei, eine flehentliche Bitte, ihn sofort herauszuholen.

Klein zögerte keine Sekunde. »Bitte antworte

folgendermaßen: »*Réservations pour deux.*«

Maggies Finger flogen über die Tasten, tippten die Antwort. Der kurze Text wurde von zwei Militärsatelliten reflektiert, bevor er zurück zur Erde geschickt wurde. Klein wusste nicht, wo Vector Six sich in diesem Augenblick aufhielt, aber so lange er Zugang zu dem Laptop fand, den Klein ihm gegeben hatte, konnte er die Antwort herunterladen und entschlüsseln.

»*Sofort melden!*«

Klein warf einen Blick auf den Zeitstempel der Nachricht: Sie war vor acht Stunden abgesetzt worden. Wie war das möglich?

Zeitdifferenz! Vector Six war acht Zeitzonen östlich von ihm eingesetzt. Klein sah auf seine Uhr: In Realzeit war die Nachricht weniger als zwei Minuten alt.

Eine Antwort huschte über den Bildschirm:
»*Réservations confirmées.*«

Klein atmete tief durch, als der Bildschirm schwarz wurde. Vector Six würde nicht länger online bleiben als unbedingt notwendig war. Der Kontakt war hergestellt, ein Treffpunkt vorgeschlagen, akzeptiert und bestätigt worden. Vector Six würde diesen Kommunikationskanal nicht ein zweites Mal benutzen.

Als Maggie offline ging, ließ Klein sich auf den einzigen anderen Sessel im Raum sinken und fragte sich, was für außergewöhnliche Umstände Vector Six wohl dazu veranlasst haben mochten, ihn zu kontaktieren.

Im Gegensatz zur CIA und anderen Geheimdienststellen verfügte Covert-One über keine Kette von Auslandsagenten. Trotzdem hatte Klein eine Anzahl ausländischer Kontakte geknüpft. Einige davon hatte er sich während seiner Zeit bei der NSA aufgebaut, andere gingen auf zufällige Begegnungen zurück, die sich zu

einer auf Vertrauen und wechselseitigem Eigennutz basierenden Beziehung entwickelt hatten.

Es war eine recht vielschichtige Gruppe: Ein Arzt in Ägypten, der den größten Teil der herrschenden Elite seines Landes zu seinen Patienten zählte; ein Computerunternehmer in New Delhi, der für seine Regierung tätig war; ein Banker in Malaysia, der sich wie kaum ein anderer darauf verstand, Devisenbeträge überall auf der Welt zu bewegen, zu verbergen oder aufzuspüren. Untereinander kannten sich diese Leute nicht. Sie hatten mit Ausnahme ihrer Freundschaft mit Klein und dem Computer Notebook, das er jedem von ihnen gegeben hatte, nichts gemeinsam. Für sie war Klein ein Bürokrat mittleren Ranges, von dem sie wussten, dass er insgeheim eine wesentlich wichtigere Funktion ausübte. Sie hatten sich nicht nur aus Freundschaft und weil sie an das glaubten, was er repräsentierte, bereit erklärt, ihm als Augen und Ohren zu dienen, sondern auch weil sie darauf vertrauten, dass er ihnen helfen würde, sollte ihnen aus irgendeinem Grund der Boden in ihrer jeweiligen Heimat unter den Füßen zu heiß werden.

Vector Six war einer aus dieser Hand voll Freunde.

»Nate?«

Klein blickte zu Maggie auf.

»Wer bekommt den Auftrag?«, fragte sie.

Gute Frage...

Auf Auslandsreisen bediente Klein sich immer seiner Pentagonpapiere. Falls er sich mit einer Kontaktperson traf, sorgte er dafür, dass dies in der Öffentlichkeit und an einem sicheren Ort geschah. Offizielle Veranstaltungen in einem Botschaftsgebäude der Vereinigten Staaten eigneten sich dafür am besten. Aber Vector Six war weit von jeder Botschaft entfernt. Er befand sich auf der Flucht.

»Smith«, sagte Klein schließlich. »Hol hn mir bitte ans Telefon, Maggie.«

Smith träumte von Sophia, als das hartnäckige Klingeln des Telefons ihn störte. Er sah sie beide an einem Flussufer sitzen, im Schatten riesiger dreieckiger Bauwerke. In der Ferne dehnte sich die Silhouette einer Großstadt. Die Luft war heiß, erfüllt von dem Duft von Rosen und von Sophia. *Kairo*... sie befanden sich in der Nähe der Pyramiden von Gizeh außerhalb von Kairo.

Die spezielle Leitung...

Smith war, nachdem er vom Friedhof nach Hause zurückgekommen war, in den Kleidern auf der Couch eingeschlafen; jetzt fuhr er in die Höhe. Der Regen prasselte gegen die Fenster, der Wind heulte und trieb dichte Wolken über den Himmel. In seiner Zeit als Soldat hatte Smith sich die Fähigkeit angeeignet, sofort hellwach zu sein, wenn er geweckt wurde. Bei USAMRIID, wo man sich den Schlaf gewöhnlich zwischen Stunden endloser strapaziöser Arbeit stehlen musste, war ihm diese Fähigkeit zustatten gekommen. Und das tat sie jetzt auch.

Smith warf einen Blick auf die Zeitangabe in der rechten unteren Ecke des Bildschirms: fast neun Uhr. Er hatte zwei Stunden geschlafen. Emotional ausgepumpt und Sophias Bild vor Augen war er nach Hause gefahren, hatte sich dort etwas Suppe angewärmt und sich dann auf die Couch fallen lassen und dem Prasseln des Regens zugehört. Er hatte nicht vorgehabt einzuschlafen, war aber jetzt dankbar, dass es dazu gekommen war. Es gab nur einen Mann, der berechtigt war, ihn auf dieser ganz speziellen Leitung anzurufen. Und die Nachricht, die er jetzt gleich zu hören bekommen würde, konnte den Anfang eines endlosen Tages bedeuten.

»Guten Abend, Mr. Klein.«

»Auch Ihnen einen guten Abend, Jon. Ich hoffe, ich störe nicht beim Abendessen.«

»Nein, Sir, ich habe schon früher gegessen.«

»Wie schnell können Sie zum Luftwaffenstützpunkt Andrews kommen?«

Smith atmete tief durch. Gewöhnlich gab Klein sich geschäftsmäßig höflich. Kurz angebunden hatte Smith ihn bisher noch selten erlebt.

Und das bedeutet, dass es Ärger gibt - ziemlich großen Ärger, »Etwa eine Dreiviertelstunde, Sir.«

»Gut. Und, Jon... packen Sie für ein paar Tage.«

Smith starrte das inzwischen wieder verstummte Telefon an, das er in der Hand hielt. »Ja, Sir.«

Was jetzt ablief, war Smith so in Fleisch und Blut übergegangen, dass ihm kaum bewusst wurde, was da eigentlich geschah. Drei Minuten um zu duschen und sich zu rasieren; zwei Minuten zum Anziehen, zwei weitere, um den Inhalt der in einem begehren Schrank bereitstehenden Tasche noch einmal zu überprüfen und ein paar Dinge dazuzulegen. Beim Hinausgehen schaltete er die Alarmanlage für das Haus ein; als er den Wagen in der Einfahrt stehen hatte, aktivierte er den Alarm für die Garage mit der Fernbedienung.

Infolge des Regens dauerte die Fahrt zum Andrews Luftwaffenstützpunkt etwas länger als gewöhnlich. Smith vermied es den Haupteingang zu benutzen und fuhr am Lieferanteneingang vor. Ein in einen Poncho gehüllter Wachposten musterte seinen in Plastikfolie eingeschweißten Ausweis, suchte dann seinen Namen auf der Liste der zugangsberechtigten Personen und winkte ihn durch.

Smith war schon oft genug von Andrews abgeflogen, um sich auszukennen. Er hatte keine Mühe, den Hangar der Jets zu finden, mit denen die meiste Zeit hohe Offiziere unterwegs waren. Er stellte den Wagen auf einem abgesperrten Parkplatz abseits der Piste ab, holte seine Reisetasche aus dem Kofferraum und platschte zu dem riesigen Hangar hinüber.

»Guten Abend, Jon«, sagte Klein. »Beschissenes Wetter. Wahrscheinlich wird es noch schlimmer.«

Smith stellte seine Tasche ab. »Ja, Sir. Aber bloß für die Navy.«

Diesmal rötigte er Klein mit dem abgedroschenen Witz kein Lächeln ab. »Tut mir Leid, Sie in einer solchen Nacht aufzuseuchen. Es hat sich etwas ergeben. Kommen Sie mit.«

Smith sah sich um, ehe er Klein zu dem Tisch mit der Kaffeemaschine folgte. In dem Hangar standen vier Gulfstream Jets, aber es war keinerlei Wartungspersonal zu sehen. Smith nahm an, dass Klein sie weggeschickt hatte, um ungestört zu sein.

»Die tanken einen Vogel mit Langstreckentanks auf«, sagte Klein und sah auf die Uhr. »Sollte in zehn Minuten fertig sein.« Er reichte Smith einen Styroporbecher mit dampfendem schwarzem Kaffee und musterte ihn dann nachdenklich. »Jon, es handelt sich um eine Extraktion. Deshalb die Eile.«

Und deshalb braucht man einen großen Unbekannten.

Dank seiner Militärvergangenheit war Smith mit dem Begriff »Extraktion«, so wie Klein ihn benutzt hatte, vertraut. Man verstand darunter, jemanden oder etwas so schnell und so lautlos wie möglich von einem bestimmten Ort oder aus einer bestimmten Situation zu entfernen - gewöhnlich unter widrigen Umständen und in höchster

Eile.

Aber Smith wusste auch, dass es für solche Aufträge gewöhnlich Spezialisten gab - militärische wie zivile.

Als er sich in diesem Sinne äußerte, erwiderte Klein: »Im vorliegenden Fall haben wir es mit besonderen Umständen zu tun. Ich möchte keine anderen Stellen einschalten - zumindest jetzt noch nicht. Außerdem kenne ich den Betreffenden - und Sie kennen ihn auch.«

Smith zuckte zusammen. »Wie bitte, Sir?«

»Der Mann, mit dem Sie sich treffen und den Sie herausholen sollen, ist Juri Danko.«

»Danko...«

Vor seinem inneren Auge sah Smith einen Mann wie einen Bären, ein paar Jahre älter als er, mit einem sanften Mondgesicht, das ein paar Aknenarben aus seiner Kinderzeit verunzierten. Juri Danko, der Sohn eines Kohlebergmanns aus Dobnez, mit einem von Geburt an verkrüppelten Bein, hatte es in der Abteilung für medizinische Ermittlungen der russischen Armee zum Oberst gebracht.

Smith konnte seine Überraschung nicht verhehlen. Er wusste, dass Klein, bevor er die Sicherheitsvereinbarung unterzeichnet hatte, mit der Smith Mitglied von Covert-One geworden war, sein ganzes Leben unter das Mikroskop genommen hatte. Klein war also klar, dass Smith Danko kannte, er hatte aber in keiner ihrer Besprechungen auch nur angedeutet, dass er selbst eine Beziehung zu dem Russen unterhielt.

»Gehört Danko zu...?«

»Covert-One? Nein, und Sie werden ihm gegenüber auch nicht erwähnen, dass Sie dazu gehören. Aus Dankos Sicht schicke ich einfach jemanden, den er kennt, um ihn

herauszuholen. Das ist alles.«

Daran hatte Smith starke Zweifel. So schlicht und einfach war bei Klein nie etwas. Aber eines stand für ihn fest: Klein würde nie einen Agenten in Gefahr bringen, nur weil er ihm nicht alles gesagt hätte, was er wissen musste.

»Als Danko und ich uns das letzte Mal begegnet sind«, meinte Klein, »haben wir einen einfachen Code verabredet, der nur im Falle größter Not angewendet werden sollte. Der Code war eine Speisekarte. Der Preis - acht Euros - weist auf das Datum hin, 8. April, zwei Tage von heute an gerechnet. Einer nach europäischer Zeit.

Die Spezialität sind Meeresfrüchte, und das deutet an, dass Danko auf dem Seeweg kommen wird. Bei dem Bellini handelt es sich um einen Cocktail, der das erste Mal in Harry's Bar in Venedig gemixt wurde. Dass das Restaurant zwischen zwei und vier Uhr nachmittags geschlossen ist, weist auf den Zeitpunkt hin, an dem der Kontakt am Treffpunkt stattfinden soll.«

Klein hielt kurz inne. »Ein einfacher, aber sehr wirksamer Code. Selbst wenn der Schlüssel geknackt und die Nachricht abgefangen worden ist, wäre es immer noch unmöglich, mit dem Menü etwas anzufangen.«

»Da Danko erst in frühestens vierundzwanzig Stunden eintreffen wird, weshalb dann das Alarmsignal?«, fragte Smith.

»Danko hielt es für richtig, es sofort auszulösen«, erwiderte Klein sichtlich besorgt. »Er könnte vorzeitig nach Venedig kommen; er könnte sich verspäten. In letzterem Fall möchte ich nicht, dass er in der Luft hängt.«

Smith nickte und nahm dann einen Schluck von seinem Kaffee. »Verstanden. Jetzt zur Vierundsechzigtausend-Dollar-Frage: Weshalb zieht Danko Leine?«

»Das wird nur er uns sagen können. Und glauben Sie mir, ich will diese Gründe kennen. Danko befindet sich in einer einmaligen Position. Die hätte er nie gefährdet...«

Smith hob eine Augenbraue. »Es sei denn?«

»Es sei denn, er ist im Begriff aufzufliegen.«

Klein stellte seinen Kaffeebecher ab. »Ich kann das nicht mit Sicherheit sagen, Jon, aber ich glaube, Danko hat Informationen. Und wenn das der Fall ist, dann ist er der Ansicht, dass ich diese Informationen erhalten muss.«

Klein blickte über Smith' Schulter auf einen Sergeant der Air-Police, der gerade den Hangar betreten hatte.

»Die Maschine ist startbereit, Sir«, meldete der Sergeant zackig.

Klein tippte Smith an den Ellbogen, und die beiden gingen zu den Hangartoren.

»Fliegen Sie nach Venedig«, sagte er leise. »Holen Sie Danko ab und finden Sie heraus, über welche Informationen er verfügt. Und zwar schnell.«

»Das werde ich, Sir. Aber da gibt's etwas, das ich in Venedig brauchen werde.«

Smith hätte seine Stimme nicht zu senken brauchen, als sie ins Freie traten. Das Prasseln des Regens übertönte seine Worte. Nur Kleins Nicken ließ erkennen, dass er Smith überhaupt verstand.

3

Im katholischen Teil Europas ist Ostern eine Zeit familiärer Begegnungen und Pilgerfahrten. Firmen und Schulen schließen ihre Tore, Züge und Hotels sind überbucht, und in Städten und Dörfern bereiten die Menschen sich auf eine Flut von Besuchern vor. In Italien ist Venedig eines der beliebtesten Ziele für jene, die das Nützliche mit dem Angenehmen und die Religion mit der Kultur verbinden wollen. Die Serenissima mit ihrer Vielzahl von Kirchen und Kathedralen erfüllt die Bedürfnisse auch noch so beflissener Pilger. Zugleich ist die Lagunenstadt jedoch auch seit tausend Jahren Tummelplatz der Reichen und Schönen. Ihre schmalen Straßen und die mit Kopfstein gepflasterten Gassen bieten ein ganzes Spektrum irdischer Vergnügungen.

Um Punkt 13 Uhr 45 bahnte sich Smith, so wie er das auch an den beiden vorangegangenen Tagen getan hatte, seinen Weg durch die dicht nebeneinander aufgereihten Tische vor dem Cafe Florian an der Piazza San Marco. Er nahm jedes Mal denselben Tisch dicht an einer kleinen Plattform, auf der ein Flügel stand. In ein paar Minuten würde der Pianist eintreffen, und pünktlich um halb drei würden sich die Tonfolgen Mozarts oder Bachs in den Hall der Stimmen und Schritte der Hunderte von Touristen mischen, die sich auf dem Platz drängten.

Der Kellner, der Smith an den beiden letzten Tagen bedient hatte, eilte an den Tisch seines Kunden. Der Amerikaner - der Akzent, mit dem er Italienisch sprach, wies ihn eindeutig als solchen aus - war ein guter Kunde; will sagen einer, der schlechten Service nicht als solchen

erkannte und dennoch reichlich Trinkgeld gab. Dem gut geschnittenen anthrazitfarbenen Anzug und den sichtlich handgefertigten Schuhen nach zu schließen hielt der Kellner Smith für einen wohlhabenden Geschäftsmann, der irgendwelche Transaktionen abgeschlossen hatte und jetzt noch auf Firmenspesen ein paar Tage das Touristendasein genoss.

Smith lächelte dem Kellner zu, bestellte seinen üblichen *Caffe Latte* und dazu ein *Prosciutto* Sandwich und schlug dann den Wirtschaftsteil der *International Harald Tribune* auf.

Sein Imbiss traf genau in dem Augenblick ein, in dem der Pianist die ersten Akkorde eines Bach-Konzerts anschlug. Smith warf zwei Würfel Zucker in seinen Kaffee und ließ sich mit dem Rühren Zeit. Dann musterte er im Schutz der aufgeschlagenen Zeitung den Platz zwischen seinem Tisch und dem Dogenpalast.

Der stets überfüllte Markusplatz eignete sich geradezu ideal dazu, sich mit jemandem zu treffen, der sich auf der Flucht befand. Aber der Flüchtling hatte sich bereits einen Tag verspätet, und Smith fragte sich, ob Juri Danko es überhaupt geschafft hatte, Russland zu verlassen.

Smith war für USAMRIID tätig gewesen, als er die Bekanntschaft Dankos gemacht hatte, der im medizinischen Geheimdienst der russischen Armee so etwas wie sein Pendant gewesen war. Der Treffpunkt war das luxuriöse Victoria-Jungfrau Grand Hotel in der Nähe von Bern gewesen. Vertreter der beiden Länder waren sich dort in gelockerter Atmosphäre begegnet, um sich gegenseitig zusätzlich zu den formellen internationalen Inspektionen über die Fortschritte im stufenweisen Abbau ihrer jeweiligen biologischen Waffensysteme zu informieren.

Smith war nie damit befasst gewesen, Agenten zu

rekrutieren, war aber wie alle anderen Angehörigen des US-Teams von Mitarbeitern der CIA gründlich darüber informiert worden, wie die andere Seite möglicherweise an ihn herantreten könnte. An den beiden ersten Konferenztagen war Danko sein Gesprächspartner gewesen, und obwohl Smith stets vorsichtig blieb, war ihm der große, vierschrötige Russe doch unwillkürlich sympathisch geworden. Danko machte aus seiner patriotischen Gesinnung kein Hehl, ließ aber Smith zugleich wissen, dass ihm seine Arbeit deshalb so wichtig war, weil er nicht ständig Angst haben wollte, dass seine Kinder mit der Gefahr heranwachsen, dass irgendein Verrückter eine Bio-Waffe auf die Menschheit losließ, sei es nun um sie zu terrorisieren oder um Rache zu nehmen.

Smith war sehr wohl bewusst, dass für ein solches Szenario nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar durchaus eine beängstigende Wahrscheinlichkeit bestand. Russland wurde augenblicklich von Krisen und Unsicherheit geplagt, verfügte aber nach wie vor über ein gewaltiges Lager an Bio-Waffen, die in vor sich hinrostenden Behältern halbherzig von Forschern, Wissenschaftlern und Militärs überwacht wurden, deren Einkommen in den meisten Fällen kaum dazu ausreichte, ihre Familien zu ernähren. Unter solchen Umständen konnte die Versuchung, irgendwelche Nebengeschäfte zu machen, geradezu überwältigende Ausmaße annehmen.

Smith und Danko fingen an, sich außerhalb der regulären Konferenzstunden zu treffen. Als sich dann die beiden Delegationen schließlich anschickten, in ihre Heimatländer zurückzukehren, war zwischen den beiden Männern eine auf wechselseitigem Respekt und Vertrauen basierende Freundschaft entstanden.

Im Laufe der darauf folgenden zwei Jahre kamen sie mehrmals zusammen - in Sankt Petersburg, Atlanta, Paris

und Hongkong -, immer im Rahmen irgendeiner Konferenz. Dabei fiel Smith auf, dass Danko von Mal zu Mal unruhiger wirkte. Obwohl er den Alkohol mied, beklagte er sich manchmal überschäumend bitter und wortreich über die Unredlichkeit seiner militärischen Vorgesetzten. Russland, so ließ er durchblicken, verletzte die Vereinbarungen, die es mit den Vereinigten Staaten und der ganzen Welt geschlossen hatte. Es erweckte äußerlich den Anschein, seine Bio-Waffenprogramme abzubauen, hatte aber in Wirklichkeit seine Forschungsarbeiten sogar verstärkt. Und was das Schlimmste war, russische Wissenschaftler und Techniker verschwanden und tauchten in China, Indien und dem Irak wieder auf, wo ihr Wissen in hohem Maße gefragt war und wo für ihre Arbeit schier unbegrenzte Mittel zur Verfügung standen.

Smith war ein guter Menschenkenner, und so kam es, dass er am Ende einer der gequälten Geständnisse Dankos gesagt hatte: »Ich werde mit dir zusammenarbeiten, Juri. Falls es das ist, was du möchtest.«

Dankos Reaktion darauf erinnerte an die eines reuigen Sünders, den man endlich von der Last seiner Sünde befreit hat. Er erklärte sich bereit, Smith Informationen zu liefern, von denen er glaubte, dass die Vereinigten Staaten sie bekommen sollten. Dabei äußerte er nur zwei Vorbehalte: Erstens würde er nur mit Smith verhandeln, mit niemandem sonst von den amerikanischen Nachrichtendiensten. Und zum Zweiten wollte er Smith' Ehrenwort, dass dieser sich um seine Familie kümmern würde, falls ihm etwas zustoßen sollte.

»Dir wird nichts zustoßen, Juri«, hatte Smith ihm versichert. »Du wirst eines Tages in deinem eigenen Bett sterben, umgeben von deinen Enkelkindern.«

Während er jetzt auf die Menschenmenge blickte, die aus dem Dogenpalast drängte, grübelte Smith über diese

Worte nach. Sie waren damals aus aufrichtiger Überzeugung über seine Lippen gekommen, schmeckten aber jetzt, wo Danko sich bereits um vierundzwanzig Stunden verspätet hatte, in seinem Mund wie Asche.

Aber Klein hast du kein einziges Mal erwähnt, dachte Smith. Auch nicht, dass du bereits einen Kontakt in den Vereinigten Staaten hattest. Warum, Juri? Ist Klein dein versteckter Trumpf?

Aus den Gondeln und Motorbooten in der Lagune strömten immer neue Menschenmassen und drängten sich auf dem Platz vor der eindrucksvollen Basilika. Smith beobachtete sie - die jungen, Händchen haltenden Paare, die Väter und Mütter, die ihre Kinder nicht aus den Augen ließen, die Touristengruppen, die sich um ihre Reiseführer scharten, die in einem Dutzend verschiedener Sprachen die Sehenswürdigkeiten erklärten. Er hielt seine Zeitung in Augenhöhe, aber sein Blick schweifte unablässig über den Rand des Blattes, musterte Gesichter und versuchte jenes eine zu entdecken, das er kannte.

Wo bist du? Was hast du gefunden, das so schrecklich ist, dass du dein Leben riskieren musst, um es aus Russland herauszubringen?

Die Fragen nagten an Smith. Da Danko alle Kontakte abgebrochen hatte, gab es keine Antwort darauf. Wie Klein es geschildert hatte, würde der Russe durch das vom Krieg zerrissene Jugoslawien reisen, sich im Schutz des Chaos und des Elends halten, das in jener Region herrschte, bis er schließlich die Küste erreichte. Und dort würde er ein Schiff finden, das ihn über die Adria nach Venedig brachte.

Komm hierher, dann wirst du sicher sein.

Die Gulfstream stand auf dem Marco Polo Flughafen von Venedig bereit; an dem Steg neben dem Palazzo delle

Prigioni am Rio di Palazzo war ein schnelles Motorboot vertäut. Sobald Smith Danko entdeckte, würde es keine drei Minuten dauern, bis er ihn auf dem Boot hatte. Und eine Stunde später würden sie sich bereits in der Luft befinden.

Wo bist du?

Smith griff gerade nach seiner Tasse, als er aus dem Augenwinkel etwas bemerkte: einen kräftig gebauten Mann, der sich am Rand einer Touristengruppe hielt. Vielleicht gehörte er zu ihr, vielleicht auch nicht. Er trug einen Nylonanorak und eine Golfmütze; ein dichter Bart und eine große Sonnenbrille verbargen sein Gesicht. Aber da war etwas an ihm...

Smith fuhr fort den Mann zu beobachten, und dann sah er es der Mann zog das linke Bein etwas nach. Juri Danko war mit einem linken Bein zur Welt gekommen, das zwei Zentimeter kürzer als das rechte war. Selbst maßgefertigte orthopädische Schuhe konnten nicht ganz verhindern, dass er hinkte.

Smith rutschte auf seinem Stuhl etwas zur Seite und senkte die Zeitung ein Stück, um Dankos Näherkommen verfolgen zu können. Der Russe nutzte die Touristengruppe sehr geschickt, hielt sich immer an ihrem Rand auf, nahe genug, um den Eindruck zu erwecken, er würde dazugehören, und doch nicht so nahe, um dem Reiseführer aufzufallen.

Langsam wandte die Gruppe sich von der Basilika ab und bewegte sich in Richtung auf die andere Seite des Markusplatzes. Ehe eine Minute verstrichen war, hatte sie die äußerste Tischreihe des Cafe Florian erreicht. Ein paar Touristen lösten sich aus der

Gruppe und strebten auf eine kleine Snackbar dicht neben dem Cafe zu. Smith regte sich nicht von der Stelle,

als die Touristen laut miteinander plaudernd an seinem Tisch vorbeikamen. Erst als Danko dicht vor dem Tisch stand, blickte er auf.

»Der Stuhl ist frei.«

Smith beobachtete, wie Danko sich umdrehte, als er eindeutig Smith' Stimme erkannte.

»Jon?«

»Ja, ich bin's, Juri. Komm, setz dich.«

Der Russe ließ sich auf den Stuhl sinken. Man konnte ihm die Verblüffung ansehen. »Aber, Mr. Klein... er hat *dich* geschickt? Arbeitest du...?«

»Nicht hier, Juri. Ich bin gekommen, um dich rüberzuholen.«

Danko schüttelte den Kopf, winkte einem vorbeieilenden Kellner zu und bestellte Kaffee. Er holte ein Päckchen Zigaretten heraus, entnahm ihm eine und zündete sie an. Smith stellte fest, dass nicht einmal der Bart verbergen konnte, wie hohlwangig Danko geworden war. Seine Finger zitterten, als er die Zigarette anzündete. »Ich kann es immer noch nicht glauben, dass du das bist...«

»Juri...«

»Ist schon gut, Jon. Man ist mir nicht gefolgt. Ich bin sauber.«

Danko lehnte sich in seinem Stuhl zurück und starrte zu dem Pianisten hinüber. »Wunderbar, nicht wahr? Die Musik, meine ich.«

Smith beugte sich vor. »Alles in Ordnung bei dir?«

Danko nickte. »Ja, jetzt schon. Hierher zu kommen war nicht leicht, aber...«

Er verstummte, als der Kellner seinen Kaffee brachte. »In Jugoslawien war es sehr schwierig. Die Serben sind ein einziger paranoider Haufen. Ich hatte einen

ukrainischen Pass, aber selbst den hat man gründlich überprüft.«

Smith gab sich alle Mühe, die hundert Fragen zu verdrängen, die ihm durch den Kopf wirbelten, und versuchte sich ganz auf das zu konzentrieren, was jetzt geschehen musste.

»Gibt es etwas, was du mir sagen oder mir geben willst - ich meine jetzt gleich?«

Allem Anschein nach hatte Danko ihn nicht gehört. Er konzentrierte sich ganz auf zwei Carabinieri, die sich langsam, die Maschinenpistolen vor der Brust hängend, durch die Touristenmassen bewegten. »Eine Menge Polizei«, murmelte er.

»Das liegt an den Feiertagen«, meinte Smith. »Da setzen die immer zusätzliche Streifen ein. Juri...«

»Ich habe Mr. Klein etwas zu sagen, Jon.«

Danko lehnte sich über den Tisch. »Was die vorhaben - ich hätte das nie geglaubt. Das ist heller Wahnsinn!«

»*Was* haben sie vor?«, wollte Smith wissen und hatte Mühe, dabei nicht laut zu werden. »Und wer sind diese *sie*?«

Danko sah sich nervös um. »Hast du Vorkehrungen getroffen? Kannst du mich hier wegbringen?«

»Wir können sofort abreisen.«

Als Smith in die Tasche griff, um seine Brieftasche herauszuholen, bemerkte er, dass die beiden Carabinieri jetzt zwischen den Tischen des Cafes näher kamen. Einer lachte, als ob der andere gerade einen Witz gemacht hätte, und deutete dann auf die Sandwich-Bar.

Smith zählte ein paar Lire-Scheine ab, beschwerte sie mit einem Teller und war gerade im Begriff, seinen Stuhl nach hinten zu schieben, als die ganze Welt um ihn herum

explodierte.

»Jon!«

Der brutale Lärm von in unmittelbarer Nähe abgefeuerter Automatikwaffen übertönte seinen Schrei. Die beiden Carabinieri waren an ihrem Tisch vorbeigegangen, waren herumgewirbelt und dann hatten ihre Waffen zu knattern begonnen. Die beiden Maschinenpistolen spieen den Tod, zerfetzten Dankos Körper; mit solcher Wucht trafen die Geschosse auf, dass sie ihn vom Stuhl rissen und den Stuhl umkippten.

Smith hechtete bereits in Richtung des kleinen Podiums, noch bevor er den Überfall ganz registriert hatte. Kugeln prallten rings um ihn auf das Steinpflaster und fetzten in die hölzernen Balken. Der Pianist machte den tödlichen Fehler aufzuspringen, und eine Garbe von Schüssen riss ihn förmlich in Stücke. Die Sekunden schienen sich wie in zähem Leim gefangen dahinzuschleppen. Smith schien es unglaublich, dass die Killer sich so viel Zeit nehmen und ungestraft ihr tödliches Werk verrichten konnten. Was er nicht wusste war, dass der Flügel, dessen glänzend schwarzes Gestell und dessen weiße Tasten auf schreckliche Weise zerschmettert wurden, ihm das Leben rettete und einen Feuerstoß nach dem anderen auffing, der für ihn bestimmt war.

Die Killer waren Profis; sie wussten, wann es Zeit war zu verschwinden. Plötzlich ließen sie die Waffen fallen, duckten sich hinter einen umgekippten Tisch und rissen ihre Uniformjacken herunter. Darunter trugen sie unauffällige Windjacken in Grau und Beige. Sie zogen Fischermützen aus den Taschen, rannten ins Cafe Florian und nutzten die Panik der sie umgebenden Touristen als Deckung. Als sie durch die Eingangstür hasteten, schrie einer von ihnen: »Assassini! Die bringen alle um! Um Himmels willen, ruft die *Polizia!*«

Smith hob den Kopf und konnte gerade noch sehen, wie die Killer zwischen den Gästen des Cafes untertauchten. Er sah sich nach Danko um, der mit zeretzter Brust auf dem Rücken lag. Ein leises, animalisches Knurren kam aus Smith' Kehle, als er von dem Podest sprang und sich mit den Ellbogen den Weg ins Cafe bahnte. Die Menschenherde riss ihn mit durch die Küche und nach draußen in die schmale Gasse hinter dem Cafe. Keuchend sah Smith in beide Richtungen. Zur Linken verschwand gerade eine graue Windjacke um die Ecke.

Die Killer waren mit der Gegend vertraut. Sie rannten durch das Gewirr von Gassen und erreichten schließlich einen schmalen Kanal, wo eine Gondel an einem Pfosten angebunden war. Einer sprang hinein und griff nach der Ruderstange, der andere löste das Tau vom Pfosten. Sekunden später trieben sie auf dem Kanal.

Der Killer, der die Ruderstange hielt, zündete sich eine Zigarette an.

»Einfache Arbeit«, sagte er zu seinem Partner.

»Für zwanzigtausend Dollar war das fast zu einfach«, erwiderte der Zweite. »Aber wir hätten den anderen auch umlegen sollen. Der Schweizer Gnom hat das eindeutig gesagt: Die Zielperson und jeden, der mit ihm Kontakt hat.«

»Basta! Wir haben unseren Auftrag erfüllt. Wenn der Schweizer Gnom möchte...«

Ein Ausruf des Ruderers unterbrach ihn. »Zum Teufel!«

Der zweite Killer schaute in die Richtung, in die sein Freund zeigte. Der Mund blieb ihm offen stehen, als er sah, wie der Partner ihres Opfers auf dem Fußweg neben dem Kanal heranhetzte.

»Leg den *figlio di putana* um!«, schrie er.

Der Ruderer zog eine großkalibrige Pistole aus dem Hosenbund. »Mit dem größten Vergnügen.«

Smith sah, wie die Hand des Ruderers sich hob, sah die Pistole zittern, als die Gondel schwankte. Ihm war klar, wie verrückt das war, was er da tat - bewaffnete Killer verfolgen, ohne auch nur ein Messer zu haben, mit dem er sich verteidigen konnte. Aber das Bild des ermordeten Danko hielt ihn in Schwung. Er war jetzt keine zehn Meter mehr von der Gondel entfernt, und der Abstand wurde schnell kleiner, weil der Ruderer immer noch sein Gleichgewicht zu finden versuchte, um besser zielen zu können.

Acht Meter.

»Tommaso...«

Der Ruderer, Tommaso, wünschte sich, sein Partner würde endlich den Mund halten. Er konnte schließlich selbst sehen, dass der Verrückte näher kam, aber was hatte das schon zu besagen? Er war ja offensichtlich unbewaffnet, sonst hätte er schon längst seine Waffe gezogen.

Und dann sah er etwas anderes, halb von den Planken am Boden der Gondel verborgen: eine Batterie, mehrfarbige Drähte... etwas, was er selbst schon oft genug benutzt hatte.

Tommasos Schrei wurde von der Explosion übertönt. Ein Feuerball hüllte die Gondel ein, schleuderte sie zehn Meter hoch in die Luft. Einen Augenblick lang war nur noch schwarzer, beißender Rauch zu sehen. Smith wurde gegen die Ziegelmauer einer Glasfabrik geschleudert und sah nach dem Blitz nichts mehr, roch aber brennendes Holz und verkohltes Fleisch, als die Trümmer aus dem Himmel herunterregneten.

In dieser Szenerie des Entsetzens, die den ganzen Platz beherrschte, blieb ein Mann, der sich hinter einem der Granitlöwen von St. Markus versteckt hatte, absolut ruhig. Auf den ersten Blick sah er aus, als wäre er Anfang fünfzig, aber möglicherweise ließen ihn sein Schnurrbart und sein Backenbart auch älter erscheinen. Er trug ein großkariertes Sportsakko im französischen Schnitt mit einer gelben Rosette im Revers und hatte ein paisley gemustertes Halstuch in den Kragen gesteckt. Jemand, der ihn beiläufig sah, würde ihn für einen Dandy halten, vielleicht einen Universitätsprofessor oder einen gut situierten Rentner.

Allerdings bewegte er sich sehr schnell. Während noch das Echo der Schüsse über den Platz hallte, eilte er bereits in die Richtung, die die fliehenden Killer genommen hatten. Er musste sich entscheiden, ob er ihnen und dem Amerikaner folgen sollte, der hinter ihnen herrannte, oder ob es besser wäre, zu dem Verwundeten zu eilen. Er zögerte keinen Augenblick.

»*Dottore!* Lassen Sie mich durch! Ich bin Arzt!«

Die Touristen reagierten sofort auf sein akzentfreies Italienisch. Sekunden später kniete er neben der von den Geschossgarben durchsiebten Leiche Juri Dankos. Er erkannte auf den ersten Blick, dass für Danko jede Hilfe zu spät kam, presste aber trotzdem zwei Finger gegen den Hals des Mannes, als würde er nach dem Puls suchen. Gleichzeitig suchte seine andere Hand in der Jackettasche Dankos.

Die Leute an den Tischen waren aufgesprungen und sahen sich um. Sahen ihn an. Einige kamen auf ihn zu. So benommen sie auch waren, würden sie trotzdem Fragen stellen, denen er lieber aus dem Weg gehen wollte.

»Sie dort!«, sagte der Arzt mit scharfer Stimme zu einem

jungen Mann, der wie ein Student wirkte. »Kommen Sie her, helfen Sie mir.«

Er packte den Studenten und zwang ihn, Dankos Hand zu halten. »So, und jetzt drücken... drücken, habe ich gesagt!«

»Aber er ist tot!«, protestierte der Student.

»Idiot!«, brauste der Arzt auf. »Er lebt noch. Aber wenn er keinen menschlichen Kontakt spürt, stirbt er!«

»Können Sie nicht...«

»Ich muss Hilfe holen. Sie bleiben da!«

Der Arzt bahnte sich einen Weg durch die Menge, die sich inzwischen um die Toten gesammelt hatte. Die Augen, die ihm folgten, kümmerten ihn nicht. Die meisten Zeugen waren selbst unter günstigen Voraussetzungen alles andere als verlässlich. Und unter diesen Bedingungen hier würde ihn niemand genau beschreiben können.

Jetzt waren die ersten Polizeisirenen zu hören. In wenigen Minuten würde der ganze Platz von Carabinieri wimmeln und abgesperrt werden. Man würde potenzielle Zeugen festhalten; die Verhöre würden mehrere Tage in Anspruch nehmen. Der Arzt konnte sich nicht leisten, in dieses Netz zu geraten.

Ohne den Eindruck zu erwecken als wolle er flüchten, rannte er schnell auf die Seufzerbrücke zu, eilte die Treppe hinauf und auf der anderen Seite wieder hinunter. Vorbei an den Buden mit Andenken und T-Shirts hastete er durch die Drehtür des Danieli Hotels in dessen Halle.

»Guten Tag, Herr Dr. Humboldt«, sagte der Concierge.

»Auch Ihnen einen guten Tag«, erwiderte der Mann, der weder Arzt war noch Humboldt hieß. Für die wenigen, die das wissen mussten, war sein Name Peter Howell.

Howell war nicht überrascht, dass die Kunde von dem

Massaker die Oase der Stille, die das Danieli darstellte, noch nicht erreicht hatte. In diesen Palast aus dem 14. Jahrhundert, der für den Dogen Dandolo errichtet worden war, drang nur wenig von der Außenwelt.

Er steuerte nach links auf die kleine Bar in der Ecke zu, bestellte sich einen Brandy und schloss kurz die Augen, als der Barmann ihm den Rücken zuwandte. Howell hatte schon genug Tote gesehen, Gewalt war ihm nicht fremd, im passiven Sinne ebenso wenig wie im aktiven. Aber was er da gerade auf dem Markusplatz miterlebt hatte, bereitete ihm Übelkeit.

Er leerte das Glas mit einem einzigen Schluck zur Hälfte. Als der starke Brandy seinen Kreislauf belebte und er spürte, wie sich seine Muskeln entspannten, griff er in seine Jackettasche.

Jahrzehnte waren verstrichen, seit man Howell die Kunst der Taschendiebe gelehrt hatte, und als er jetzt den Zettel aus Dankos Tasche zwischen seinen Fingern spürte, war er froh, dass er nichts davon verlernt hatte.

Er las den Satz einmal, und dann ein zweites Mal. Obwohl er es besser wusste, hatte er gehofft, dass irgendetwas auf diesem Blatt ihm einen Hinweis dafür liefern würde, weshalb Danko so hingemetzelt worden war. Und dass sich vielleicht auch ein Hinweis auf den Schuldigen finden würde. Aber nichts, was er las, ergab einen Sinn, mit Ausnahme eines Wortes: *Bioaparat*.

Howell faltete das Papier wieder zusammen und steckte es ein. Er leerte sein Glas und bedeutete dem Barmann, dass er ihm nachschenken solle.

»Alles in Ordnung, *Signore?*«, fragte der Mann beflissen, als er ihm das Glas hinstellte.

»Ja, danke.«

»Wenn Sie irgendetwas brauchen, sagen Sie es mir

bitte.«

Howells eisiger Blick veranlasste den Barmann, eilig den Rückzug anzutreten.

Von dir brauche ich gar nichts, alter Junge. Ich brauche etwas ganz anderes.

Als Smith die Augen aufschlug, sah er sich verblüfft einer Anzahl grotesker Gesichter gegenüber, die auf ihn herunterstarrten. Er fuhr unwillkürlich zurück, bis er dann feststellte, dass er im Eingang zu einem Geschäft zusammengesunken war, in dem Masken und Kostüme verkauft wurden. Taumelnd richtete er sich auf und tastete sich instinktiv nach irgendwelchen Verletzungen ab. Nichts schien gebrochen, aber sein Gesicht brannte. Er strich sich mit der Hand über die Wange und sah, dass seine Finger blutig waren.

Zumindest bin ich am Leben.

Von den Killern, die in der Gondel zu entfliehen versucht hatten, konnte man das nicht behaupten. Die Explosion des Bootes hatte auch die Identität seiner Insassen mit in die Ewigkeit befördert. Selbst wenn die Polizei Augenzeugen auftreiben konnte, würden sie wertlos sein: Professionelle Killer waren häufig Meister der Maske.

Der Gedanke an die Polizei machte Smith Beine. Wegen der Feiertage waren sämtliche Läden am Kanal geschlossen, und man sah kaum Leute. Aber die Sirene der Polizeibarkasse wurde immer lauter. Die Behörden hatten mit Sicherheit eine Verbindung zwischen dem Massaker auf dem Markusplatz und der Explosion im Kanal hergestellt. Die Zeugen würden ihnen sagen, dass die Mörder in diese Richtung gerannt waren.

Man könnte mich finden... dieselben Zeugen werden aussagen, dass ich bei Danko gegessen bin...

Die Polizei würde wissen wollen, welche Beziehung zwischen Smith und dem Toten bestand, weshalb sie sich getroffen und worüber sie geredet hatten. Sie würden sich daran festklammern, dass Smith dem amerikanischen Militär angehörte, und das Verhör würde noch eindringlicher werden. Und doch konnte Smith ihnen am Ende nichts sagen, was geeignet gewesen wäre, das Massaker zu erklären.

Smith richtete sich auf, wischte sich das Gesicht so gut er konnte ab und klopfte sich den Staub vom Anzug. Er machte ein paar vorsichtige Schritte und ging dann so schnell er konnte ans Ende der kurzen Gasse, überquerte eine Brücke und begab sich in den Schatten einer mit Brettern vernagelten *Sequero*, einer Werkstätte, in der Gondeln gebaut wurden. Einen halben Block weiter betrat er eine kleine Kirche, durchquerte lautlos den schattigen Innenraum und verließ sie durch eine Nebentür. Einige Minuten später tauchte er auf der Promenade neben dem Canale Grande in der dort ständig wogenden Menschenmenge unter.

Als Smith schließlich den Markusplatz erreichte, war der bereits abgeriegelt. Finster blickende Carabinieri mit Maschinenpistolen bildeten eine menschliche Barriere zwischen den Granitlöwen. Europäer, insbesondere Italiener, verstanden sich auf das, was nach einem offenkundigen Terroristenanschlag zu tun war: Sie blickten starr nach vorn und schoben sich am Schauplatz des Geschehens vorbei. Und das tat Smith auch.

Er ging über die Seufzerbrücke, passierte die Drehtür des Danieli Hotels und begab sich sofort in die Herrentoilette. Dort spritzte er sich kaltes Wasser ins Gesicht und atmete ein paarmal tief durch. Er schaute in den Spiegel über dem Waschbecken, sah dort aber nur Dankos Körper, sah ihn unter dem Aufprall der Kugeln zusammenzucken. Er hörte

die Schreie der Passanten, die Rufe der Killer, als sie merkten, dass er auf sie zurannte. Und dann die schreckliche Explosion, die sie zerfetzt hatte...

All das in einer Stadt, die als eine der sichersten in ganz Europa galt. Was in Gottes Namen hatte Danko bei sich geführt, das dieses Massaker rechtfertigte?

Smith verweilte noch ein paar Augenblicke und verließ dann die Toilette. Die Hotelhalle war leer, mit Ausnahme von Peter Howell, der an einem kleinen Tisch hinter einer Marmorsäule saß. Smith griff wortlos nach dem Cognac-Schwenker und leerte ihn. Howell schien dafür Verständnis zu haben.

»Ich hatte mich schon gefragt, was aus dir geworden ist. Du hast diese Mistkerle verfolgt, nicht wahr?«

»Die Killer liefen zu einer Gondel, die auf sie wartete«, erwiderte Smith. »Ich glaube, sie hatten vor, einfach in der Umgebung zu verschwinden. Niemand achtet hier sonderlich auf eine Gondel.«

»Abgesehen davon?«

»Abgesehen davon, dass derjenige, der sie engagiert hat, um Danko zu töten, sich nicht darauf verlassen hat, dass sie den Mund halten. In der Gondel war C-12 und ein Zünder.«

»Das also war der Knall, den ich auf dem Platz gehört habe.«

Smith beugte sich vor. »Danko?«

»Die haben perfekte Arbeit geleistet«, erwiderte Howell. »Es tut mir Leid, Jon. Ich war so schnell es ging bei ihm, aber...«

»Du hast getan, wozu ich dich hergeholt habe - mir Deckung zu geben, während ich Danko hinausschleuse. Mehr hättest du nicht tun können. Danko hat mir gesagt, er

sei sauber, und ich habe ihm geglaubt. Er war nervös, aber nicht weil er dachte, dass jemand ihn verfolgt. Da war etwas anderes. Hast du nichts gefunden?»

Howell reichte ihm das Blatt Papier, das so aussah, als ob man es aus einem billigen Heft gerissen habe. Er musterte Smith dabei, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Was gibt's?«, fragte Smith.

»Ich wollte ja nicht schnüffeln«, sagte Howell. »Und mein Russisch ist ein wenig eingerostet. Trotzdem ist mir ein Wort in die Augen gesprungen.«

Er hielt inne. »Du hattest wirklich keine Ahnung, was Danko möglicherweise mitgebracht haben könnte?«

Smith überflog die wenigen Worte. Ein Wort stach ihm dabei ebenso schnell in die Augen wie vorher Peter Howell: *Bioaparat*. Russlands Zentrum für biologische Waffenforschung, -entwicklung und -herstellung. Danko hatte oft davon gesprochen, aber so weit Smith wusste, war er dort nie tätig gewesen. *Oder doch?* Konnte es sein, dass er zu Bioaparat versetzt worden war? Hatte er etwas so Schreckliches entdeckt, dass er geglaubt hatte, es nur auf dem Fluchtweg aus dem Lande schaffen zu können?

Howell studierte Smith' Reaktion. »Das kann einem ja richtig Angst machen. Möchtest du mir etwas sagen, Jon?«

Smith blickte auf und sah den schweigsamen Engländer an. Peter Howell hatte sein ganzes Leben in der Welt des britischen Militärs und der Geheimdienste verbracht, zuerst beim Special Air Service und dann bei M-16. Ein tödliches Chamäleon, dessen Taten stets unbesungen blieben, war er schließlich »in Pension« gegangen, hatte aber seinem Beruf nie ganz den Rücken gekehrt. Für Männer mit Howells Erfahrung gab es immer Bedarf, und diejenigen, die diesen Bedarf hatten - Regierungen oder Individuen - wussten, wo sie ihn finden konnten. Howell

konnte es sich leisten, sich seine Einsätze selbst auszuwählen, aber wenn seine Freunde ihn brauchten, hatte das immer Vorrang. Das war für ihn eine eiserne Regel. Er hatte wesentlichen Anteil daran gehabt, dass Smith die Hintermänner des Hades-Programms zur Strecke gebracht hatte. Und als Smith ihn gebeten hatte, ihm in Venedig Deckung zu geben, hatte er keine Sekunde gezögert, sein Refugium in der Sierra von Kalifornien zu verlassen. Manchmal belasteten Smith die Zwänge, die Klein ihm auferlegte. So konnte er beispielsweise Howell nichts von Covert-One sagen, weder von seiner Existenz noch dass er der Organisation angehörte. Er zweifelte nicht daran, dass Peter einen Verdacht hatte. Aber als Profi behielt er diesen Verdacht für sich.

»Das könnte eine ganz große Sache sein, Peter«, sagte Smith leise. »Ich muss in die Staaten zurück, aber ich möchte mehr über diese beiden Killer wissen; wer sie waren und - ebenso wichtig für wen sie tätig waren.«

Howell musterte Smith nachdenklich. »Ich sage es ja. Selbst der kleinste Hinweis auf Bioaparat macht mir schlaflose Nächte. Ich habe ein paar Freunde in Venedig. Lass mich sehen, was ich herausbekommen kann.«

Er zögerte kurz. »Dein Freund Danko - hatte er Familie?«

Smith erinnerte sich an ein Foto mit einer hübschen dunkelhaarigen Frau und einem Kind, das Danko ihm einmal gezeigt hatte. »Ja.«

»Dann tu, was du tun musst. Ich weiß, wie ich dich finden kann, wenn es nötig sein sollte. Und nur für alle Fälle - hier ist eine Adresse außerhalb von Washington. Ich benutze sie gelegentlich. Sie ist mit allen Schikanen ausgestattet. Man weiß ja nie, wann man so etwas braucht.«

4

Die neue Ausbildungsstätte der NASA am Stadtrand von Houston umfasste unter anderem vier riesige Hangars, jeder von der Größe eines Fußballplatzes. Außen überwachten Straßenfahrzeuge der Air Force Police das Gelände; innerhalb des Maschendrahtzauns waren zusätzliche Bewegungssensoren und Kameras installiert worden.

In dem mit G3 bezeichneten Gebäude befand sich eine komplette Attrappe der neuesten Generation des Space Shuttle. Sie war ähnlich wie die von den Fluggesellschaften für die Pilotenausbildung benutzten Flugsimulatoren gebaut, und verschaffte damit der Mannschaft des Shuttle praktische Erfahrungen, die sie mit in den Weltraum nehmen konnten.

Megan Olson befand sich in dem langen Tunnel, der vom mittleren Deck des Shuttle nach hinten in die Ladebucht führte. Mit weiten blauen Hosen und einem locker anliegenden Baumwollhemd bekleidet, schwebte sie sanft wie eine fallende Feder in der fast schwerkraftfreien Umgebung.

Eine Stimme tönte knisternd in ihrem Kopfhörer: »Sie sehen so aus, als würden Sie da drinnen zu viel Spaß haben.«

Megan griff nach einem der in die Tunnelwand eingelassenen Gummihandgriffe und drehte sich herum, um das Gesicht der Kamera zuzuwenden. Ihr rotes Haar, das sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte, wehte ihr vors Gesicht; sie wischte es weg.

»Das gefällt mir an der ganzen Geschichte auch am

besten«, lachte sie. »Es ist wie Tauchen - ohne Fische.«

Megan schwebte zu einem Bildschirm, aus dem ihr das Gesicht von Dr. Dylan Reed, dem Leiter des biomedizinischen Forschungsprogramms der NASA, entgegenlächelte.

»Die Labortüren öffnen sich in zehn Sekunden«, warnte Reed.

»Bin schon unterwegs.«

Megan arbeitete sich zu einer Position vor, wo sie im fünfundvierzig Grad Winkel vor der kreisförmigen Lukentür hing. In dem Augenblick, in dem sie den Türgriff berührte, zeigte ihr das Zischen von Pressluft an, dass die Verriegelung gelöst worden war. Sie drückte gegen die Tür, die sich mühelos öffnen ließ.

»Ich bin drin.«

Gleich darauf stand sie auf dem mit Klettstoff ausgekleideten Boden und spürte, wie ihre Schuhsohlen sich darin verkrallten. Jetzt hatte sie festen Boden unter den Füßen. Sie schloss die Tür und tippte einen Code in den alphanumerischen Schließmechanismus ein. Die Verriegelung rastete ein.

Sich umdrehend blickte sie auf die Arbeitsfläche des Weltraumlabor, die in ein Dutzend Module aufgeteilt war, jedes etwa so groß wie ein Besenschrank und jedes für eine unterschiedliche Funktion oder ein Experiment bestimmt. Vorsichtig ging sie den Mittelgang hinunter, der gerade breit genug war, um ihren Schultern Platz zu lassen, vorbei an der Critical-Point-Anlage und dem SPE (Space Physiology Experiment), bis sie ihre Station, das so genannte Biorack, erreicht hatte.

Ähnlich den anderen Stationen war das Biorack von einer einen Meter zwanzig hohen und zwei Meter breiten Titanverschalung umgeben, die an einen etwas groß

geratenen Schacht einer Klimaanlage erinnerte und deren oberes Drittel im dreißig Grad Winkel dem Benutzer zugeneigt war. Diese Anordnung war erforderlich, weil das ganze Labor sich in einem großen Zylinder befand.

»Heute haben wir ein chinesisches Menü«, verkündete Reed vergnügt. »Wählen Sie eines aus Spalte A und eines aus Spalte B.«

Megan trat vor das Biorack und legte den Stromschalter um.

Das oberste Modul, das Gefrierfach, erwachte als Erstes summend zum Leben; dann, von oben nach unten, Kühler, Inkubator A, Handschuhkasten und Inkubator B. Sie warf einen prüfenden Blick auf die Zugangs- und Steuertafel und schließlich in Kniehöhe auf die Energieversorgung. Das Biorack - oder Bernie, wie der allgemein benutzte Spitzname lautete - funktionierte einwandfrei.

Megan warf einen Blick auf die Monitoranzeige mit den durchzuführenden Experimenten. Wie Reed angekündigt hatte, erinnerte die Menütafel an die Speisekarte eines China Restaurants.

»Ich glaube, ich nehme Grippe und füge ein wenig Würze hinzu - vielleicht Legionärskrankheit.«

Reed schmunzelte. »Klingt nicht übel. Ich starte die Uhr, sobald sie im Handschuhkasten sind.«

Der Handschuhkasten war eine Einheit von der Größe einer Schuhschachtel, die etwa fünfundzwanzig Zentimeter aus dem Biorack ragte. Sie war nach dem Modell der wesentlich größeren Eindämmungseinheiten gebaut, wie sie die meisten Labors besaßen, und völlig sicher. Im Gegensatz zu ihren erdgebundenen Verwandten war diese Box freilich für den Einsatz in Mikro-Schwerkraft gebaut. Das verschaffte Megan und ihren Kollegen die Möglichkeit, Organismen auf eine Art und

Weise zu studieren, wie das in keiner anderen Umgebung möglich war.

Sie schob die Hände in dicke Gummihandschuhe, die in die Box hineinreichten. Die Abdichtung zwischen den Handschuhen und der Box bestand aus fünf Zentimeter massivem Gummi, Metall und Keflex - einem dicken, praktisch unzerbrechlichen Glas. Selbst wenn irgendwelche gefährlichen Organismen austraten, würden sie in der Box eingedämmt bleiben.

Und das ist auch ganz gut so, dachte sie in Anbetracht der Tatsache, dass sie es mit dem Erreger der Legionärskrankheit zu tun hatte.

Obwohl die Handschuhe dick und schwerfällig aussahen, waren sie äußerst feinfühlig. Megan tippte an eine Leiste des Kontrollbildschirms in der Box und tastete eine Kombination aus drei Ziffern ein. Fast im gleichen Augenblick schob sich eine von fünfzig Scheiben vor - nicht größer als die Hülle einer CD. Statt einer CD enthielt sie allerdings eine etwa einen halben Zentimeter dicke Glasschale mit einem Durchmesser von acht Zentimetern. Auch ohne Mikroskop konnte Megan die grünlich graue Flüssigkeit in der Schale deutlich erkennen: Erreger der Legionärskrankheit.

Im Verlauf ihrer wissenschaftlichen Ausbildung und später dann bei der praktischen Arbeit in der biochemischen Forschung hatte sie sich ausgeprägten Respekt im Hinblick auf die Kulturen angewöhnt, mit denen sie hier arbeitete. Selbst unter noch so sicheren Umweltbedingungen vergaß sie nie, womit sie es zu tun hatte. Sie setzte äußerst vorsichtig die Glasschale auf die Arbeitsplatte und nahm dann den Deckel ab, sodass die Bakterien freigelegt waren.

Reeds Stimme ertönte in ihrem Kopfhörer: »Die Uhr

läuft. Vergessen Sie nie: Bei Teilschwerkraft haben Sie nur dreißig Minuten für jedes Experiment. Auf dem Shuttle werden Sie sich Zeit lassen können.«

Megan wusste seine Professionalität zu schätzen. Reed lenkte seine Wissenschaftler nie von der Arbeit ab, indem er während eines Experiments mit ihnen redete. Sobald sie die Probe geöffnet hatte, war sie ganz auf sich selbst gestellt.

Megan schob sich das oben an der Schuhschachtel angebrachte Mikroskop zurecht und atmete tief durch. Dann musterte sie die Probe, die vor ihr lag. Sie hatte schon früher mit Legionärskrankheit gearbeitet; es war also so, als hätte sie einen alten Freund vor sich.

»Na schön, Kumpel«, sagte sie laut. »Mal sehen, was du zustande bringst, wenn du nicht so viel wiegst.«

Sie drückte den Knopf, der den Videorecorder einschaltete, und machte sich an die Arbeit.

Zwei Stunden später schwebte Megan Olson aus dem Space Lab zurück ins mittlere Deck, wo die Schlafstationen, die Behälter mit den Nahrungsvorräten, die Waschräume und die sonstigen Vorratsbehälter untergebracht waren. Von dort kletterte sie die Leiter zu dem jetzt verlassenen Flugdeck hinauf und arbeitete sich zur Sprechanlage vor.

»Okay, Leute, lasst mich raus.«

Sie wartete, während der Luftdruck in der Attrappe angeglichen wurde. Nach einem halben Tag teilweiser Schwerelosigkeit fühlte sie sich sehr unbeholfen. An dieses Gefühl hatte sie sich bis jetzt nie ganz gewöhnen können. Sie musste sich immer wieder bewusst machen, dass sie kompakte dreiundfünfzig Kilo wog, und fast alles perfekt durchtrainierte Muskeln.

Als der Druckausgleich abgeschlossen war, klappte die

Cockpitluke auf. Die kühle klimatisierte Brise, die ihr entgegenwehte, klebte ihr die Kleidung an die Haut. Ihr erster Gedanke nach einem Ausbildungsgang war immer der Gleiche: *Gott sei Dank kann ich jetzt richtig duschen.* An Bord der Attrappe hatte sie auch geübt, sich nur mit einem feuchten Lappen zu reinigen.

Wenn du überhaupt zum Einsatz kommst, wirst du dich schon mit Schwammbädern abfinden, rief sie sich in Erinnerung.

»Sie haben das sehr gut gemacht.«

Dylan Reed, ein großer, distinguiert wirkender Mann Ende der Vierzig begrüßte Megan, als sie aus der Luke kam.

»Haben wir einen Ausdruck von den Ergebnissen?«, fragte sie.

»Die Computer laufen bereits, während wir uns hier unterhalten.«

»Das ist der dritte Test, den wir jetzt mit Legionärskrankheit durchgeführt haben. Ich wette um ein Abendessen bei Sherlock's, dass diese Resultate genau wie die beiden ersten sein werden: Legionärskrankheit vermehrt sich wie wild, selbst in der jetzt leicht angepassten Schwere. Ich bin wirklich gespannt darauf, was da unter Mikro-Schwerkraft herauskommen könnte.«

»Glauben Sie ernsthaft, dass ich gegen Sie wetten würde?«, lachte Reed.

Megan folgte ihm über die Plattform zu dem Lift, der sie nach unten trug. Als sie ausstieg, blieb sie kurz stehen und blickte auf die im Licht von tausend Scheinwerfern majestätisch aufragende Attrappe. »Ich wette, die wird im Weltraum genauso ausschauen«, sagte sie leise.

»Eines Tages werden Sie einen Weltraumspaziergang machen und das selbst sehen«, versicherte ihr Reed.

Megans Stimme wurde leiser. »Eines Tages...«

Als eines der Ersatzmitglieder der Crew wusste Megan, dass ihre Chancen an der Mission teilzunehmen, die in sieben Tagen geplant war, gering bis nicht vorhanden waren. Die Gruppe von Wissenschaftlern, die Reed ausgewählt hatte, war in Höchstform. Einer von ihnen würde sich buchstäblich ein Bein brechen müssen, damit sie seine Stelle einnehmen könnte.

»Der Weltraumspaziergang kann warten«, sagte Megan, während sie gemeinsam zu den Unterkünften hinübergingen. »Im Augenblick brauche ich eine heiße Dusche.«

»Jetzt hätte ich's beinahe vergessen«, sagte Reed. »Hier ist jemand, den Sie glaube ich kennen.«

Ihre Stirn runzelte sich. »Ich habe niemanden erwartet.«
»Es handelt sich um Jon Smith. Er ist vor kurzem hier eingetroffen.«

Nachdem die Gulfstream vom Marco Polo Flughafen Venedigs gestartet war, kam der Pilot mit einer Nachricht von Klein in die Kabine. »Wollen Sie antworten, Sir?«, fragte er seinen Passagier.

Smith schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Die Kursänderung von Andrews nach Houston verlängert unsere Flugzeit um zwei Stunden. Wenn Sie wollen, können Sie ein wenig schlafen.«

Smith dankte dem Piloten und zwang sich dann dazu, etwas kalten Braten und Obst aus der Kombüse zu sich zu nehmen. Die Mitteilung von Klein war kurz und lakonisch gewesen. In Anbetracht der blutigen Ereignisse in Venedig

und des Materials, das Danko aus Russland mitgebracht hatte, wollte Klein seinen Bericht persönlich entgegennehmen. Außerdem wollte er in der Nähe des Präsidenten bleiben, der, um seine Unterstützung für das Weltraumprogramm zu dokumentieren, Houston einen Besuch abstattete - für den Fall, dass Smith' Information ihm sofort zur Kenntnis gebracht werden musste.

Nach dem kleinen Imbiss bereitete Smith seinen Bericht für Klein vor, überlegte, welche nächsten Schritte jetzt erforderlich waren und formulierte Argumente für seinen Plan. Ehe er bemerkte, wie viel Zeit darüber vergangen war, schwebte die Maschine bereits über dem Golf von Mexiko und befand sich im Anflug auf den NASA-Flughafen.

Als die gewaltigen Anlagen unter ihm sichtbar wurden, erinnerte Smith sich plötzlich an Megan Olson. Der Gedanke an sie ließ ein Lächeln über seine Lippen huschen, und plötzlich wünschte er sich sehr, sie wiederzusehen. Nach den blutigen Ereignissen der letzten vierundzwanzig Stunden sehnte er sich nach Frieden, wenigstens für einen Augenblick.

Der Pilot ließ die Maschine ausrollen und steuerte dann auf die Sicherheitszone zu, wo die Air Force One parkte. Smith stieg die Gangway hinunter und wurde auf dem Rollfeld von einem bewaffneten Sergeant der Air Police empfangen, der ihn zum Besucherzentrum fuhr. In der Ferne sah Smith die Tribüne mit den NASA-Angestellten, die der Rede des Präsidenten zuhörten. Er zweifelte stark daran, dass sich Klein auch unter den Zuhörern aufhielt.

Der Sergeant geleitete ihn in ein kleines Büro abseits der Ausstellungsräume. Abgesehen von einem schlichten Schreibtisch und ein paar Stühlen war der Raum völlig leer. Klein klappte den Laptop zu, an dem er gearbeitet hatte, stand auf und ging Smith entgegen.

»Gott sei Dank sind Sie am Leben, Jon.«

»Danke, Sir. Glauben Sie mir, ich bin ebenso dankbar.«

Klein verblüffte ihn immer wieder. Jedes Mal, wenn Smith dachte, der Chef von Covert-One hätte Eiswasser in seinen Adern, legte dieser echte Sorge für den »großen Unbekannten« an den Tag, den er tödlicher Gefahr ausgesetzt hatte.

»Der Präsident wird in einer knappen Stunde abfliegen, Jon«, ließ Klein ihn wissen. »Sagen Sie mir, was vorgefallen ist, damit ich entscheiden kann, ob ich ihm berichten muss.«

Als er bemerkte, wie Smith sich umsah, fügte er hinzu: »Der Geheimdienst hat den Raum nach Wanzen abgesucht. Sie können ungehindert sprechen.«

Smith schilderte Minute für Minute, was von dem Augenblick an geschehen war, in dem er Danko auf dem Markusplatz entdeckt hatte. Es entging ihm nicht, dass Klein zusammenzuckte, während Smith von der Schießerei berichtete. Als er dann Bioaparat erwähnte, war Klein sichtlich erschüttert.

»Konnte Danko Ihnen vor seinem Tod noch etwas sagen?«, fragte Klein.

»Dazu hatte er keine Chance mehr. Aber er hatte das bei sich.«

Er reichte Klein das Blatt mit Dankos Handschrift darauf.

Bioaparat ist nicht in der Lage, von Stadium eins auf Stadium zwei überzugehen. Das ist keine Frage des Geldes, vielmehr fehlen notwendige Einrichtungen. Trotzdem hält sich das Gerücht, dass man Stadium Zwei abschließen wird, aber nicht hier. Ein Kurier soll

Bioaparat spätestens am 9.4. mit der Ladung verlassen.

Klein sah Smith an. »Wer ist der Kurier? Ein Mann oder eine Frau? Für wen ist er tätig? Das ist alles zum Wahnsinnig werden lückenhaft! Und was bedeutet das - die Stadien eins und zwei?«

»Das bezieht sich üblicherweise auf Viren, Sir«, erwiderte Smith und fügte dann hinzu: »Ich würde auch gern wissen, was dieser Kurier herausbringen soll. Und wo sein Zielort ist.«

Klein trat ans Fenster, von dem aus man auf ein Treibstoffdepot blicken konnte. »Das alles ergibt keinen Sinn. Warum entschloss sich Danko dazu, wegzulaufen, wenn er nicht mehr als das hatte?«

»Das ist genau die Frage, die ich mir auch gestellt habe, Sir. Was halten Sie von folgender Theorie? Danko stößt während seiner Tätigkeit bei Bioaparat auf Informationen über den Kurier. Er beginnt Nachforschungen anzustellen - und erweckt damit Verdacht und sieht sich genötigt, zu fliehen. Aber er hat keine Chance - oder wagt es nicht -, das, was er möglicherweise sonst noch erfahren hat, schriftlich festzuhalten. Wenn Danko je die Identität des Kuriers, das, was er überbringen sollte oder sein Ziel in Erfahrung gebracht hat, dann hat er diese Informationen mit in den Tod genommen.«

»Ich kann einfach nicht glauben, dass er umsonst gestorben sein soll«, sagte Klein leise.

»Und ich *will* das nicht glauben«, fuhr Smith auf. »Ich glaube, dass Danko deshalb so scharf darauf war, zu uns zu kommen, weil das, was da aus Russland herausgeschafft wird, in unsere Richtung unterwegs ist.«

»Wollen Sie sagen, dass jemand dabei ist, eine russische Biowaffe in dieses Land zu bringen?«, rief Klein.

»So wie die Umstände liegen, würde ich sagen, dass das sehr wahrscheinlich ist. Was sonst könnte Danko solche Angst eingejagt haben?«

Klein rieb sich die Nasenwurzel. »Falls das zutrifft - oder auch nur zutreffen könnte -, muss ich den Präsidenten darauf aufmerksam machen. Dann müssen Schritte ergriffen werden.«

Er hielt inne, überlegte kurz. »Das Problem ist nur, wie sollen wir uns schützen, wenn wir gar nicht wissen, wovor? Danko hat uns keinerlei Hinweise gegeben.«

Smith überlegte. »Das stimmt vielleicht nicht, Sir. Darf ich?«

Er deutete auf den DELL Computer auf dem Schreibtisch.

Smith loggte sich bei USAMRIID ein und arbeitete sich durch die zahlreichen Sicherheitsvorkehrungen, bis er die Bibliothek erreicht hatte, das größte und umfangreichste Kompendium über biologische Kriegführung, das die Welt kannte. Er drang zu Stadium eins und Stadium zwei vor und ließ sich von dem Computer die Namen aller Viren anzeigen, die zwei ausgeprägte Entwicklungsstadien hatten.

Der Bildschirm bot ihm dreizehn Wahlmöglichkeiten an. Daraufhin wies Smith den Computer an, diese dreizehn Varianten mit Viren zu vergleichen, von denen bekannt war, dass Bioaparat sie entwickelt, hergestellt und gelagert hatte.

»Das könnte Marburg oder Ebola sein«, sagte Klein, der ihm über die Schulter sah. »So ziemlich die tödlichsten Biester, die es auf der Welt gibt.«

»Stadium zwei deutet auf Re-Konfigurierung, Gen-Spleißung oder eine andere Form der Veränderung«, erklärte Smith. »Marburg, Ebola und andere können nicht

»entwickelt« werden. Sie existieren in der Natur - und natürlich auch in biologischen Waffenlabors. Bei diesen Biestern kommt es eher darauf an, effektive Systeme für den Kampfeinsatz zu installieren.«

Plötzlich stöhnte Smith auf. »Nichts ist unmöglich... Wir wissen, dass die Russen jahrelang daran herumgebastelt und versucht haben, das Virus zu verändern, eine virulentere Linie zu entwickeln. Es war vereinbart, dass sie diese Labors schließen, aber...«

Klein hörte zu, blickte aber dabei unverwandt auf den Bildschirm, wo große schwarze Lettern wie Totenköpfe vor einem weißen Hintergrund flackerten: POCKEN.

Das Wort *Virus* ist von dem lateinischen Wort für Gift abgeleitet. Viren sind so winzig klein, dass ihre Existenz noch Ende des 19. Jahrhunderts unbekannt war, bis schließlich Dimitri Ivanovski, ein russischer Mikrobiologe, auf sie stieß, als er den Ausbruch einer Seuche bei Tabakpflanzen untersuchte. Die Pocken, auch als Blattern bezeichnet, sind ein Teil der unter dem Sammelbegriff Pocken zusammengefassten Virenfamilie, die zum ersten Mal geschichtlich in China im Jahre 1122 v. Chr. erwähnt wurde. Seitdem haben sie den Lauf der menschlichen Geschichte verändert, die Bevölkerung Europas im 18. Jahrhundert und die der Eingeborenenbevölkerung in Nord- und Südamerika dezimiert.

Variola major greift die Atemwege an. Nach einer Inkubationszeit von fünf bis zehn Tagen erzeugt die Seuche hohes Fieber, Erbrechen, Kopfschmerzen und Gelenkversteifung. Eine Woche später tritt zunächst an einzelnen Stellen ein Ausschlag auf, der sich dann schnell über den ganzen Körper ausbreitet und Pusteln erzeugt. Es bildet sich Schorf, der nach einer Weile abfällt und Narben

hinterlässt, die Ansatzpunkte für weiteren Befall darstellen. Der Tod kann innerhalb von zwei bis drei Wochen, oder im Falle der Roten oder Schwarzen Pocken binnen weniger Tage, eintreten.

Erst im Jahre 1796 wurden ernsthafte Versuche unternommen, der Seuche Herr zu werden. Ein britischer Arzt, Edward Jenner, machte die Entdeckung, dass Milchmädchen, die sich mit einer schwachen Form der Pocken von Kühen angesteckt hatten, den Blattern gegenüber immun waren. Jenner entnahm Proben aus Hautverletzungen eines Milchmädchens und impfte damit einen kleinen Jungen, der daraufhin die Epidemie überlebte. Jenner nannte seine Entdeckung *Vakzinia* - *Vakzine* oder Impfstoff.

Zuletzt brach die Seuche 1977 in Somalia aus und wurde erfolgreich bekämpft. Im Mai 1980 hatte die Weltgesundheitsorganisation die Pocken für besiegt erklärt und daraufhin veranlasst, dass alle Immunisierungsprogramme eingestellt wurden, da es keinen Bedarf mehr gäbe, Menschen in Verbindung mit der Impfung auch nur dem geringsten Risiko auszusetzen. Ende der achtziger Jahre gab es nur noch zwei Orte auf der Welt, wo *Variola major* gelagert wurde: Im Zentrum für Seuchenkontrolle in Atlanta und am Ivanovski Institut für Virologie in Moskau. In letzterem Fall wurde das Virus später an Bioaparat übergeben, eine Institution, die sich in der Nähe der Stadt Vladimir 350 Kilometer südöstlich von Moskau befindet.

Nach einem internationalen sowohl von den Vereinigten Staaten wie auch Russland unterzeichneten Abkommen sollten die Proben in hoch sicheren und einer internationalen Inspektion unterliegenden Laboratorien untergebracht werden. Eine Verwendung der Proben für irgendwelche nicht von Inspektoren der

Weltgesundheitsorganisation überwachten Experimente wurde generell verboten.

So lautete zumindest die Theorie.

»Theoretisch hätten Inspektoren anwesend sein müssen«, sagte Smith. Er sah Klein an. »Sie und ich wissen es besser.«

Klein schnaubte durch die Nase. »Die Russen haben den Bürokraten von der WHO ein Märchen von moderneren Anlagen in Vladimir aufgetischt, und die Idioten erlaubten natürlich, dass die das Pockenvirus verlegen. Was ihnen nie klar geworden ist, war, dass die Russen ihnen nur die Teile von Bioaparat gezeigt haben, die sie ihnen zeigen wollten.«

Das entsprach den Tatsachen. Aus den Aussagen von Überläufern und ortsansässigen Quellen hatten sich die Vereinigten Staaten im Lauf der Jahre ein ziemlich klares Bild von den tatsächlichen Vorgängen bei Bioaparat zusammensetzen können. Die internationalen Inspektoren hatten nur die Spitze des Eisbergs zu sehen bekommen - die Variola-Lager, die daraufhin genehmigt wurden. Aber es gab andere Gebäude, die als Saatgut- und Düngemittellabors getarnt waren und die vor der Welt verborgen blieben. Klein besaß genügend Beweismaterial, das er der WHO hätte vorlegen können und das für die Forderung ausgereicht hätte, Bioaparat den Inspektoren ohne jede Einschränkung zugänglich zu machen. Aber da war Politik im Spiel. Die augenblickliche Administration wollte nicht riskieren, Russland zu verärgern, das in den Kommunismus zurückzufallen drohte. Außerdem war eine Anzahl der WHO-Inspektoren nicht geneigt, dem von amerikanischer Seite beigebrachten Beweismaterial ohne Weiteres zu vertrauen. Darüber hinaus konnte man sich

auch nicht auf ihre Diskretion verlassen. Die amerikanischen Geheimdienststellen waren um das Leben der Leute besorgt, die ihnen die Informationen geliefert hatten, und befürchteten, die Russen könnten, falls sie erfuhren, über welche Informationen der Westen verfügte, daraus Schlüsse hinsichtlich der undichten Stellen in ihrem System ziehen.

»Ich habe keine Wahl«, sagte Klein mit düsterer Miene. »Ich muss den Präsidenten verständigen.«

»Damit könnte eine Regierungsangelegenheit daraus werden«, gab Smith zu bedenken. »Und in diesem Zusammenhang stellt sich die Frage: Vertrauen wir den Russen genug, dass sie dem Leck und dem Kurier nachgehen? Wir wissen nicht, mit wem wir es bei Bioaparat zu tun haben, wie weit oben der Betreffende angesiedelt ist und wer ihm seine Anweisungen erteilt hat. Möglicherweise handelt es sich gar nicht um einen abtrünnigen Wissenschaftler oder Forscher, der bloß auf das schnelle Geld aus ist, indem er ein Päckchen nach New York liefert. Ebenso gut könnte die ganze Geschichte bis in den Kreml hineinreichen.«

»Sie wollen sagen, wenn der Präsident seinen Amtskollegen in Moskau anspricht, könnten wir damit die falschen Leute in unsere Karten sehen lassen. Da bin ich ganz Ihrer Meinung - aber was für eine Wahl habe ich denn sonst?«

Smith brauchte drei Minuten, um Klein die Alternative darzulegen, die er sich während des Flugs überlegt hatte. Die skeptische Miene seines Gegenüber entging ihm nicht, und er war schon darauf vorbereitet, weitere Argumente bringen zu müssen, aber Klein verblüffte ihn, indem er nach kurzer Überlegung erklärte: »Ich bin einverstanden. Das ist der einzige Weg, der uns übrig bleibt, wenn wir sofort handeln wollen - und der auch Erfolgchancen

bietet. Aber eines muss ich Ihnen sagen: Der Präsident wird uns nicht viel Zeit lassen. Wenn Sie nicht schnell Resultate bringen, wird ihm keine andere Wahl bleiben, als mit den Russen Fraktur zu reden.«

Smith atmete tief durch. »Geben Sie mir zwei Tage. Ich werde mich alle zwölf Stunden melden. Wenn mein Signal länger als sechzig Minuten ausbleibt, sollten Sie davon ausgehen, dass ich mich überhaupt nicht mehr melden kann.«

Klein schüttelte den Kopf. »Das ist verdammt riskant, Jon. Mir ist es wirklich zuwider, Leute einfach auf Verdacht hin solchen Gefahren auszusetzen.«

»Wir haben aber wahrscheinlich im Augenblick gar keine andere Wahl, Sir«, meinte Smith ernst. »Sie sollten dem Präsidenten vielleicht noch etwas sagen. Wir haben vor Jahren aufgehört, Pockenimpfstoff herzustellen. Im Augenblick besitzen wir Impfstoff für gerade mal hunderttausend Impfungen - die bei USAM-RIID lagern und ausschließlich für militärische Einsätze bestimmt sind. Wir könnten nicht einmal einen verschwindend geringen Teil unserer Bevölkerung impfen.«

Er hielt kurz inne. »Und da ist noch etwas, und das macht mir noch mehr Sorge: Wenn jemand Pockenviren stiehlt, weil die in Russland nicht *in der Lage sind*, Stadium zwei zu entwickeln, dann bringen sie sie hierher, weil es *hier geht* - also wartet bereits jemand auf dieser Seite auf den Kurier. Wenn das der Fall ist und das Ziel der ganzen Aktion nicht nur darin besteht, eine mutierte Linie zu schaffen sondern das Virus in diesem Land zu verbreiten, dann besitzen wir keinerlei Verteidigungsmöglichkeiten. Wir könnten tonnenweise Impfstoff herstellen, aber gegen eine neue *Variola* Variante hätte der nicht die geringste Chance.«

Kleins Augen bohrten sich in die von Smith. Seine Stimme klang leise und schroff. »Gehen Sie und finden Sie heraus, was für eine Teufelei die Russen da im Schilde führen. Finden Sie es schnell heraus!«

5

Megans Absätze klapperten auf dem polierten Betonboden, als sie durch den riesigen Hangar schritt und schließlich ins Freie trat. Obwohl sie sich jetzt schon seit beinahe zwei Monaten in Houston aufhielt, hatte sie sich immer noch nicht an das texanische Klima gewöhnen können. Es war April, aber bereits drückend schwül. Sie war froh, dass ihre Ausbildung nicht bis zum Sommer dauern würde.

Das neue Besucherzentrum war zwischen Gebäude G3 und G4 erbaut worden. Megan ging an der kleinen Flotte von NASA-Bussen vorbei, die die Gäste von den Toren aufs Gelände brachten, und betrat die atriumähnliche Eingangshalle. Von den Deckenträgern hing eine Attrappe des Shuttle im halben natürlichen Maßstab herunter.

Sie umrundete einige Gruppen von Schulkindern, die die Attrappe mit aufgerissenen Augen bestaunten und ging auf die Empfangstheke zu. Jeder Besucher der NASA wurde dort ebenso wie der Teil der Anlage, den er besuchte, in einem Computer registriert. Als Megan noch überlegte, wo sie Jon Smith finden könnte, entdeckte sie ihn, wie er gerade unter der Attrappe durchging.

»Jon!«

Smith zuckte zusammen, als er seinen Namen hörte, aber als er dann Megan sah, flog ein Lächeln über sein Gesicht. »Megan... wie schön, dich zu sehen.«

Megan ging auf ihn zu und nahm seinen Arm. »Du wirkst wie jemand, der etwas Wichtiges zu erledigen hat - so ernst. Sag mir bloß nicht, dass du gar nicht vorgehabt hast, mich zu besuchen.«

Smith zögerte. Er hatte tatsächlich an Megan Olson gedacht, aber er war nicht darauf vorbereitet gewesen, ihr hier zu begegnen. »Ich hätte keine Ahnung gehabt, wo ich nach dir suchen müsste«, erwiderte er der Wahrheit gemäß.

»Dabei bist du doch ein Mann, der sich überall zurechtfindet«, lachte sie. »Was machst du hier? Bist du mit dem Präsidenten gekommen?«

»Wohl kaum. Ich hatte eine Besprechung, etwas, was sich in allerletzter Minute ergeben hatte.«

»Aha. Und jetzt möchtest du möglichst schnell wieder hier wegkommen. Hast du wenigstens Zeit, mit mir einen Schluck zu trinken oder vielleicht eine Tasse Kaffee?«

Obwohl er es eilig hatte, nach Washington zurückzukehren, wollte Smith nicht irgendwelchen Argwohn aufkommen lassen, ganz besonders wo Megan allem Anschein nach seinen vagen Vorwand für seine Anwesenheit akzeptiert hatte.

»Ein Drink wäre fein«, meinte er und setzte dann hinzu: »Du hast mich anscheinend gesucht - oder bilde ich mir das nur ein?«

»Doch, das habe ich«, erwiderte Megan und steuerte ihn zu den Fahrstühlen hinüber. »Ein Freund von dir, Dylan Reed, hat erwähnt, dass du hier bist.«

»Dylan... verstehe.«

»Woher kennst du ihn denn?«

»Dylan und ich waren Kollegen, als die NASA und USAMRIID das Biochemie-Programm für das Shuttle Projekt neu überarbeitet haben. Das ist jetzt schon eine Weile her. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

Was die Frage aufwirft, wieso Reed oder sonst jemand eigentlich Bescheid weiß, dass ich hier bin? Da der

Luftraum um das NASA-Gelände nicht allgemein zugänglich war, hatte der Pilot der Gulfstream sich ohne Zweifel bei der NASA-Luftüberwachung gemeldet, und die hatte die Information an die Sicherheitsabteilung weitergegeben. Aber die hätte sie vertraulich behandeln müssen - es sei denn, es gab jemanden, der ankommende Flüge ausspionierte.

Megan schob eine Schlüsselkarte in den Schlitz des rundum verglasten Aufzugs, der in den Speisesaal führte. Oben angelangt, ging sie mit Smith an den bis zum Boden reichenden Fenstern vorbei, die einen Panoramaausblick auf die ganze Anlage boten.

Megan musste unwillkürlich lächeln, als sie sah, wie eine KC-135, ein umgebauter Lufttanker, über die Piste polterte.

»Angenehme Erinnerungen?«, wollte Smith wissen.

Megan lachte. »Nur im Rückblick. Die Hundertfünfund-dreißig ist speziell für Vorab-Untersuchungen an verschiedenen Experimenten und Geräten für den Niederschwerkraftbereich von Shuttle Flügen umgebaut worden. Sie steigt steil auf, bis die Beschleunigung zwei G erreicht hat, geht dann in den freien Fall über und erzeugt damit für zwanzig oder dreißig Sekunden eine gewichtslose Umgebung. Als ich das erste Mal mitgemacht habe, hatte ich keine Ahnung, wie sehr reduzierte Schwerkraft bestimmte Körperfunktionen belastet.«

Sie grinste. »Und dann war mir plötzlich klar, warum die Einsfünfunddreißig so viele Emesisbeutel an Bord hat.«

»Und warum man sie als den Kotz-Kometen bezeichnet«, fügte Smith ebenfalls grinsend hinzu.

Megan sah ihn überrascht an. »Bist du je in dem Ding geflogen?«, fragte sie.

»Das würde ich mir ja nicht einmal im Traum einfallen lassen.«

Sie setzten sich an einen Fenstertisch. Megan bestellte ein Bier, Smith, der in Kürze wieder ins Flugzeug steigen würde, entschied sich für Orangensaft. Als ihre Getränke gebracht wurden, hob er sein Glas. »Auf deinen Flug zu den Sternen.«

Megan sah ihm in die Augen. »Das wünsche ich mir.«

»Das *weiß* ich.«

Smith und Megan blickten auf und sahen, dass Dr. Dylan Reed neben ihrem Tisch stand.

»Jon, freut mich, Sie wiederzusehen. Ich erwarte jemand, der ebenfalls per Flugzeug eintreffen sollte, und da habe ich Ihren Namen auf der Ankunftsliste entdeckt.«

Smith erwiderte Reeds kräftigen Händedruck und forderte ihn auf, Platz zu nehmen.

»Sind Sie immer noch bei der USAMRIID?«, wollte Reed wissen.

»Ja. Und Sie sind jetzt, lassen Sie mich nachdenken, seit drei Jahren hier?«

»Vier.«

»Und nehmen an der nächsten Mission teil?«

Reed grinste. »Die haben's nicht geschafft, mich da rauszuhalten. Ich bin so etwas wie ein Shuttle Fan geworden.«

Smith hob erneut sein Glas. »Auf einen sicheren und erfolgreichen Flug.«

Reed sah Megan an. »Sie haben mir nie erzählt, wie Sie beide einander kennen gelernt haben.«

Megans Lächeln verblasste. »Sophia Russell und ich waren als Kinder miteinander befreundet.«

»Oh«, seufzte Reed. »Ich habe von Sophias Tod gehört, Jon. Mein Beileid.«

Smith hörte zu, wie Reed und Megan sich über die morgendliche Übung in der Shuttle-Attrappe unterhielten, wobei ihm nicht entging, welche Zuneigung Reed für Megan an den Tag legte. Ob da wohl mehr als eine kollegiale Beziehung bestand?

Aber selbst wenn das der Fall ist, geht es mich nichts an.

Smith spürte trotz der getönten Scheiben, wie ihm die Sonne auf den Nacken brannte. Er drehte sich etwas zur Seite, sodass er jetzt den ganzen Raum im Spiegel der Fensterscheiben sehen konnte. Am Pult der jungen Frau, die die Plätze zuwies, stand ein leicht übergewichtiger, mittelgroßer Mann Anfang der Vierzig. Sein Kopf war kahl rasiert, sodass seine Kopfhaut die Deckenbeleuchtung widerspiegelte. Selbst auf diese Distanz konnte Smith erkennen, dass der Mann ihn mit halb offen stehendem Mund musterte.

Ich kenne dich nicht, weshalb interessierst du dich also so für mich?

»Dylan?«

Smith deutete unauffällig auf den Mann, dem die Bewegung aber nicht entging und der unwillkürlich versuchte, sich wegzuducken.

»Erwarten Sie jemand?«

Reed sah sich um. »Ja. Das ist Adam Treloar, der leitende medizinische Offizier der Mission.«

Er winkte ihm zu. »Adam!«

Smith beobachtete Treloar, wie dieser widerstrebend näher kam, wie ein Kind, das man zwingt, am Esstisch Platz zu nehmen.

»Adam, ich möchte Sie mit Dr. Jon Smith von der

USAMRIID bekannt machen«, stellte Reed vor.

»Sehr angenehm«, nickte Smith.

»Ja, ganz meinerseits«, murmelte Treloar und ließ dabei den Hauch eines britischen Akzents erkennen.

»Sind wir einander schon einmal begegnet?«, erkundigte sich Smith höflich.

Er wunderte sich, weshalb Treloar bei der harmlosen Frage die Augen so aufriss. »Oh, das glaube ich nicht. Sonst würde ich mich ganz bestimmt erinnern.«

Treloar wandte sich hastig Reed zu. »Wir müssen uns die letzten Untersuchungsdaten der Crew ansehen. Und ich *muss* noch mit Stone sprechen.«

Reed schüttelte den Kopf. »Je näher der Startzeitpunkt rückt, umso hektischer wird es hier«, entschuldigte er sich bei Smith. »Tut mir Leid, aber ich muss mich verabschieden. Jon, war nett, Sie zu sehen. Hoffentlich dauert es bis zum nächsten Mal nicht wieder so lang, okay?«

»Ja, hoffentlich.«

»Megan, wir sehen uns dann um drei im Biolabor.«

Smith sah den beiden Männern nach, als sie in einer Nische im hinteren Teil des Saals Platz nahmen.

»Treloar ist ein wenig seltsam«, meinte er. *Ganz besonders, wo er doch über Untersuchungsergebnisse sprechen wollte und keinerlei Papiere bei sich hatte.*

»Ja, das ist er«, pflichtete Megan ihm bei. »Aber als Wissenschaftler ist Adam große Klasse. Dylan hat ihn Bauer-Zermatt abgeworben. Tatsächlich ist er schon ein wenig exzentrisch.«

Smith zuckte die Schultern. »Reden wir über Dylan. Wie lässt es sich denn mit ihm arbeiten? So wie ich ihn in Erinnerung habe, muss bei ihm alles genau nach

Vorschrift laufen.«

»Wenn du damit sagen willst, dass er seine Arbeit sehr ernst nimmt, hast du Recht. Aber er versteht es, einem ständig neue Herausforderungen vorzulegen, einen zum Nachdenken zu bringen und alles noch besser zu machen.«

»Freut mich, dass du jemanden gefunden hast, mit dem du so gut zusammenarbeitest.«

Er sah auf die Uhr. »Ich muss jetzt gehen.«

Megan stand mit ihm auf. »Ich auch.«

Als sie im Erdgeschoss den Aufzug verließen, tippte sie ihn am Arm an. »War schön, dich wiederzusehen, Jon.«

»Ganz meinerseits, Megan. Wenn du das nächste Mal nach Washington kommst, lade ich zu den Drinks ein.«

Sie grinste. »Darauf lege ich Wert.«

»Starren Sie sie nicht so an!«

Adam Treloars Kopf ruckte herum, Reeds schroffer Befehl hatte ihn verblüfft. Er konnte einfach nicht glauben, wie Reed mit einem Lächeln um die Mundwinkeln so eiskalt sein konnte.

Aus dem Augenwinkel beobachtete Treloar Jon Smith und Megan Olson, die zu den Fahrstühlen gingen. Er hörte den leisen Gong, als die Kabine eintraf und atmete erst jetzt aus. Dann griff er nach einer Serviette und tupfte sich Gesicht und Kopfhaut ab.

»Wissen Sie wer Smith ist?«, fragte er heiser.

»Allerdings«, antwortete Reed ruhig. »Ich kenne ihn seit Jahren.«

Er lehnte sich auf der Sitzbank zurück, um möglichst weit von dem säuerlichen Geruch abzurücken, der Treloar offenbar überallhin begleitete. Dass die Bewegung auffiel

und offenkundig unhöflich war, machte ihm nichts aus; er hatte aus der Verachtung, die er für den medizinischen Offizier der Shuttle-Mission empfand, nie ein Geheimnis gemacht.

»Wenn Sie wissen, wer er ist, dann sagen Sie mir, was er hier macht«, forderte Treloar. »Der war doch mit Danko in Venedig zusammen!«

Reeds Hand schoss vor wie eine Kobra, packte Treloars linkes Handgelenk und presste es gnadenlos. Treloar verdrehte die Augen und stöhnte auf.

»Was wissen Sie über Venedig?«, forschte Reed leise.

»Ich... habe gehört, wie Sie darüber geredet haben!«, brachte Treloar schließlich hervor.

»Dann vergessen Sie das wieder, verstanden?«, sagte Reed, immer noch mit seidenweicher, leiser Stimme. »Venedig geht Sie nichts an. Und Smith auch nicht.«

Er ließ Treloars Handgelenk los und registrierte erfreut den Schmerz in den Augen des anderen.

»Ich kann es einfach nicht als Zufall abtun, dass Smith zuerst in Venedig war und jetzt hier ist«, erwiderte Treloar.

»Glauben Sie mir, Smith weiß nichts. Gar nichts. Danko wurde erledigt, bevor er etwas sagen konnte. Und für seine Anwesenheit in Venedig gibt es eine einfache Erklärung. Danko und Smith kannten einander von verschiedenen internationalen Konferenzen. Offenbar waren sie Freunde. Als Danko sich zur Flucht entschloss, war Smith derjenige, den er sich als Vertrauten ausgewählt hat. Daran ist nichts Kompliziertes oder Gefährliches.«

»Dann kann ich also unbesorgt reisen?«

»Ja, ganz unbesorgt«, versicherte ihm Reed. »Ich schlage vor, wir trinken jetzt einen Schluck und besprechen alles

noch einmal.«

Peter Howell ließ einige Stunden verstreichen, bevor er das Hotel Danieli verließ und zu der Stelle am Rio del San Moese schlenderte, wo die beiden Attentäter ihr Ende in den Flammen gefunden hatten. Wie zu erwarten war, gab es dort nur eine Hand voll Carabinieri, die darauf achteten, dass keiner der zahlreichen Touristen die Absperrung durchbrach.

Der Mann, den er anzutreffen erwartet hatte, war damit beschäftigt, die angekohlten Überreste der Gondel zu untersuchen.

Hinter ihm waren Taucher damit beschäftigt, den Kanal nach weiteren Beweisstücken abzusuchen.

Ein Carabinieri versperrte Howell den Weg.

»Ich möchte Inspektor Dionetti sprechen«, sagte der Engländer in fließendem Italienisch.

Howell wartete ab, während der Polizist zu dem gepflegt wirkenden schwächlichen Mann ging, der sich nachdenklich seinen Backenbart strich, während er ein verkohltes Stück Holz musterte.

Marco Dionetti, ein Inspektor der Polizia Statale, blickte auf, und seine Augen weiteten sich, als er Howell erkannte. Er streifte seine Gummihandschuhe ab, wischte sich imaginäre Staubpartikeln vom Revers seines maßgeschneiderten Anzugs, ging dann auf Howell zu und umarmte ihn so wie Italiener das tun.

»Pietro! Welche Freude, Sie wiederzusehen.«

Dionetti musterte Howell vom Kopf bis zu den Fußspitzen. »Wenigstens hoffe ich, dass es eine Freude sein wird.«

»Die Freude ist ganz meinerseits, Marco.«

In der Hochblüte des Terrorismus, Mitte der achtziger Jahre, hatte Peter Howell sozusagen als Leihgabe der SAS in einigen Entführungsfällen, bei denen es um britische Staatsangehörige ging, mit hochrangigen italienischen Polizeibeamten zusammengearbeitet. Insbesondere ein höchst dezent auftretender, aber stahlharter Aristokrat namens Marco Dionetti, dessen Stern damals gerade am Aufgehen gewesen war, hatte seine Bewunderung und seinen Respekt erworben. Die beiden Männer waren über die Jahre miteinander in Verbindung geblieben, und Howell war eingeladen worden, jederzeit, wenn er sich in Venedig aufhielt, in Dionettis Palazzo zu wohnen, den dieser von seinen adeligen Vorfahren geerbt hatte.

»Da sind Sie jetzt hier in der Serenissima und haben mich nicht einmal angerufen, geschweige denn mir die Freude gemacht, Ihr Gastgeber zu sein«, tadelte ihn Dionetti. »Wo wohnen Sie denn? *I Danieli* würde ich wetten.«

»Ich muss um Nachsicht bitten, Marco«, erwiderte Howell. »Ich bin erst gestern eingetroffen, und alles war ein wenig hektisch.«

Dionetti sah sich nach den Wrackteilen um, die hinter ihm am Ufer verstreut lagen. »Hektisch? Das ist natürlich wieder einmal klassisches britisches Understatement. Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie über diese schreckliche Geschichte hier etwas wissen?«

»Sie dürfen. Und ich werde Ihre Frage mit dem größten Vergnügen beantworten. Aber nicht hier.«

Dionetti stieß einen scharfen Pfiff aus. Fast im gleichen Augenblick legte eine blauweiß lackierte Polizeibarkasse an den Stufen an.

»Wir können ja unterwegs darüber reden«, sagte Dionetti.

»Unterwegs wohin?«

»Aber Pietro! Wir fahren in die Questura. Es wäre doch ausgesprochen unhöflich von mir, Antwort auf meine Fragen zu erwarten, wenn ich nicht auch die Ihren beantworten würde.«

Howell folgte dem Inspektor zum Heck des Bootes. Die beiden Männer warteten, bis das Boot die Anlegestelle am Rio del San Moese verlassen und mit Vollgas den Canale Grande erreicht hatte.

»Sagen Sie, Pietro«, fragte der Inspektor dann gerade laut genug, um das Dröhnen des Diesellaggregats zu übertönen, »was wissen Sie über diese schreckliche Geschichte, die da in unserer schönen Stadt passiert ist?«

»Ich bin nicht dienstlich hier«, versicherte ihm Howell.
»Aber ein Freund von mir war in die Sache verwickelt.«

»Und Ihr Freund ist nicht zufälligerweise der geheimnisvolle Herr von der Piazza San Marco?«, fragte Dionetti. »Der, den man mit dem Opfer gesehen hat? Der, der Jagd auf die Killer gemacht hat und dann verschwunden ist?«

»Genau der.«

Dionetti seufzte theatralisch. »Sagen Sie mir, dass das nichts mit Terrorismus zu tun hat, Pietro.«

»Das hat es tatsächlich nicht.«

»Wir haben bei dem Opfer einen ukrainischen Pass gefunden - Beruf Landwirt -, aber sonst nicht viel mehr. Er sieht so aus, als ob er eine anstrengende Reise hinter sich gehabt hätte. Sollte Italien sich Gedanken darüber machen, weshalb er hierher gekommen ist?«

»Italien braucht sich keine Gedanken zu machen. Er war nur auf der Durchreise.«

Dionetti beobachtete den Verkehr auf dem Canale

Grande, die Wassertaxis und Wasserbusse, die Abfallkähne und die eleganten Gondeln, die im Kielwasser der größeren Schiffe auf und ab wippten. Der Canale Grande war die Hauptverkehrsader seiner geliebten Venezia, und er spürte seinen Pulsschlag.

»Ich will hier keinen Ärger haben, Pietro«, sagte er.

»Dann solltest du mir helfen«, antwortete Howell. »Ich werde dafür sorgen, dass es keinen Ärger gibt.«

Er machte eine kurze Pause und fragte dann: »Haben Sie genug gefunden, um die Killer identifizieren zu können und auch herauszubekommen, wie sie ermordet wurden?«

»Eine Bombe«, erklärte Dionetti mit ruhiger Stimme. »Wesentlich wirksamer als nötig gewesen wäre. Jemand wollte keine Spuren hinterlassen. Aber wenn das die Absicht war, dann ist ihnen das nicht ganz geglückt. Wir haben genug Hinweise zur Identifizierung gefunden - immer vorausgesetzt, dass wir etwas über diese beiden in unseren Akten haben. Und das werden wir in Kürze wissen.«

Das Motorboot verlangsamte seine Fahrt, als es den Rio di Ca Gazoni erreichte, und legte dann langsam und polternd an dem Steg vor der Questura an, der Zentrale der Polizia Statale.

Dionetti führte seinen Besucher an den bewaffneten Wachen vorbei, die vor dem Palazzo aus dem 17. Jahrhundert postiert waren. »Das war früher einmal das Haus einer stolzen Familie«, sagte Dionetti mit einer leichten Kopfbewegung. »Wegen Steuerrückständen beschlagnahmt. Als der Staat den Palazzo übernommen hat, ist daraus eine noble Polizeistation geworden.«

Er schüttelte den Kopf.

Howell folgte ihm durch einen breiten Flur in einen Raum, der vielleicht früher einmal ein Salon gewesen war.

Vor den Fenstern konnte man einen nicht sonderlich gepflegten Garten sehen.

Dionetti ging um seinen Schreibtisch herum und schlug ein paar Tasten auf seinem Computer an. Ein Drucker erwachte summend zum Leben.

»Die Rocca-Brüder - Tommaso und Luigi«, sagte er und reichte Howell die Ausdrucke.

Howell betrachtete die Fotos von zwei finster blickenden Männern Ende der Zwanzig. »Sizilianer?«

»Stimmt genau. Söldner. Wir hatten schon lange den Verdacht, dass sie diejenigen sind, die einen Staatsanwalt in Palermo und einen Richter in Rom erschossen haben.«

»Wie teuer waren sie?«

»Sehr teuer. Warum fragen Sie?«

»Weil nur jemand mit Geld und Beziehungen Männer wie sie engagieren würde. Das sind Profis. Die brauchen nicht zu inserieren, um Arbeit zu bekommen.«

»Aber weshalb einen ukrainischen Bauern töten - wenn er tatsächlich einer war?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Howell der Wahrheit gemäß. »Aber ich muss es herausbekommen. Haben Sie eine Ahnung, wo die beiden zu Hause waren?«

»Palermo. Wo sie auch zur Welt gekommen sind.«

Howell nickte. »Und der Sprengstoff?«

Dionetti wandte sich wieder seinem Computer zu. »Ja... nach dem vorläufigen Bericht der Spurensicherung war es C-Zwölf, etwa ein halbes Kilo.«

Howell sah ihn scharf an. »C-Zwölf? Sind Sie da sicher?«

Dionetti hob die Schultern. »Sie erinnern sich vielleicht, dass unser Labor nur Qualitätsarbeit liefert, Pietro. Ich

würde keine Sekunde an den Ergebnissen zweifeln.«

»Ich auch nicht«, nickte Howell nachdenklich.

Aber wie war der Mörder der beiden Sizilianer an den neuesten Sprengstoff der US Army herangekommen?

Marco Dionetti bewohnte einen vierstöckigen Palazzo aus dem 16. Jahrhundert am Canale Grande, höchstens einen Steinwurf von der Academia entfernt. In dem großen Speisesaal, den ein von Moretta geschaffener offener Kamin dominierte, blickten die strengen Gesichter von Dionettis Vorfahren aus den Portraits von Renaissance-Meistern herab.

Peter Howell führte gerade den letzten Bissen *Seppioline* zum Munde und lehnte sich dann zurück, während ein alter Bediensteter seinen Teller abtrug.

»Mein Kompliment für Maria. Der Kuttelfisch war ausgezeichnet - genauso wie ich ihn in Erinnerung hatte.«

»Das werde ich ihr sagen«, erwiderte Dionetti, während ein Tablett mit *Bussolai* gereicht wurde. Er nahm einen der mit Zimt gewürzten Kekse und knabberte nachdenklich daran.

»Pietro, ich verstehe, dass Sie diskret sein müssen. Aber ich habe Vorgesetzte, denen ich berichten muss. Können Sie mir denn gar nichts über den Ukrainer sagen?«

»Mein Auftrag bestand lediglich darin, den Kontakt zu überwachen«, erwiderte Howell. »Es gab keinen Hinweis darauf, dass es zu Blutvergießen kommen würde.«

Dionetti legte die Fingerspitzen aneinander. »Ich denke, ich könnte es so darstellen, dass die Rocca-Brüder einen Kontrakt hatten und ihn an dem Falschen ausgeführt haben, dass also der Mann, den man von der Piazza fliehen sah, die eigentliche Zielperson war.«

»Das würde aber nicht ganz erklären, weshalb man die Roccas in die Luft gejagt hat«, gab Howell zu bedenken.

Dionetti tat das mit einem Fingerschnippen ab. »Die Brüder hatten viele Feinde. Wer will schon sagen, ob nicht einer von denen es schließlich geschafft hat, eine alte Rechnung zu begleichen?«

Howell trank seinen Kaffee aus. »Wenn Sie das so hindrehen könnten, Marco, fände ich das nicht schlecht. So, und jetzt will ich ganz bestimmt nicht unhöflich sein, aber ich muss die Maschine nach Palermo bekommen.«

»Mein Boot steht Ihnen zur Verfügung«, sagte Dionetti und stand auf, um Howell nach draußen zu begleiten. »Ich nehme dort Verbindung mit Ihnen auf, falls es weitere Entwicklungen geben sollte. Aber Sie müssen mir versprechen, dass Sie auf der Rückreise, wenn Sie alles erledigt haben, noch einmal hier Station machen. Dann gehen wir ins *La Fenice*.«

Howell lächelte. »Das wäre schön. Vielen Dank für Ihre Unterstützung, Marco.«

Dionetti sah dem Engländer nach, als dieser an Bord ging, und hob die Hand, als das Boot auf dem Canale Grande Fahrt aufnahm. Erst als er ganz sicher war, dass Howell ihn nicht mehr sehen konnte, verblasste sein Lächeln.

»Du hättest mir mehr sagen sollen, alter Freund«, sagte er leise. »Dann hätte ich es vielleicht so einrichten können, dass du am Leben bleibst.«

6

Achttausend Meilen westlich, auf der Hawaii Insel Oahu, lag Pearl Harbor gelassen und träge im Schein der heißen Tropensonne. Die Verwaltungsgebäude der Navy und ihr Kommandohauptquartier überrückten den Hafen. Am heutigen Morgen war der Zugang zum Nimitz-Building ausschließlich autorisiertem Personal gestattet. Bewaffnete Einheiten der Hafenpatrouille hielten auf den langen, klimatisierten Korridoren und vor den verschlossenen Türen des Konferenzgebäudes Wache.

Das Konferenzgebäude hatte die Größe einer Turnhalle und fasste mühelos dreihundert Menschen. Heute waren nur dreißig dort versammelt, die alle in den ersten Reihen vor dem Podium Platz genommen hatten. Dass die Sicherheitsvorkehrungen so streng waren, konnte man an den Orden und Rangabzeichen der im Saal vertretenen Uniformen ablesen. Es waren die ranghöchsten Offiziere sämtlicher Waffengattungen des pazifischen Raums vertreten, die Verantwortlichen für die Sicherheit von San Diego bis zur Meerenge von Taiwan in Südostasien. Jeder Einzelne von ihnen war ein kampferprobter Veteran, und keiner von ihnen hatte sonderlich viel für Politiker oder Theoretiker übrig oder, wie sie es vielleicht ausdrücken würden, für irgendwelche unfähigen Idioten. Sie verließen sich auf ihre Erfahrung und ihren Instinkt und respektierten nur diejenigen, die ihre Fähigkeiten im Kampf mit der Waffe unter Beweis gestellt hatten. Deshalb hingen auch alle Augen wie gebannt an der Gestalt hinter dem Rednerpult, General Frank Richardson, einem Veteranen der Kriege in Vietnam und am Persischen Golf und einem Dutzend anderer Einsätze, die

die Bevölkerung Amerikas größtenteils bereits vergessen hatte. Nicht aber diese Männer. Für sie war Richardson als der Vertreter der Army bei den Vereinigten Stabchefs ein echter Krieger. Wenn er etwas zu sagen hatte, hörte jeder zu.

Richardson hielt das Rednerpult mit beiden Händen umfasst; ein großer, kräftig gebauter Mann, der seit seiner Zeit in West Point, wo er Mitglied des Baseball Teams gewesen war, kein Gramm Fett angesetzt hatte. Mit seinem graumelierten Bürstenhaarschnitt, den kühl blickenden grünen Augen und dem kantigen Kinn verkörperte er das Idealbild des kampferprobten Offiziers, wie es sich eine Public-Relations-Agentur nicht besser hätte wünschen können. Tatsächlich verachtete Richardson jeden, der nicht für sein Land geblutet hatte.

»Gentlemen, lassen Sie mich zusammenfassen«, sagte Richardson und ließ den Blick über seine Zuhörer schweifen. »Ich mache mir nicht wegen der Russen Sorgen. Die meiste Zeit hat man ja Mühe, herauszufinden, wer eigentlich dieses verdammte Land führt - die Politiker oder die Mafia. Wenn man da nicht höllisch aufpasst, weiß man nie, wer gerade das Sagen hat.«

Richardson legte eine kurze Pause ein, um das Gelächter seiner Zuschauer als einen Tribut für seinen kleinen Witz entgegenzunehmen.

»Aber während Mütterchen Russland auf der Toilette sitzt«, fuhr er fort, »kann man das von den Chinesen keineswegs behaupten. Frühere Regierungen waren so scharf darauf, mit denen ins Bett zu steigen, dass sie nie die wahren Absichten von Beijing durchschaut haben. Wir verkauften ihnen unsere modernste Computer- und Satellitentechnik, ohne uns darüber klar zu sein, dass sie schon lange unsere wichtigsten Atomforschungsanlagen infiltriert hatten. Los Alamos war für diese Burschen so

etwas wie ein Selbstbedienungsladen. Deswegen sage ich unserer Regierung immer wieder - so wie ich es der letzten auch gesagt habe -, dass man China unmöglich mit atomarer Macht alleine eindämmen kann.«

Richardsons Blick wanderte in den hinteren Bereich des Saals. Ein dunkelblonder Mann Anfang der Vierzig in Zivilkleidung lehnte mit vor der Brust verschränkten Armen an der Wand. Der General registrierte das kaum wahrnehmbare Nicken des Zivilisten und schaltete in den nächsten Gang.

»Aber ebenso wenig können die Chinesen uns damit unter Druck setzen, dass sie die atomare Karte ausspielen. Das Problem ist, dass sie über eine zusätzliche Option verfügen: chemisch biologische Kriegführung. Die brauchen bloß einen Bazillus in eine unserer Großstädte und in unser Kommandosystem einzuschmuggeln, und schon stehen wir vor dem Chaos. Wobei sie das natürlich jederzeit und völlig plausibel weit von sich weisen könnten. Und deshalb ist es unerlässlich, Gentlemen, dass Sie bei Ihren Patrouillen und Ihren Überwachungseinsätzen so viel Informationen wie nur gerade möglich über das Bio-Waffen-Programm Chinas sammeln. Die Schlachten des nächsten Krieges werden weder auf dem Schlachtfeld noch auf hoher See gewonnen oder verloren - zumindest nicht am Anfang. Sie werden in den Labors geführt, wo der Feind Trillionen von Bataillonen aufmarschieren lassen kann, Bataillone, die man alle auf einer Nadelspitze versammeln könnte. Erst wenn wir wissen, wo diese Bataillone geschaffen und von wo aus sie eingesetzt werden, können wir unsere Ressourcen einsetzen, um sie auszuschalten.«

Richardson machte, eine Pause. »Ich danke Ihnen für Ihre Zeit und Ihre Aufmerksamkeit, Gentlemen.«

Der Mann hinten im Saal schloss sich dem lebhaften

Applaus nicht an. Er rührte sich auch nicht von der Stelle, als die anderen den General umringten, ihm gratulierten und ihn mit Fragen überhäuften. Anthony Price, der Leiter der National Security Agency, sparte sich seine Kommentare immer für das Vier-Augen-Gespräch auf.

Als die Offiziere schließlich den Saal verließen, ging Richardson auf Price zu, der sich dabei des Gedankens nicht erwehren konnte, dass der General in seinem Auftreten an einen Gockel erinnerte.

»Herrgott, wie ich diese Jungs doch mag! Sie riechen förmlich nach Krieg!«

»Was ich rieche ist, dass Sie beinahe Mist gebaut hätten, Frank«, erwiderte Price trocken. »Wenn ich Ihnen kein Zeichen gegeben hätte, dann hätten Sie denen die ganze Story auf den Tisch gelegt.«

Richardson warf ihm einen vernichtenden Blick zu. »Für völlig verblödet sollten Sie mich aber nicht halten, ja?«

Er stieß die Tür auf. »Kommen Sie. Wir sind schon spät dran.«

Sie traten in den strahlend blauen Tag hinaus und gingen mit schnellen Schritten den Kiesweg entlang, der um das Auditorium herumführte.

»Eines Tages werden die Politiker das auch begreifen müssen, Tony«, sagte Richardson mit finsterner Miene. »Dass die das Land mit Meinungsumfragen führen wollen, bringt uns eines Tages noch um. Der leiseste Hinweis, dass wir Anthrax oder Ebola einlagern möchten, und schon sinken die Beliebtheitswerte. Was für ein Unfug!«

»Aber nicht neu, Frank«, erwiderte Price. »Sie erinnern sich vielleicht, dass unser größtes Problem die Inspektionen sind. Wir haben uns ebenso wie die Russen einverstanden erklärt, unsere biochemischen Waffenlager von internationalen Inspektoren überprüfen zu lassen.

Unsere Labors, die Forschungs- und Produktionsanlagen und die Einsatzsysteme - alles lag offen da. Also brauchen sich die Politiker um gar nichts zu kümmern. Soweit es die betrifft, ist das Thema Bio-Waffen Schnee von gestern.«

»Nur dann nicht, wenn sie wieder auftauchen und sie in den Hintern beißen«, sagte Richardson zynisch. »Dann erheben sie ein großes Geschrei: ›Und wo sind die unseren?‹«

»Und das werden Sie ihnen dann sagen können, nicht wahr?«, erwiderte Price. »Mit ein wenig Unterstützung des lieben Dr. Bauer.«

»Dem Himmel sei Dank, dass es Leute wie ihn gibt«, stieß Richardson zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Hinter dem Auditorium gab es eine kleine kreisförmige Landefläche. Ein Jet Ranger Helikopter mit ziviler Markierung wartete mit träge kreisenden Rotorflügeln. Als der Pilot seine Passagiere sah, fing er an, die Turbinen warmlaufen zu lassen.

Price wollte sich gerade ducken, um einzusteigen, als Richardson ihn zurückhielt.

»Diese Geschichte in Venedig«, sagte er gerade laut genug, um das anschwellende Brausen der Rotoren zu übertönen. »Ist das schief gelaufen?«

Price schüttelte den Kopf. »Nein, alles nach Plan. Aber dann ist etwas Unerwartetes dazwischen gekommen. Ich rechne in Kürze mit zusätzlichen Informationen.«

Richardson brummte unverständlich vor sich hin, folgte Price in die Kabine und schnallte sich auf seinem Platz an. Bei allem Respekt, den er für Bauer und Price empfand, es waren trotz allem Zivilisten. Und nur ein Soldat weiß, dass man immer mit unerwarteten Dingen zu rechnen hat.

Der Anblick der Hauptinsel der Hawaii-Gruppe, Big Island, wie die Hawaiianer sie nennen, verfehlte nie seinen Eindruck auf Richardson. In der Ferne war die üppige Kona-Küste zu sehen, mit ihren Luxushotels, eines neben dem anderen wie große Ozeanliner an ihren Piers. Ein Stück landeinwärts dehnten sich die schwarzen Lavafelder, eine unwirtliche Wüste, ähnlich einer Mondlandschaft. Und in der Mitte der Öde der Quell des Lebens: der Vulkan Kilauea, dessen Krater im Widerschein des tief im Kern der Erde kochenden Magma rot leuchtete. Der Vulkan war im Augenblick nicht aktiv, aber Richardson hatte ihn bei Ausbrüchen erlebt. Die Schöpfung, das Entstehen jungfräulichen Landes auf dem Planeten, war ein Anblick, den er nie vergessen hatte.

Als der Helikopter über dem Rand des Lavafeldes einschwebte, tauchte am Horizont das ehemalige Fort Howard auf. Die mehrere tausend Hektar große Anlage zwischen dem Lavafeld und dem Meer war früher einmal die wichtigste medizinische Forschungsstätte der Army gewesen und hatte sich auf Tropenkrankheiten, darunter auch Lepra, spezialisiert. Vor mehreren Jahren hatte Richardson mit seinen Bemühungen begonnen, den Stützpunkt schließen zu lassen. Er hatte einen opportunistischen Senator aus Hawaii ausfindig gemacht und es unter Einsatz seiner Beziehungen geschafft, das Lieblingsprojekt des Politikers im Kongress durchzupauken: eine nagelneue medizinische Forschungsanlage auf Oahu. Als Gegenleistung hatte der Senator, der Mitglied im Bewilligungsausschuss für Verteidigungsausgaben war, dafür gesorgt, dass Richardsons Antrag genehmigt wurde, Fort Howard zu schließen und die Anlage an einen Interessenten aus der Privatwirtschaft zu veräußern.

Dieser Interessent wartete bereits: die Biochemie Firma

Bauer-Zermatt AG, die ihre Zentrale in Zürich hatte. Nachdem zweihunderttausend Aktien der Firma im Safe des Senators deponiert worden waren, sorgte der Politiker dafür, dass von seinem Kongressausschuss keine weiteren Angebote mehr auf die Liegenschaft in Betracht gezogen wurden.

»Fliegen Sie einen Bogen über dem Gelände«, forderte Richardson seinen Piloten auf.

Der Hubschrauber kippte leicht zur Seite und ermöglichte dem General einen Panoramaausblick auf das unter ihnen vorbeiziehende Areal. Selbst aus dieser Höhe war zu erkennen, dass der Schutzzaun um die Anlage neu und massiv war - ein drei Meter hoher oben mit Stacheldraht gesicherter Maschendrahtzaun. Uniformiertes Personal hielt die vier Wachportale besetzt. Der Eindruck einer Militäranlage wurde durch die neben den jeweiligen Wachhäuschen parkenden Humvees noch verstärkt.

Das Gelände selbst wirkte verblüffend leer. Die Wellblechhütten, -kasernen und -lagerhäuser standen in der prallen Tropensonne, um sie herum war keinerlei Aktivität zu erkennen. Nur das alte, aber frisch getünchte Kommandogebäude, neben dem ein paar Jeeps parkten, sah so aus, als ob es in Benutzung wäre. Insgesamt wirkte die ganze Anlage genau so wie sie das tun sollte: ein »eingemottetes« Militärgelände, zu dem der Zugang immer noch verboten war - abgesehen von ein paar Einheimischen, die Servicedienste leisteten.

Der Eindruck täuschte. In Wahrheit lag das, was einmal Fort Howard gewesen war, jetzt drei Stockwerke unter der Erde.

»Wir haben Landefreigabe, General«, meldete der Pilot.

Richardson warf einen letzten Blick durchs Fenster und sah eine Gestalt, die wie eine Spielzeugfigur wirkte; sie

verfolgte den Flug des Hubschraubers. »Landen Sie«, erwiderte er.

Er war klein und muskulös, ein Mann Anfang der Sechzig mit nach hinten gekämmtem silbergrauem Haar und sorgfältig gestutztem Backenbart. Er stand breitbeinig da, aufrecht, als hätte er einen Ladestock verschluckt, die Hände hinter dem Rücken verschränkt - ein Offizier der alten Schule.

Dr. Karl Bauer sah zu, wie der Hubschrauber tiefer sank, über die grasbedeckte Landfläche schwebte und schließlich aufsetzte. Er wusste, dass seine Besucher ihm einige dringliche Fragen stellen würden. Während die Rotorblätter langsam ausschlangen, ließ er sich noch einmal durch den Kopf gehen, wie viel er ihnen sagen würde. Herr Doktor Bauer schätzte es nicht sehr, Erklärungen abgeben oder gar sich entschuldigen zu müssen. Die von Bauers Urgroßvater gegründete Firma hatte über hundert Jahre lang eine Spitzenposition im Bereich der Chemie und der Biologie eingenommen. Die Bauer-Zermatt AG verfügte über eine Vielzahl von Patenten, die auch heute noch für lukrative Erträge sorgten. Ihre Wissenschaftler und Forscher hatten ein Arsenal von Pillen und Salben entwickelt, die praktisch in jedem Haushalt zu finden waren, gleichzeitig hatten sie aber auch eine Fülle von Heilmitteln auf den Markt gebracht, die der Firma namhafte Preise und hohe Anerkennung für ihre humanitären Leistungen verschafft hatte.

Aber neben all den Heilmitteln und Impfstoffen, die der Konzern in die Dritte Welt lieferte, gab es auch eine finstere Seite von Bauer-Zermatt, die weder in den Hochglanzbroschüren der Gesellschaft noch von ihren hoch bezahlten Publicity-Experten je erwähnt wurde. Im

Ersten Weltkrieg hatte die Firma eine besonders heimtückische Art von Senfgas entwickelt, das für den qualvollen Tod Tausender alliierter Soldaten verantwortlich gewesen war. Ein Vierteljahrhundert später hatte sie deutsche Firmen mit bestimmten Chemikalien beliefert, die in entsprechender Mischung dazu dienten, das Gas herzustellen, das in den Todeskammern in ganz Osteuropa eingesetzt wurde. Darüber hinaus hatte das Unternehmen die unmenschlichen Experimente von Dr. Josef Mengele und anderen Nazi-Ärzten aufmerksam verfolgt. Bei Kriegsende, als andere Übeltäter und ihre Komplizen gefangen genommen und der gerechten Strafe zugeführt wurden, zog Bauer-Zermatt sich hinter den schützenden Mantel Schweizer Anonymität zurück und nutzte dort in aller Stille die Produkte der Nazi-Forschung. Die Großaktionäre und Vorstände der Gesellschaft stellten dabei stets entschieden in Abrede, irgendwelche Kenntnisse über die weitere Verwendung der Produkte ihrer Firmengruppe zu besitzen, sobald diese einmal die Grenzen des Alpenlandes verlassen hatten.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte Dr. Karl Bauer nicht nur dafür gesorgt, dass die Familienfirma an der vordersten Front der pharmazeutischen Forschung tätig war, sondern zugleich auch ihr geheimes Programm der Entwicklung biochemischer Waffen ausgebaut. Wie eine Heuschrecke suchte Bauer sich die fruchtbarsten Felder aus: das Libyen Gaddafis, den Irak Husseins, die Stammesdiktaturen Afrikas und die von Nepotismus beherrschten Regimes Südasiens. Er brachte die besten Wissenschaftler und modernstes Gerät mit und wurde als Gegenleistung dafür fürstlich mit Geld bezahlt, das mit wenigen Tastenschlägen eines Computers in die Banken Zürichs wanderte.

Zugleich pflegte und verbesserte Bauer seine Kontakte

zu Militärs in den Vereinigten Staaten und Russland. Als aufmerksamer und weitblickender Beobachter der Weltpolitik hatte er den Zusammenbruch der Sowjetunion ebenso vorhergesehen wie den unvermeidbaren Niedergang des neuen Russlands, dem es bislang nicht gelungen war, demokratische Strukturen aufzubauen. Und wo sich die Ströme russischer Verzweiflung und amerikanischer Übermacht vermischten, legte Bauer seine Netze aus und fischte.

Bauer trat einen Schritt vor, um seine Besucher zu begrüßen. »Gentlemen...«

Die drei Männer gaben sich die Hände und bewegten sich dann in Richtung auf das zweistöckige, im Kolonialstil gehaltene Kommandogebäude. Zu beiden Seiten der großzügigen, mit Holz vertäfelten Eingangshalle befanden sich die Büros von Bauers handverlesenen Mitarbeitern, die sich um die Verwaltung der Anlage kümmerten. Ein Stück weiter unten im Flur arbeiteten in kleinen nischenartigen Büros die Assistenten der Wissenschaftler und werteten die Daten der Laborexperimente aus. Ganz hinten im Gebäude befanden sich zwei Fahrstühle, von denen einer hinter einer nur mittels einer Schlüsselkarte zu öffnenden Tür verborgen war. Der von Hitachi gebaute Expresslift verband die unterirdischen Labors mit dem Kommandogebäude. Der zweite Aufzug, ein wunderschön mit Messingstäben verkleidetes Stück, sah aus, als stamme er aus den Anfangsjahren des letzten Jahrhunderts. Die drei Männer stiegen ein und befanden sich Sekunden später in Bauers Büro, das das ganze Obergeschoss einnahm.

Das Büro hätte einem Kolonialgouverneur aus dem 19. Jahrhundert gut zu Gesicht gestanden. Antike Orientteppiche bedeckten auf Hochglanz poliertes Parkett, die Wände säumten Mahagoni-Bücherregale und

südpazifische Kunstwerke. Bauers massiver Partner-Schreibtisch stand vor bis zum Boden reichenden Fenstern, die den Blick auf die ganze Anlage und das Meer unter den Klippen bis hinüber zu den schwarzen Lavafeldern in der Ferne freigaben.

»Seit ich das letzte Mal hier war, haben Sie einige Verschönerungen vorgenommen«, bemerkte Richardson trocken.

»Ich werde Ihnen später die Wohnanlage für die Angestellten und den Erholungsbereich zeigen«, erwiderte Bauer. »Das Leben hier gleicht ein wenig dem auf einer Ölplattform: Meine Leute haben nur einmal im Monat Urlaub und dann nur drei Tage lang. Aber die Annehmlichkeiten, die ich hier biete, sind den Aufwand wohl wert.«

»Diese Urlaube«, sagte Richardson. »Lassen Sie Ihre Leute ganz allein weg?«

Bauer lachte leise. »Ganz bestimmt nicht, General. Wir bringen sie in einem exklusiven Resort-Hotel unter. Unter strengen Sicherheitsvorkehrungen, aber das merken die gar nicht.«

»Von einem vergoldeten Käfig in den anderen«, bemerkte Price.

Bauer zuckte die Schultern. »Bis jetzt habe ich keine Klagen bekommen.«

»Wenn man bedenkt, was Sie denen bezahlen, wundert mich das gar nicht«, sagte Price.

Bauer trat an eine gut bestückte offene Bar. »Darf ich Ihnen einen Drink anbieten?«

Richardson und Price entschieden sich für frischen Ananassaft auf Eis. Bauer blieb bei seinem üblichen Mineralwasser.

Als die beiden Besucher Platz genommen hatten, setzte Bauer sich hinter seinen Schreibtisch.

»Gentlemen, lassen Sie mich rekapitulieren. Das Projekt, dem wir fünf Jahre unseres Lebens gewidmet haben, ist beinahe so weit, dass es Früchte trägt. Wie Sie wissen, hat man den Pocken, die 1999 hätten vernichtet werden sollen, während der Clinton Administration sozusagen Hinrichtungsaufschub gewährt. Im Augenblick gibt es auf der Welt noch an zwei Stellen Bestände: einmal im Center for Communicable Diseases in Atlanta, dem CDC, und zum anderen in Zentralrussland, bei Bioaparat. Unser ganzer Plan fußte darauf, dass es uns gelingen würde, eine Probe des Pockenvirus zu beschaffen. Die Bemühungen, eine solche Probe vom CDC zu beschaffen, hatten sich als undurchführbar erwiesen; die Sicherheitsvorkehrungen waren einfach zu gründlich. Bei Bioaparat war dies allerdings nicht der Fall. Angesichts der Gier der Russen nach harter Währung konnte ich gewisse Vorkehrungen treffen. Es freut mich Ihnen mitteilen zu können, dass in wenigen Tagen ein Kurier mit einem Exemplar des Virus Russland verlassen wird.«

»Garantieren Ihre Russen die Lieferung?«, fragte Richardson.

»Selbstverständlich. In dem unwahrscheinlichen Fall, dass es zu keinem Zusammentreffen zwischen dem Kurier und unseren Leuten kommt, wird die zweite Rate des vereinbarten Betrags nicht freigegeben werden.«

Bauer machte eine kurze Pause und fuhr sich mit der Zungenspitze über seine scharfen kleinen Zähne. »Außerdem würde es noch einige andere weitreichendere Konsequenzen geben. Ich kann Ihnen versichern, dass die Russen sich dessen sehr wohl bewusst sind.«

»Aber es gibt ein Problem, nicht wahr?«, sagte

Richardson schroff. »Venedig.«

Bauer gab darauf keine Antwort, sondern schob eine DVD-Diskette in den Schlitz eines Abspielgeräts. Nach wenigen Augenblicken zeigte der Bildschirm ein verblüffend scharfes Bild des Markusplatzes.

»Die Aufnahme stammt von einem italienischen Journalisten, der dort mit seiner Familie einen Tag verbracht hat«, erklärte Bauer.

»Hat sie sonst noch jemand?«, fragte Price sofort.

»Nein. Meine Leute haben sofort mit dem Journalisten Verbindung aufgenommen. Der Mann wird für die Ausbildung seiner Kinder keinen weiteren Cent mehr aufbringen müssen und in den Ruhestand treten - was er übrigens auch getan hat.«

Bauer deutete auf den Bildschirm. »Der Mann zur Rechten ist Juri Danko, ein hochrangiger Offizier in der medizinischen Abteilung des russischen Sicherheitsdienstes.«

»Und der da links ist Jon Smith«, fügte Price hinzu. Er sah zu Richardson hinüber. »Frank und ich kennen Smith von der Hades Geschichte her. Vorher war er bei USAMRIID. Gerüchten nach hatte er Verbindung zu jemandem in der medizinischen Abwehr der Russen. Die NSA wollte sich da einschalten, aber Smith hat gemauert. Er behauptete, er habe keine solchen Verbindungen.«

»Jetzt sehen Sie seine Verbindung: Danko«, fuhr Bauer fort. »Vor einem Monat habe ich die ersten Berichte bekommen, dass Danko bei Bioaparat herumgeschnüffelt hat. An dem Tag, an dem unser Kurier abreisen sollte, ist Danko abgehauen. Aber er hatte es so eilig, rauszukommen, dass er nachlässig wurde. Die Russen fanden heraus, dass er geflohen war, und haben mich informiert.«

»Und das war der Punkt, an dem Sie die Killer

engagierten«, sagte Richardson. »Sie hätten mehr ausgeben und bessere Leute einsetzen müssen.«

»Die Männer waren Spitze«, widersprach Bauer kühl. »Ich hatte sie schon früher eingesetzt, und die Ergebnisse waren immer zufrieden stellend.«

»Diesmal nicht.«

»Es wäre besser gewesen Danko zu erledigen, so lange er sich noch in Osteuropa befand«, räumte Bauer ein. »Aber die Möglichkeit bestand nicht. Er hat sich zu schnell bewegt und seine Spuren zu gut verwischt. Venedig war unsere beste Chance. Als meine Leute meldeten, dass sie Danko mit einer Kontaktperson gesichtet hatten, wusste ich sofort, dass dieser Mann ebenfalls beseitigt werden musste.«

»Aber das ist er nicht«, sagte Price.

»Ein Fehler, den man korrigieren wird«, erwiderte Bauer. »Zu dem Zeitpunkt hatten wir keine Ahnung, wen Danko kontaktieren würde. Das Entscheidende ist, dass Danko, der zuletzt bei Bioaparat stationiert war, tot ist. Was auch immer er gewusst hat, ist mit ihm gestorben.«

»Es sei denn, er hätte es Smith mitteilen können«, schaltete Richardson sich ein.

»Sehen Sie sich die Aufnahme an«, schlug Bauer vor. »Und achten Sie auf die Zeit.«

Er ließ die Diskette zurücklaufen. Richardson und Price beobachteten konzentriert den Bildschirm. Das Gemetzel auf dem Markusplatz dauerte nur Sekunden.

»Lassen Sie es noch einmal durchlaufen«, bat Price.

Diesmal konzentrierten sich die beiden Männer auf den eigentlichen Kontakt Dankos mit Smith. Richardson hatte eine Stoppuhr aus der Tasche gezogen und stoppte die kurze Begegnung, ohne dabei Dankos Hände aus den

Augen zu lassen. Da war nichts, was zwischen dem Russen und Smith den Besitzer gewechselt hätte.

»Sie haben Recht«, sagte Price schließlich. »Danko kommt, setzt sich, bestellt einen Kaffee, er und Smith reden...«

Bauer zog zwei Kopien eines Protokolls aus der Schreibtischschublade und reichte jedem der beiden Männer eine. »Ich habe das von einem Lippenleser protokollieren lassen. Alles nur Belanglosigkeiten. Small Talk. Sonst nichts.«

Richardson überflog das Protokoll. »Scheint, dass Sie Recht haben: Danko hatte keine Chance, etwas zu sagen. Aber Sie können sicher sein, dass Smith nicht einfach sein Zelt abbauen und in die Nacht verschwinden wird. Er wird weiterbohren.«

Der General hielt inne. »Wer weiß, was er sonst noch für Kontakte beim russischen Militär hat.«

»Das ist mir klar«, erwiderte Bauer. »Glauben Sie mir, ich habe nicht vor, Dr. Jon Smith zu unterschätzen. Das ist einer der Gründe, weshalb ich Sie hierher gebeten habe, damit wir entscheiden können, wie wir im Hinblick auf ihn weiter verfahren.«

Price, der mit Hilfe der Fernbedienung die Bilder auf dem Bildschirm in Zeitlupe hatte ablaufen lassen, stoppte jetzt eine Einstellung. »Dieser Kerl hier, der gute Samariter. Er kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Nach meinen Gewährsleuten hat er sich als italienischer Arzt zu erkennen gegeben.«

»Hat die Polizei ihn verhört?«

»Nein, er ist in der Menge verschwunden.«

»Was ist denn, Tony?«, fragte Richardson.

Das Handy von Price trillerte. Er klappte es auf, meldete

sich und fixierte dann die beiden anderen mit erhobenem Finger.

»Hallo, Inspektor Dionetti. Ich bin froh, dass Sie anrufen. Ich habe da ein paar Fragen an Sie bezüglich des zweiten Manns bei dieser Schießerei...«

Dionetti, der in seinem eleganten, von Bücherwänden gesäumten Arbeitszimmer saß, betrachtete eine etruskische Skulptur. »Sie wollten wissen, ob jemand Fragen nach den Rocca-Brüdern gestellt hat«, sagte er.

»Und?«

»Ein alter Freund von mir - Peter Howell, der ehemalige SAS...«

»Ich weiß, wer er ist«, fiel Price ihm ins Wort. »Was wollte er?«

Dionetti berichtete von seinem Zusammentreffen mit dem Engländer und schloss dann: »Es tut mir Leid, aber mehr werde ich nicht in Erfahrung bringen können. Wenn man zu viele Fragen stellt...«

»Was haben Sie Howell gesagt?«

Dionetti leckte sich die Lippen. »Howell hat gefragt, ob wir die Leichen identifiziert hätten. Ich habe ihm gesagt, dass es die Rocca Brüder seien. Ich hatte keine andere Wahl. Howell hat auch andere Kontakte in Venedig. Wenn ich es ihm nicht gesagt hätte, wäre er auf anderem Weg an die Information gekommen.«

»Und was noch?«, wollte Price wissen.

»Er sah die Folgen der Explosion...«

»Und Sie haben ihm aus freien Stücken mitgeteilt, dass es sich um C-Zwölf handelte.«

»Was hätte ich denn sonst tun sollen? Howell war Soldat. Er weiß über diese Dinge Bescheid. Hören Sie, Antonio, Howell ist nach Palermo unterwegs, wo die

Roccas herkommen. Er reist allein, ein leichtes Ziel.«

Price überlegte. »Also gut«, sagte er schließlich. »Aber wenn Howell sich aus Palermo bei Ihnen meldet, möchte ich das erfahren.«

Nachdem Price aufgelegt hatte, musterte er das Gesicht auf dem Bildschirm. »Es ist Peter Howell«, verkündete er den anderen, gab kurz wieder, was Dionetti ihm gesagt hatte und fügte dann ein paar Einzelheiten über Howells Werdegang hinzu.

»Was macht ein solcher Mann mit Jon Smith?«, wollte Bauer wissen.

»Er gibt ihm Deckung«, erklärte Richardson finster. »Smith ist nicht dumm. Der hätte sich nie alleine mit Danko getroffen.«

Er sah Price an. »Dieser Mistkerl Dionetti hat ein großes Mundwerk. Können wir ihm immer noch vertrauen?«

»Solange wir ihn bezahlen«, meinte Price. »Ohne uns ist Dionetti nur einen Schritt vom Bankrott entfernt. Fünfhundert Jahre Familientradition« - er schnippte mit den Fingern - »weg! Einfach so. Und er hat Recht gehabt: Howell hätte das mit den Roccas und dem C-Zwölf in jedem Fall erfahren, so oder so.«

»Anscheinend ist Smith also nicht das einzige Problem, das uns geblieben ist«, meinte Bauer.

»Stimmt«, nickte Richardson. »Aber Palermo ist ein gefährlicher Ort - selbst für einen Mann wie Peter Howell.«

7

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Houston fuhr Jon Smith vom Andrews Luftwaffenstützpunkt zu seinem Haus in Bethesda. Er duschte, packte Kleidung für eine Woche ein und orderte dann telefonisch einen Wagen, der ihn zum Dulles Airport bringen sollte.

Er war gerade dabei, die Alarmanlage scharf zu schalten, als das sichere Telefon klingelte.

»Hier Klein, Jon. Haben Sie alles Notwendige veranlasst?«

»Ich bin für den Delta Flug nach Moskau gebucht, Sir. Die Maschine startet in drei Stunden.«

»Gut. Ich habe mit dem Präsidenten gesprochen. Er hat Covert-One grünes Licht gegeben, nach eigenem Ermessen zu handeln - aber es muss schnell gehen.«

»Verstanden, Sir.«

»Folgendes sollten Sie wissen...«

Nachdem Klein ihn mit allen Einzelheiten vertraut gemacht hatte, fügte er hinzu: »Ich weiß, dass es zwischen Ihnen und Randi Russell böses Blut gegeben hat, Jon. Sehen Sie zu, dass das Ihre Arbeit nicht beeinträchtigt.«

Smith ließ sich seine Verärgerung nicht anmerken. Takt war nicht gerade eine von Kleins starken Seiten. »Ich melde mich in zwölf Stunden, Sir.«

»Dann viel Glück. Hoffen wir, dass die Russen das Problem einigermaßen in den Griff bekommen.«

Smith machte es sich auf dem bequemen Sessel in der Business Class der Delta L-1011 bequem. Er aß nur wenig und schlief dann während des ganzen Fluges nach

London.

Nach dem Auftanken setzte das Flugzeug die Reise nach dem Osten fort und landete am frühen Morgen in Scheremetjevo. Da Smith mit einem Militärausweis unterwegs war, hatte er am Zoll und am Einwanderungsschalter keine Probleme. Nach einer Taxifahrt von vierzig Minuten traf er in dem neuen Sheraton Hotel in der Nähe des Roten Platzes ein. Smith hängte das Do-Not-Disturb-Schild vor die Tür, duschte und schlief weitere vier Stunden. Wie die meisten Soldaten beherrschte er seit langem die Kunst, jede Möglichkeit zum Schlafen zu nutzen.

Kurz nach Mittag trat er in den kühlen Moskauer Frühling hinaus und ging die sechs Häuserblocks zu einem Arkadenbau aus dem 19. Jahrhundert. In den luxuriösen Läden konnte man von exklusiven Pelzen und Parfüms bis hin zu wertvollen Ikonen und sibirischen »blauen« Diamanten so ziemlich alles kaufen, was das Herz begehrte. Smith bahnte sich seinen Weg durch die zahlreichen wohlhabend wirkenden Kunden und fragte sich, wer von ihnen wohl der neuen Wirtschaftselite Russlands angehörte und wer der Unterwelt. In dem neuen Russland waren die Grenzen zwischen den beiden Gruppen ziemlich fließend.

Er musste fast bis an das Ende der Arkade gehen, ehe er die Adresse entdeckte, die Klein ihm gegeben hatte. Die in goldenen Lettern gehaltene Schrift - in Kyrillisch und Englisch - lautete BAY DIGITAL CORPORATION.

Durch das Fenster sah Smith ein Empfangspult und dahinter eine Reihe von Arbeitsplätzen, die genauso modern waren wie in den entsprechenden Etablissements an der Wall Street. Elegant gekleidete Männer und Frauen gingen mit sichtlicher Effizienz ihrer Arbeit nach, aber seine besondere Aufmerksamkeit galt einer Frau unter

ihnen. Sie war Mitte dreißig, ziemlich groß und trug ihr goldblondes Haar kurz geschnitten. Und sie hatte dieselbe gerade Nase und das feste Kinn wie er es an einer anderen Frau gekannt hatte, dieselben dunklen Augen... ganz wie Sophia.

Smith atmete tief durch und trat ein. Er wollte sich gerade der Empfangssekretärin vorstellen, als die blonde Frau aufblickte. Einen Augenblick lang verschlug es Smith den Atem. Es war, als ob seine Sophia plötzlich wieder zum Leben erwacht wäre.

»Jon?«

Randi Russell konnte ihre Überraschung nicht verbergen, was ihr neugierige Blicke ihrer Kolleginnen und Kollegen eintrug. Sie kam an das Empfangspult geeilt.

»Gehen wir doch in mein Büro«, sagte sie, bemüht, geschäftsmäßig zu wirken.

Smith folgte ihr in ein kleines, aber ansprechend eingerichtetes Büro, dessen Wände gerahmte Aquarelle der Küstenlandschaft um Santa Barbara zierten. Randi Russell schloss die Tür und musterte ihn von oben bis unten. »Ich kann es einfach nicht glauben«, sagte sie und schüttelte dabei den Kopf. »Wann...? Wie...?«

»Schön, dich wiederzusehen, Randi«, sagte Smith ruhig. »Tut mir Leid, dass ich dir nicht Bescheid sagen konnte, dass ich kommen würde. Die Reise hat sich in letzter Minute ergeben.«

Randis Augen verengten sich. »Bei dir ergibt sich nichts in letzter Minute, Jon. Wer hat dir gesagt, wo du mich finden würdest?«

Smith wusste, dass Randi unmittelbar nach der Hades Tragödie als CIA-Agentin in Moskau stationiert worden war. Aber nur Klein hatte genau herausfinden können, unter welcher Identität sie dort tätig war und wo Smith sie

finden würde. Smith sah sich in dem kleinen Büro um.
»Kann man hier unbesorgt reden?«

Randi deutete auf ein Gerät, das wie ein DVD-Spieler aussah. »Das Allerneueste gegen Wanzen. Außerdem wird der Raum jeden Abend von unseren Leuten >gefeht.«

Smith nickte. »Also gut. Zum einen wusste ich, dass du in Moskau bist, aber nicht, wo ich dich finden könnte. Dabei waren mir andere Leute behilflich. Zum Zweiten brauche ich deine Hilfe, weil ein Mann - ein guter Mann - tot ist und ich herausbekommen möchte, was mit ihm passiert ist.«

Randi überlegte. Sie hatte ein untrügliches Gefühl dafür, wenn jemand sie anlog, selbst wenn es ein Profi war, bei dem Lügen zum Beruf gehörte. Ihr Instinkt sagte ihr, dass Smith die Wahrheit sprach - oder zumindest so viel davon, wie ihm möglich war.

»Ich höre, Jon.«

Smith schilderte ihr in kurzen Worten, wer Danko gewesen war und berichtete dann mit allen Einzelheiten über sein Zusammentreffen mit dem Russen. Er verschwieg keine der grässlichen Einzelheiten des Massakers auf dem Markusplatz, doch für Randi war Gewalt nichts Ungewohntes.

»Und du bist sicher, dass die Killer nicht auch hinter dir her waren?«, fragte sie.

»Wenn ich ihr Hauptziel gewesen wäre, hätte ich jetzt keine Gelegenheit, mit dir zu reden«, erwiderte Smith finstern. »Ihre Zielperson war Danko; sie haben sichergestellt, dass er tot ist. Erst dann haben sie sich mir zugewandt.«

Randi schüttelte den Kopf. »Von einem Konzertflügel gerettet! Mein Gott! Ich kann es einfach nicht glauben, dass du unbewaffnet hinter ihnen hergerannt bist. Du kannst von Glück reden, dass jemand sie vor dir erwischt

hat.«

Sie atmete tief durch. »Was willst du, Jon - willst du Danko rächen oder willst du Zugang zu Bioaparat?«

»Juri hat sein Leben geopfert, um mir ein Geheimnis zu offenbaren«, antwortete er. »Wenn ich dieses Geheimnis aufdecke, dann finde ich auch heraus, wer ihn getötet hat. Aber ich bin sicher, dass die Leute, die hinter seiner Ermordung stehen, auch mit Bioaparat zu tun haben.«

»Und was willst du von mir?«

»Deine besten Kontakte in Russland, Leute an maßgebenden Stellen, Leute, denen du vertrauen würdest.«

Sie startete die Aquarelle an ihrer Wand an. »Oleg Kirov, ein Generalmajor im Sicherheitsdienst der russischen Föderation. Er ist dem Danko, den du mir geschildert hast, sehr ähnlich: realistisch, vertrauenswürdig, ein Patriot. Seine Nummer zwei ist Lara Teljegin. Äußerst intelligent, mit politischem Instinkt und ein ausgesprochenes As im Feldeinsatz.«

»Ich erinnere mich daran, dass ich Kirov kennen gelernt habe, als ich noch für USAMRIID tätig war«, sagte Smith. »Aber ich kenne ihn nicht gut genug, um ihn einfach so mir nichts dir nichts anzurufen. Könntest du ein Zusammentreffen arrangieren?«

»Selbstverständlich. Aber Kirov wird wissen wollen, ob du in amtlicher Funktion tätig bist - und das würde ich auch gern wissen.«

»Ich arbeite nicht für USAMRIID oder irgendeine Geheimdienststelle. Das ist die Wahrheit.«

Sie sah ihn von der Seite an. »Die Wahrheit, so weit du sie mir sagen willst.«

Sie hob beide Hände, um seinen Protest abzuwehren. »Hey, ich weiß, wie diese Dinge laufen. Und Kirov weiß

das auch.«

»Das bedeutet mir sehr viel, Randi.«

Sie wischte seinen Dank mit einer Handbewegung weg, dann entstand ein unbehagliches Schweigen zwischen ihnen.

»Es gibt da ein paar Dinge, die ich dir sagen muss«, meinte Smith schließlich. »Persönliche Dinge.«

Er berichtete ihr von seinem Besuch am Grab Sophias und von dem Frieden, den er schließlich gefunden hatte. »Nach der Beerdigung hatte ich das Gefühl, dass es Dinge gibt, die wir einander hätten sagen sollen, die wir aber nie ausgesprochen haben. Wir sind einfach auseinander gegangen.«

Randi starrte ihn an. »Ich weiß, was du meinst. Damals habe ich dir einen großen Teil der Schuld für das gegeben, was mit Sophia geschehen ist. Ich habe lange gebraucht, um es zu verarbeiten.«

»Gibst du mir immer noch die Schuld?«

»Nein, du hättest nichts tun können, um ihr zu helfen. Du wusstest nichts von Tremont und seinen Killern, und auch nicht, dass Sophie für sie eine Bedrohung darstellte.«

»Es tut mir gut, das von dir zu hören«, sagte Smith leise.

Randi blickte auf das gerahmte Foto auf ihrem Schreibtisch, das sie und Sophia vor dem schrecklichen Geschehen in Santa Barbara zeigte. Obwohl inzwischen über ein Jahr vergangen war, hatte Randi sich immer noch nicht verziehen, dass sie nicht zur Stelle gewesen war, als ihre Schwester sie so dringend gebraucht hatte. Während Sophia in ihrem Krankenhausbett im Sterben gelegen hatte, war Randi Tausende von Meilen entfernt gewesen, im geheimen Einsatz im Irak, wo sie die Widerstandsbewegung gegen das Regime Saddam Husseins unterstützt

hatte. Erst Wochen später, als Jon Smith wie ein düsterer Dschinn in Bagdad aufgetaucht war, hatte sie erfahren, wie und weshalb Sophia ermordet worden war.

Irgendwie hatte Randi es geschafft, ihr Leid zu verarbeiten und neue Kraft zu schöpfen. Aber ihre Gefühle für Smith waren ambivalent geblieben. Einerseits war sie dankbar dafür, dass er in den letzten Augenblicken Sophias an ihrer Seite gewesen war und sie nicht allein gestorben war. Andererseits hatte sie sich unwillkürlich gefragt, je tiefer sie sich in das Netz von Hades verwickelte, ob Smith den Mord an ihrer Schwester nicht irgendwie hätte verhindern können. Und auch in dem Punkt war die Unklarheit zum Verrücktwerden. Sie wusste, dass Smith Sophia geliebt hatte und sie nie wissentlich einer Gefahr ausgesetzt hätte. Andererseits hatte sie, als sie am Grab ihrer Schwester stand, immer noch geglaubt, dass er irgendetwas hätte tun können, um sie zu retten.

Randi riss sich von diesem letzten Gedanken los und sah Smith an. »Es wird eine Weile dauern, das Treffen mit Kirov zu arrangieren. Hättest du Lust, dich später mit mir auf einen Drink zu treffen?«

»Ja, sehr.«

Sie einigten sich auf die Bar des Sheraton, sobald Randi das Büro geschlossen hatte.

»Was genau ist eigentlich Bay Digital?«, fragte Smith.
»Und was machst du hier?«

»Soll das heißen, dass die Leute, von denen du hierher geschickt wurdest, dir das nicht gesagt haben?«, Randi lächelte. »Jon, jetzt bin ich entsetzt. Ich leite das Moskauer Büro einer höchst erfolgreichen Risikokapitalfirma, die in vielversprechende russische High-Tech-Firmen investiert.«

»Nur, dass das Kapital nicht von privaten Investoren oder Fonds-Gesellschaften kommt«, meinte Smith.

»Woher auch immer. Geld öffnet in Russland jedenfalls alle Türen. Ich verfüge über Kontakte, die vom Kreml über das Militär und sogar in die russische Mafia hineinreichen.«

»Ich habe ja immer gesagt, dass du zwielichtige Freunde hast. Gibt es denn in diesem Lande überhaupt so etwas wie Hightech?«

»Und ob es das gibt. Die Russen verfügen nicht über unsere hochwertigen Anlagen, aber wenn man ihnen die richtigen Mittel gibt, leisten sie Großartiges.«

Sie berührte seinen Arm. »Ich freue mich wirklich, dich wiederzusehen, Jon - aus welchem Grund auch immer du jetzt hier bist. Gibt es etwas, was du im Augenblick brauchst?«

Smith dachte an Dankos Witwe und sein Kind. »Sag mir, was Russen mitbringen, wenn sie eine Frau besuchen, die gerade ihren Mann verloren hat - und das noch gar nicht weiß.«

8

Um 7 Uhr 36 morgens ging Dr. Adam Treloar an Bord einer Maschine der British Airways, um nonstop über den Nordpol nach London-Heathrow zu fliegen. Nach seiner Ankunft geleitete man ihn in die Transit Lounge für Passagiere der Ersten Klasse, wo er die Dienste einer Masseuse in Anspruch nahm und sich anschließend, nachdem er geduscht hatte, bei einem Angestellten seinen frisch gebügelten Anzug abholte und sich zum Ausgang 68 begab, wo man ihn in die vordere Kabine eines weiteren BA Fluges führte, diesmal nach Moskau. Achtundzwanzig Stunden nach Antritt seiner Reise passierte Treloar anstandslos Zoll- und Einreisekontrollen.

Treloar hielt sich exakt an den von ihm und Reed ausgearbeiteten Reiseplan. Nachdem ihn ein Taxi vor dem neuen Hotel Nikko auf der dem Kreml gegenüberliegenden Seite der Moskwa abgesetzt hatte, trug Treloar sich dort ein und bedachte den Träger mit einem besonders großzügigen Trinkgeld, damit dieser ihm sein Gepäck aufs Zimmer brachte. Anschließend verließ er das Hotel wieder und rief sich ein weiteres Taxi, das ihn zu dem Friedhof am Mychatschuk Prospekt brachte. Die alte Frau an dem Blumenstand am Eingang war verblüfft, von dem Besucher für einen Strauß angewerkter Margeriten und Sonnenblumen zwanzig amerikanische Dollar zu bekommen. Treloar begab sich zu einer Reihe relativ neuer Gräber unter einer Gruppe von Birken und legte dort den Blumenstrauß am Fuß eines orthodoxen Kreuzes ab, das die letzte Ruhestätte seiner Mutter Helen Treloar, geborene Helena Svjatoslava Bunin, markierte.

Als Treloar sich bei der NASA um die Position eines leitenden medizinischen Offiziers beworben hatte, waren Ermittler des FBI tätig gewesen und hatten in Erfahrung gebracht, dass seine Mutter in Russland zur Welt gekommen war, was sie aber in keiner Weise gestört hatte. Die NASA stand im harten Wettbewerb mit der Privatwirtschaft um gutes ärztliches Personal und war daher nur zu glücklich, einen Experten wie Adam Treloar gewinnen zu können, der sich nach fünfzehn Jahren Tätigkeit bei der Bauer-Zermatt AG um diese Position beworben hatte. Niemand stellte irgendwelche Fragen, weshalb Treloar eine gute Position bei einer so angesehenen Firma aufgegeben und eine Reduzierung seiner Bezüge um runde zwanzig Prozent in Kauf genommen hatte. Die Weltraumbehörde hatte vielmehr Treloars makellose Zeugnisse und sonstigen Papiere kommentarlos an das FBI weitergegeben und darum gebeten, sich mit den Nachforschungen in seiner Vergangenheit zu beeilen.

Seit dem Ende des Kalten Krieges waren Reisen nach Russland völlig unproblematisch geworden. Tausende von Amerikanern besuchten dort ihre Verwandten, die sie in vielen Fällen nur von Fotos kannten. Auch Adam Treloar reiste dorthin, um seine Mutter nach deren Scheidung und ihrer anschließenden Rückkehr in ihr heimatliches Moskau zu besuchen. Drei Jahre lang war er jedes Jahr im Frühjahr nach Moskau geflogen, um eine Woche mit ihr zu verbringen.

Vor zwei Jahren hatte Treloar seine Vorgesetzten bei der NASA darüber informiert, dass seine Mutter unheilbar an Krebs erkrankt war. Sein Chef drückte ihm sein Bedauern aus und ließ ihn wissen, dass er jederzeit beliebig viel Urlaub nehmen könne. Der treu sorgende Sohn steigerte daraufhin seine Besuche auf drei im Jahr. Als Helena

Bunin dann im vergangenen Herbst schließlich starb, reiste er auf einen ganzen Monat nach Moskau, um, wie er sagte, ihren Nachlass zu regeln.

Treloar war überzeugt, dass seine Besuche in Moskau vom FBI überwacht wurden. Er wusste aber auch, dass das FBI wie jede Bürokratie durchaus zufrieden war, solange es ein regelmäßiges Muster erkennen konnte, von dem nicht abgewichen wurde. Und ein solches regelmäßiges Muster hatte Treloar im Laufe der Jahre aufgebaut und war davon nur abgewichen, wenn er nachvollziehbare Gründe dafür vorweisen konnte. Da exakt ein halbes Jahr seit dem Tod seiner Mutter verstrichen war, wäre es aufgefallen, wenn er ihr Grab nicht besucht hätte.

Während der Taxifahrt zurück ins Hotel ging Treloar noch einmal durch, was er getan hatte. Der Taxifahrer vom Flughafen, der Hoteldiener, die alte Frau am Friedhof, die beiden anderen Taxifahrer - alle würden sich wegen seines großzügigen Trinkgelds an ihn erinnern. Wenn irgendjemand Nachforschungen anstellte, war das Muster, nach dem sein Besuch ablief, klar und eindeutig.

Es würde auch ganz natürlich wirken, wenn er sich jetzt ein paar Tage in Moskau ausruhte, bevor er zurückkehrte. Nur dass der NASA Arzt etwas ganz anderes als die Besichtigung von Sehenswürdigkeiten vorhatte.

Treloar kehrte in sein Zimmer zurück und schlief ein paar Stunden. Als er wieder aufwachte, hatte sich bereits Dunkelheit über die Stadt gelegt. Er duschte, rasierte sich, zog einen anderen Anzug an und trat dann in einen warmen Mantel gehüllt in die Nacht hinaus.

Die Gedanken stellten sich ein, als er durch die Nacht schlenderte. So sehr sie ihn auch plagten, er wurde sie nie los. Und so gab er sich ihnen hin, ließ zu, dass sie ihn beschäftigten, und atmete gehetzt, bis sie schließlich

aufhörten. Adam Treloar hielt sich für einen Gezeichneten, einen wie Kain einer gewesen war. Es gab da schreckliche Triebe, die wie ein Fluch auf ihm lasteten und die er weder bändigen noch denen er entkommen konnte. Und diese Triebe waren der Grund, weshalb er seine Karriere bei Bauer-Zermatt aufgegeben hatte.

In einem anderen Leben war Treloar der Star der virologischen Abteilung von Zermatt gewesen, von seinen Kollegen hoch geschätzt und von seinen Mitarbeitern geradezu abgöttisch bewundert - ganz besonders einer Mitarbeiterin, einer dunkeläugigen Schönheit von der Sanftmut eines scheuen Rehs, die sich für Treloar als unwiderstehliche Versuchung erwiesen hatte. Doch dann hatte sich herausgestellt, dass das scheue Reh in Wirklichkeit ein Köder war, ein Köder, den ein Konkurrent von Bauer-Zermatt ausgelegt hatte, um Treloar zu kompromittieren und sich gefügig zu machen.

Treloar hatte die Falle nie bemerkt; er hatte nur Augen für das sanfte Reh gehabt. Dafür bekam er später viel mehr zu sehen, später, als Männer ihn in seinem Apartment aufsuchten und ihm Bandaufnahmen mit Sexszenen vorspielten, auf denen er der Hauptdarsteller war. Sie stellten ihn eiskalt vor die Wahl zu kooperieren oder bloßgestellt zu werden. Wegen der Vertraulichkeit ihrer Forschungsarbeiten musste jeder Angestellte von Bauer-Zermatt bei der Einstellung eine Vertragsklausel unterschreiben, die ihn zur Einhaltung strengster moralischer Regeln verpflichtete. Die Männer in Treloars Apartment versäumten nicht, ihn auf diese Klausel hinzuweisen, als sie ihm das Video vorspielten. Sie machten ihm klar, dass er keine andere Wahl hatte als Informationen über die Forschungsarbeiten der Firma an sie herauszugeben. Die Alternative war natürlich nicht nur, dass er seine Stellung verlor. Nein, seine Eskapaden

würden an die Öffentlichkeit gelangen, und wenn dann alles genügend ausgeschlachtet war und nachdem man eine Zivilklage erhoben hatte - der vielleicht sogar eine zusätzliche Klage seitens der Staatsanwaltschaft folgen sollte -, würde er mit Sicherheit in der medizinischen Forschung keine Stelle mehr finden.

Sie gaben ihm achtundvierzig Stunden Zeit, um es sich zu überlegen. Die ersten vierundzwanzig Stunden tat er nichts anderes. Dann hatte er die Scherben seiner Karriere lange genug angestarrt und erkannt, dass die Erpresser zu weit gegangen waren: Sie hatten ihn in eine Position gedrängt, in der er nichts mehr zu verlieren hatte, wenn er sich wehrte.

In Folge seiner gehobenen Position bei Bauer-Zermatt kostete es Treloar keine Mühe, kurzfristig einen Gesprächstermin bei Dr. Karl Bauer selbst zu bekommen. In der eleganten Umgebung von Bauers Züricher Büro schilderte er diesem seine Verfehlungen und den Erpressungsversuch, dem er ausgesetzt war.

Zu Treloars Überraschung hörte Bauer seinem Geständnis nahezu wortlos zu und wies Treloar dann an, ihn am nächsten Morgen erneut aufzusuchen.

Bis zum heutigen Tage hatte Treloar keine Ahnung, was sich hinter der Bühne zugetragen hatte. Jedenfalls gab Bauer ihm am nächsten Morgen zu verstehen, dass er nie wieder von den Erpressern hören würde. Alle Beweisstücke für seine Verfehlungen waren sichergestellt. Es würde keine Anklage gegen ihn erhoben werden - niemals.

Aber man erwartete Wiedergutmachung von ihm. Bauer gab Treloar zu verstehen, dass er die Firma verlassen müsse und mit einem Angebot von der NASA rechnen könne; dieses Angebot habe er anzunehmen. Seinen Kollegen würde man erklären, dass er die Chance

wahrnehme, in einem Bereich der Forschung zu arbeiten, zu dem er, wenn er bei Bauer-Zermatt bliebe, nie Zugang gehabt hätte. Unmittelbar nach Antritt seiner Tätigkeit bei der NASA habe er sich bei Dr. Dylan Reed zu melden und sich zu dessen Verfügung zu halten. Reed würde dort so etwas wie sein Mentor sein, und Treloar habe ihm widerspruchslos zu gehorchen.

Treloar erinnerte sich noch deutlich an die eisige und präzise Kälte, mit der Bauer ihm sein Edikt mitgeteilt hatte. Er erinnerte sich, wie es in Bauers Augen zornig aufgeblitzt hatte, ein Zorn, der freilich sofort in ein amüsiertes Schmunzeln übergegangen war, als Treloar betreten gefragt hatte, was für Forschungsarbeiten er bei der NASA zu verrichten habe.

»Ihre Arbeit wird von zweitrangiger Bedeutung sein«, hatte Bauer ihm erklärt. »Was mich interessiert, ist Ihre Verbindung zu Ihrer Mutter und damit zu Russland. Sie werden sie regelmäßig besuchen, denke ich.«

Der kalte Wind veranlasste Treloar, die Schultern hochzuziehen, als er der hellen Beleuchtung des Gorkij Platzes den Rücken kehrte und in die dunklen Straßen des Sadovaja Viertels eindrang, wo die Kneipen, die jetzt die Straßen säumten, immer verwahrloster wurden und die Obdachlosen und Betrunkenen immer aggressiver wirkten, je weiter er sich vom Gorkij Platz entfernte. Aber Treloar besuchte das Sadovaja Viertel nicht zum ersten Mal und hatte keine Angst.

Einen halben Häuserblock weiter sah er die vertraute Neonschrift: KROKODIL. Gleich darauf klopfte er an die massive Tür und wartete, bis jemand drinnen den Deckel vom Türspion zog. Zwei schwarze argwöhnische Augen musterten ihn, dann wurde der Riegel zurückgezogen und die Tür öffnete sich. Beim Hineingehen gab Treloar dem hünenhaften mongolischen Türsteher einen Zwanzig-

dollarschein. Er schlüpfte aus seinem Mantel und spürte, wie seine düsteren Gedanken sich im rötlichen Lichtschein und unter den schrillen Klängen der Musik verflüchtigten. Gesichter wandten sich ihm zu, sein westlicher Anzug beeindruckte. Im Klang der Musik sich wiegende Körper stießen ihn an, mehr absichtlich als aus Zufall. Der Geschäftsführer, eine hagere, kleinwüchsige Gestalt mit unruhig umherhuschenden Augen, der ihn an ein Wiesel erinnerte, kam herangeeilt, um seinen ausländischen Gast zu begrüßen. Sekunden später hielt Treloar ein Glas Wodka in der Hand und wurde an der Tanzfläche entlang zu einem abgegrenzten Bereich geführt, der mit Samt bezogene Sofas und weiche Hocker aufwies.

Er seufzte, als er sich auf den Kissen niederließ. Der starke Alkohol wärmte ihn von innen und ließ seine Fingerspitzen prickeln.

»Soll ich Ihnen etwas Interessantes vorführen?«, flüsterte der Geschäftsführer augenzwinkernd.

Treloar nickte zufrieden. Um sich die Zeit zu vertreiben, schloss er die Augen und ließ sich von der Musik durchpulsen. Er zuckte zusammen, als er eine Berührung an seiner Wange verspürte. Vor ihm standen zwei blonde Knaben mit makellosem Teint und strahlend blauen Augen. Sie waren höchstens zehn Jahre alt.

»Zwillinge?«

Das Wiesel nickte. »Und besser noch, Jungfrauen.«

Treloar stöhnte.

»Aber sie sind sehr teuer«, warnte das Wiesel.

»Das ist egal«, entgegnete Treloar mit heiserer Stimme. »Bringen Sie uns Zakuski. Und Limonade für meine Engel.«

Er klopfte auf die Kissen zu seiner Linken und seiner

Rechten. »Kommt zu mir, meine Engel. Gebt mir einen Vorgeschmack auf den Himmel...«

Sechs Kilometer vom *Krokodil* gibt es eine Anlage, umstanden von drei Hochhäusern, die zusammen als Dscherschinski Platz bekannt sind. Bis Anfang der neunziger Jahre war dort die Zentrale des kommunistischen KGB untergebracht gewesen; nach dem Ende der Sowjetunion hatte der neu gegründete russische Bundesgeheimdienst den Komplex übernommen.

Generalmajor Oleg Kirov stand mit hinter dem Rücken verschränkten Händen am Fenster seines Büros im fünfzehnten Stockwerk und blickte auf die Silhouette von Moskau hinaus.

»Die Amerikaner kommen«, murmelte er.

»Was sagst du da, *Duscha*?«

Kirov hörte das Klappern von Absätzen auf dem Parkett, spürte zarte Finger an seiner Brust und roch warmes, süßliches Parfüm. Er drehte sich um, nahm die schöne rothaarige junge Frau in die Arme und küsste sie gierig. Er spürte, wie ihre Zunge mit der seinen spielte und ihre Hände an seinen Gürtel griffen - und dann tiefer.

Kirov trat einen Schritt zurück und sah in die lockenden grünen Augen. »Ich wünschte, wir hätten jetzt Zeit«, sagte er leise.

Leutnant Lara Teljegin, Kirovs Assistentin, stand mit in die Hüften gestützten Armen da und betrachtete ihren Geliebten. Selbst in der schmucklosen Uniform wirkte sie wie ein Fotomodell.

»Du hast versprochen, mich heute zum Abendessen einzuladen«, schmollte sie.

Kirov musste lächeln. Lara Teljegin hatte die Frunze Militärakademie als Erste ihrer Klasse absolviert. Sie war

eine Meisterschützin; die Hände, die ihn jetzt liebkosten, konnten einen Menschen binnen Sekunden töten. Und doch konnte sie ebenso schamlos und provozierend wie professionell sein.

Kirov seufzte. Zwei Frauen in einem Körper. Manchmal wusste er nicht, welche von beiden die echte Lara war. Aber er würde sie beide genießen, so lange er das konnte. Mit dreißig stand Lara erst am Anfang ihrer Karriere. Es war unvermeidbar, dass sie auf andere Posten versetzt wurde, und eines Tages würde sie ein eigenes Kommando bekommen. Kirov, der zwanzig Jahre älter als sie war würde eines Tages von ihrem Liebhaber zu ihrem Paten werden - oder, wie die Amerikaner das gern formulierten, einem »Rabbi«, der sich um die Interessen seiner Favoritin kümmern musste.

»Du hast mir nichts von dem Amerikaner gesagt«, meinte Lara plötzlich ganz geschäftsmäßig. »Welcher ist es denn? Wir haben es in letzter Zeit mit so vielen zu tun.«

»Ich habe dir nichts gesagt, weil du den ganzen Tag weg warst und ich niemanden hatte, der mir bei diesem infernalischen Papierkram geholfen hat«, brummte Kirov. Er reichte ihr einen Computerausdruck.

»Dr. Jon Smith«, las sie. »Wie gewöhnlich.«

Sie runzelte die Stirn. »USAMRIID?«

»Unser Dr. Smith ist alles andere als gewöhnlich«, meinte Kirov trocken. »Ich habe ihn kennen gelernt, als er in Fort Detrick stationiert war.«

»War? Ich dachte, das ist er immer noch.«

»Randi Russell sagt, dass er immer noch mit USAMRIID in Verbindung steht, dort aber im Augenblick auf unbestimmte Zeit beurlaubt ist. Sie hat angerufen und mich gebeten, mich mit ihm zu treffen.«

»Randi Russell...«, wiederholte Lara mit einem vielsagenden Blick.

Kirov lächelte. »Kein Anlass, boshaft zu werden.«

»Ich werde nur boshaft, wenn es dafür gute Gründe gibt«, erwiderte Lara spitz. »Sie ist also Smith behilflich... der, wie ich hier lese, mit ihrer Schwester verlobt war.«

Kirov nickte. »Sie ist im Verlauf der Hades Geschichte ums Leben gekommen.«

»Und würde Randi Russell - die wir beide im Verdacht haben, für die CIA tätig zu sein - sich für ihn verbürgen? Führen die beiden vielleicht irgendeine Operation? Was ist hier im Gange, *Duscha*?«

»Ich glaube, die Amerikaner haben ein Problem«, sagte Kirov bedächtig. »Entweder sind wir ein Teil dieses Problems, oder sie brauchen unsere Hilfe. Aber das werden wir jedenfalls in Kürze erfahren. Du und ich, wir beide werden uns heute Abend mit Smith treffen.«

Smith verließ den Wohnblock an der Uliza Markovo am späten Nachmittag. Er schlug sich den Kragen hoch, weil ein kalter Wind wehte, und blickte an der düsteren Betonfassade des Gebäudes empor. Irgendwo hinter einem der anonymen Fenster im zwanzigsten Stockwerk sah sich Katrina Danko jetzt vor die qualvolle Aufgabe gestellt, ihrer sechsjährigen Tochter Olga zu erklären, dass sie ihren Vater nie wiedersehen würde.

Die Aufgabe, jemandem den Tod eines Angehörigen zu melden, war für Smith eine der schmerzvollsten, die er kannte. Wie alle Frauen und Mütter hatte Katrina von dem Augenblick an, als sie die Tür geöffnet und ihn angesehen hatte, gewusst, weshalb er hier war. Aber sie legte eine bewundernswerte Haltung an den Tag, hatte ihre Tränen unterdrückt und Smith gefragt, wie Juri Danko gestorben

war und ob er hatte leiden müssen. Smith war zu ihr so offen, wie die Umstände das erlaubten und erklärte ihr dann, dass bereits alle Vorkehrungen getroffen worden seien, um Dankos sterbliche Überreste auf dem Luftweg nach Moskau zu überführen, sobald die Behörden in Venedig sie freigaben.

»Er hat oft von Ihnen geredet, Mr. Smith«, hatte Katrina zu ihm gesagt. »Er meinte immer, Sie seien ein guter Mann. Und jetzt weiß ich, dass das so ist.«

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen mehr mitteilen«, hatte Smith aufrichtig geantwortet.

»Und was würde das nützen?«, hatte Katrina gefragt. »Ich wusste, worin Juris Arbeit bestand - die Geheimhaltung, das ständige Schweigen machten vieles klar. Aber er hat es getan, weil er sein Land liebte. Er war stolz auf seine Arbeit. Jetzt kann ich nur wünschen, dass sein Tod nicht vergebens war.«

»Das war er nicht, das kann ich Ihnen versprechen.«

Smith ging zu Fuß zu seinem Hotel zurück. Die nächste Stunde war er tief in Gedanken. Seit er Dankos Frau und Tochter kennen gelernt hatte, war ihm seine Mission nur noch wichtiger geworden. Natürlich musste er sich darum kümmern, dass für Katrina und ihre Tochter gut gesorgt würde. Aber das reichte nicht aus. Ihm war jetzt wichtiger als zuvor, herauszufinden, wer Danko getötet hatte und warum das geschehen war. Er wollte seiner Witwe in die Augen sehen können und ihr sagen, dass der Mann, den sie geliebt hatte, nicht vergebens gestorben war.

Als es Nacht wurde, suchte Smith die Bar in der Lobby des Hotels auf. Randi, jetzt in einem elegant geschnittenen blauen Kostüm, wartete bereits auf ihn.

»Du siehst blass aus, Jon«, sagte sie. »Fühlst du dich nicht wohl?«

»Doch, ist schon gut. Danke, dass du hergekommen bist.«

Sie bestellten Wodka und eine Schale *Zazuski*, eingelegte Pilze, Hering und andere Leckereien. Als die Bedienung sich von ihrem Tisch entfernte, hob Randi ihr Glas. »Auf unsere Freunde, die nicht bei uns sind.«

»Auf unsere Freunde.«

»Ich habe mit Kirov gesprochen«, meinte Randi dann und fügte Einzelheiten hinzu. Dann sah sie auf die Uhr. »Du wirst gehen müssen. Kann ich noch etwas für dich tun?«

Smith zählte ein paar Rubelscheine auf den Tisch. »Mal sehen, wie sich die Dinge heute Abend mit Kirov entwickeln.«

Randi schob ihm eine Visitenkarte hin. »Meine Adresse und meine Telefonnummer - nur für alle Fälle. Du hast doch ein sicheres Telefon, oder?«

Smith klopfte auf seine Tasche. »Das Modernste, was an gesicherten digitalen Handys zur Verfügung steht.«

Er gab ihr die Nummer.

»Jon, wenn du etwas in Erfahrung bringen solltest, was ich wissen müsste...«

Sie sprach den Satz nicht zu Ende.

Smith drückte ihr die Hand. »Ich verstehe.«

Jon Smith war schon mehrere Male in Moskau gewesen, hatte aber bisher nie Gelegenheit gehabt, dem Dscherschinski Platz einen Besuch abzustatten. Als er jetzt in der düsteren Eingangshalle des Gebäudes Samat 3 stand, fielen ihm all die Geschichten wieder ein, die er von den Kalten Kriegern seiner Bekanntschaft gehört hatte. Der ganze Bau strahlte eine derartig seelenlose

Gleichgültigkeit aus, dass auch noch so viel frische Farbe das nicht übertünchen konnten. Das Echo, das von dem gebeizten Parkett widerhallte, klang wie die Schritte der Verurteilten - all der Männer und Frauen, die man seit den ersten Stunden des Kommunismus auf ihrem Weg in die Verhörzellen im Keller hier durchgeschleppt hatte. Smith fragte sich, wie die Menschen, die hier arbeiteten, wohl mit den Gespenstern der Toten zurecht kamen. Waren sie sich ihrer bewusst? Oder verdrängte man die Vergangenheit aus Angst, sie könnte wie ein Golem wieder zum Leben erwachen?

Smith folgte dem jungen Offizier, der ihn abgeholt hatte, in den Fahrstuhl. Als die Kabine nach oben fuhr, ließ er vor sich noch einmal Revue passieren, was Randi ihm über Generalmajor Oleg Kirovs Karriere und die seiner Mitarbeiterin, Lara Teljegin, erzählt hatte.

Kirov schien einer jener Soldaten zu sein, die mit einem Fuß in der Vergangenheit und mit dem anderen in der Zukunft standen. Unter kommunistischer Herrschaft aufgewachsen, hatte er sich in Afghanistan, dem Vietnam der Sowjetunion, im Kampfeinsatz ausgezeichnet. Anschließend hatte er sich ganz der Sache der Reformer angeschlossen. Als schließlich eine noch zerbrechliche Demokratie Platz zu greifen begann, hatten Kirovs Gönner ihn mit einem Posten in dem neu gegründeten Sicherheitsdienst der Russischen Föderation belohnt. Die Reformer waren ernsthaft bemüht, den alten KGB zu zerstören und seine Reihen gründlich von dem alten Geist zu reinigen. Die einzigen Menschen, denen sie diese Säuberungsaufgabe anvertrauten, waren im Kampf erprobte Soldaten wie Kirov, deren Loyalität zu dem neuen Russland außer Frage stand. Wenn Kirov eine Brücke in diese neue Zukunft darstellte, dann verkörperte Lara Teljegin die beste Hoffnung einer solchen Zukunft. In Russland und

England ausgebildet, gehörte Teljegin einer neuen Gattung russischer Technokraten an: mehrsprachig, weltgewandt, mit einem hohen technischen Kenntnisstand und besser mit dem Internet und Windows vertraut als die meisten ihrer Altersgenossen im Westen.

Aber Randi hatte Jon auch darauf hingewiesen, dass die Russen in Fragen ihrer nationalen Sicherheit immer noch geheimniskrämerisch und argwöhnisch waren. Sie konnten die ganze Nacht mit einem trinken und dem Gesprächspartner ihre intimsten und peinlichsten Erlebnisse anvertrauen. Aber wenn man eine einzige falsche Frage stellte, sich für das falsche Thema interessierte, waren sie sofort beleidigt, und das ganze Vertrauen war dahin.

Ein sensibleres Thema, als Bioaparat gibt es wahrscheinlich gar nicht, dachte Smith, als man ihn in Kirovs Büro führte. Wenn Kirov das, was ich ihm sagen werde, in die falsche Kehle bekommt, sitze ich vielleicht morgen Früh wieder im Flugzeug.

»Dr. Jon Smith!«

Kirovs Stimme dröhnte durch den Raum, als er Smith entgegenging und ihm die Hand schüttelte. Seine breite Brust, die dichte weiße Mähne und sein Gesicht sahen aus, als könne man sie demnächst auf eine russische Münze prägen.

»Schön, Sie wiederzusehen«, sagte er. »Das letzte Mal war... in Genf, vor fünf Jahren. Stimmt's?«

»Stimmt genau, General.«

»Gestatten Sie, dass ich Ihnen meine Adjutantin vorstelle, Leutnant Lara Teljegin.«

»Ist mir ein Vergnügen, Doktor«, sagte Teljegin, nachdem sie Smith unverhohlen gemustert hatte.

»Ganz meinerseits«, erwiderte Smith.

Mit ihren dunklen Augen und dem tizianroten Haar wirkte Lara Teljegin auf ihn wie das Urbild der sirenenhaften Schönheit aus den russischen Romanen des 19. Jahrhunderts, die Fleisch gewordene Versuchung, die jedem Mann den Kopf verdrehen und ihn ins Unheil ziehen konnte.

Kirov deutete auf eine Anrichte an der Wand. »Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten, Dr. Smith?«

»Nein, vielen Dank.«

»Gut, dann kommen wir gleich zur Sache. Was haben Sie auf dem Herzen?, wie Ihr Amerikaner so gern sagt.«

Smith sah zu Lara Teljegin hinüber. »Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, Leutnant, aber das Thema ist höchst vertraulich.«

»Keine Ursache, Doktor«, antwortete sie ruhig. »Ich habe eine Sicherheitsfreigabe, die in Ihrem Land der Stufe COSMIC entspricht, also die Freigabe für Material, wie Sie es Ihrem Präsidenten vorlegen würden. Außerdem sind Sie nach meiner Kenntnis nicht in offizieller Mission hier. Oder stimmt das nicht?«

»Der Leutnant hat mein volles Vertrauen«, fügte Kirov hinzu. »Sie können hier ganz offen sprechen, Doktor.«

»Gut«, antwortete Smith. »Ich gehe davon aus, dass dieses Gespräch nicht abgehört wird und dass dieser Raum sicher ist.«

»Das können Sie«, versicherte ihm Kirov.

»Bioaparat«, sagte Smith.

Das eine Wort löste die von ihm erwartete Reaktion aus: Erschrecken und Besorgnis.

»Was ist mit Bioaparat, Doktor?«, fragte Kirov mit sehr leiser Stimme.

»General, ich habe guten Grund zu der Annahme, dass es in der Anlage eine Sicherheitslücke gibt. Wenn nicht bereits Material verschwunden ist, dann sind Planungen im Gange, einige der von Ihren Behörden dort gelagerten Proben zu entwenden.«

»Lächerlich!«, brauste Lara Teljegin auf. »Bioaparat verfügt über die modernsten Sicherheitsvorkehrungen, die es auf der ganzen Welt gibt. Wir haben derartige Andeutungen schon mehrmals gehört, Dr. Smith. Der Westen scheint, ehrlich gesagt, manchmal zu glauben, dass wir nicht viel mehr als ungezogene Schulkinder sind, die mit gefährlichen Spielsachen hantieren. Das ist beleidigend und...«

»Lara!«

Kirov hatte seine Stimme nicht erhoben, aber der Befehlston war unüberhörbar. »Sie müssen Nachsicht mit dem Leutnant haben«, sagte er zu Smith gewandt. »Sie nimmt es übel, wenn der Westen herablassend auftritt - was ja manchmal der Fall ist, oder sind Sie da anderer Meinung?«

»General, ich bin nicht hier, um Ihre Sicherheitsvorkehrungen zu kritisieren«, erwiderte Smith. »Ich hätte die weite Reise nicht unternommen, wenn ich nicht der Ansicht wäre, dass Sie ein ernsthaftes Problem haben - oder dass Sie mich nicht zumindest zu Ende anhören würden.«

»Dann fahren Sie bitte mit ›unserem Problem‹ fort.«

Smith nickte und atmete tief durch. »Das mutmaßliche Ziel ist Ihr Bestand an Pockenerregern.«

Kirov wurde bleich. »Das ist doch Wahnsinn! Nur ein Verrückter könnte auf den Gedanken kommen, so etwas zu stehlen!«

»Jemand der nicht verrückt ist, würde überhaupt nichts

stehlen wollen, was Sie bei Bioaparat lagern. Aber wir verfügen über Informationen, dass der Diebstahl bereits im Gange ist.«

»Aus welcher Quelle haben Sie das, Doktor?«, wollte Teljegin wissen. »Wie verlässlich ist Ihre Gewährsperson?«

»Sehr verlässlich, Leutnant.«

»Würden Sie ihn uns namhaft machen, damit wir uns selbst überzeugen können?«

»Der Betreffende ist tot«, erwiderte Smith, bemüht, sich nicht anmerken zu lassen, wie nahe ihm der Tod Dankos gegangen war.

»Wie bequem«, meinte Teljegin.

Smith wandte sich wieder an Kirov. »Bitte, hören Sie mir zu. Ich behaupte nicht, dass Sie oder die russische Regierung mit dieser Sache zu tun haben. Diese Aktion geht von Leuten aus, die wir im Augenblick noch nicht kennen. Aber um das Material aus Russland herauszuschaffen, wird die Unterstützung einiger Mitarbeiter von Bioaparat benötigt.«

»Damit deuten Sie an, dass entweder das Forschungs- oder das Sicherheitspersonal in den Vorgang verwickelt ist«, sagte Kirov.

»Es könnte jeder Beliebige sein, der Zugang zu den Pockenerregern hat.«

Smith hielt kurz inne. »Ich maße mir kein Urteil über Ihre Leute oder Ihre Sicherheitsvorkehrungen an, General. Ich weiß, dass die meisten bei Bioaparat tätigen Mitarbeiter genauso loyal sind wie die Leute, die in ähnlicher Funktion in unseren Anlagen arbeiten. Aber ich sage Ihnen, dass Sie ein Problem haben und das wird *unser* Problem und wahrscheinlich das der ganzen Welt

werden -, wenn diese Erreger die Anlage verlassen.«

Kirov zündete sich eine Zigarette an.

»Sie sind den weiten Weg gekommen, um mir das zu sagen«, meinte er dann gemessen. »Aber Sie haben auch einen Plan, nicht wahr?«

»Schließen Sie Bioaparat«, sagte Smith. »Tun Sie es sofort. Legen Sie einen Militär-Kordon um die ganze Anlage. Stellen Sie sicher, dass nichts hinein kommt - gar nichts - und dass nichts und niemand die Anlage verlässt. Und morgen inspizieren Sie die Virenlager persönlich. Wenn alles da ist - gut -, dann sind wir in Sicherheit und Sie können anfangen, nach dem Maulwurf zu suchen.«

»Und Sie, Dr. Smith? Wo wären Sie die ganze Zeit?«

»Ich würde Sie bitten, mir Beobachterstatus einzuräumen.«

»Vertrauen Sie uns nicht, wenn wir Ihnen sagen, dass die Lager alle intakt sind, Doktor?«, fragte Teljegin spitz.

»Das ist keine Frage des Vertrauens, Leutnant. Wenn die Situation umgekehrt wäre, würden Sie dann in unserer Anlage nicht auch mit von der Partie sein wollen?«

»Da ist auch noch die Frage Ihrer Gewährsperson«, gab ihm Kirov zu bedenken. »Bitte, verstehen Sie mich richtig, Doktor. Um das zu tun, was Sie von mir verlangen, muss ich mich an den Präsidenten persönlich wenden. Für Ihre Person kann ich mich natürlich verbürgen. Aber ich brauche schon einen guten Grund, um ihn wecken zu lassen. Wenn ich den Namen Ihrer Gewährsperson habe, kann ich deren Verlässlichkeit überprüfen - und das würde wesentlich dazu beitragen, diese ganze Geschichte zu bestätigen.«

Smith wandte sich ab. Er hatte von Anfang an gewusst, dass es darauf hinauslaufen würde, dass er Juri Dankos

Identität preisgeben musste, um Kirovs Unterstützung zu bekommen.

»Der Mann hat Familie«, sagte er schließlich. »Sie müssen mir Ihr Wort darauf geben, dass der Familie nichts passiert, dass sie nicht bestraft wird und dass sie, wenn sie das will, das Land verlassen darf.«

Er hob abwehrend die Hand, ehe Kirov darauf antworten konnte. »Dieser Mann war kein Verräter, General. Er war ein Patriot. Er ist nur deshalb zu mir gekommen, weil er nicht wusste, wie weit nach oben die Verschwörung reicht. Er hat alles, was er hier hatte, aufgegeben, damit, wenn etwas passiert, die Schuld nicht Russland zugeschoben wird.«

»Das kann ich verstehen«, nickte Kirov. »Sie haben meine feste Zusage, dass der Familie nichts geschehen wird. Außerdem ist die einzige Person, mit der ich sprechen werde, Präsident Potrenko es sei denn, Sie sagen, dass auch auf ihn irgendwie ein Verdacht fällt.«

»Ich kann nicht glauben, dass das der Fall ist«, erwiderte Smith.

»Dann sind wir uns einig. Lara, ich brauche eine Verbindung mit dem Offizier vom Dienst im Kreml. Sag ihm, dass es wichtig ist und dass ich bereits unterwegs bin.«

Er wandte sich wieder Smith zu. »Und jetzt den Namen, bitte.«

»Ich finde, du bringst diesem Amerikaner sehr viel Vertrauen entgegen«, sagte Lara Teljegin, als sie und Kirov durch die Tiefgarage zu seinem Wagen gingen. »Vielleicht zu viel. Wenn er ein Lügner ist oder, was noch schlimmer wäre, ein Provokateur, dann könnte sein, dass man dir am Ende ein paar äußerst peinliche Fragen stellt.«

Kirov erwiderte die Ehrenbezeigung seines Fahrers und trat zur Seite, um Lara einsteigen zu lassen.

»Peinliche Fragen«, sagte er, als sie beide Platz genommen hatten. »Ist das alles?«

Sie blickte auf die Trennscheibe, die den Fond des Wagens vom Fahrer abtrennte und vergewisserte sich, dass sie ganz geschlossen war. Sie tat das instinktiv, die Geheimdienstschulung war ihr in Fleisch und Blut übergegangen.

»Du weißt, was ich meine«, sagte sie. »Für einen Soldaten hast du äußerst fortschrittliche Ansichten. Damit hast du dir schon eine Menge Feinde gemacht.«

»Wenn du unter ›fortschrittlich‹ verstehst, dass ich mir wünsche, dass aus Russland eine Nation des einundzwanzigsten Jahrhunderts wird, dann bekenne ich mich schuldig«, erwiderte Kirov. »Und wenn ich gelegentlich ein Risiko eingehen muss, um sicherzustellen, dass derartige Ansichten sich gegen die Neandertaler durchsetzen, die uns in ein bankrottetes politisches System zurückführen möchten, dann mag das ebenso sein.«

Er hielt sich fest, als der Wagen in den breiten Boulevard hinausschoss, der am Dscherschinski Platz entlangführte.

»Hör mir zu, Lara«, fuhr er dann eindringlich fort. »Männer wie Jon Smith geben nicht leichtfertig ihr Wort. Du kannst sicher sein, dass er mit der Billigung höchster Stellen in Washington hier ist. Die Leute an der Spitze der amerikanischen Regierung halten diese Information für wichtig genug, um Smith nach Moskau zu schicken. Verstehst du, was ich damit sagen will? Was man Smith erlaubt hat, womit man ihn beauftragt hat - nicht was er sagt -, ist für mich Legitimation dafür, was die Amerikaner in Händen zu haben glauben.«

»Das Wort eines Verräters«, sagte sie bitter.

Sie hatte zwanzig Minuten gebraucht, um zweifelsfrei in Erfahrung zu bringen, dass Juri Danko verschwunden war und dass man nicht wusste, wo er sich aufhielt. *Nur die Amerikaner, verdammt sollen sie sein, wissen, dass er tot ist!*

»Formal betrachtet war dieser Danko ein Verräter«, nickte Kirov. »Aber du musst doch auch das Dilemma erkennen, in dem er sich befand: Was wäre gewesen, wenn er zu seinem Vorgesetzten gegangen wäre, oder vielleicht auch zu jemandem weiter oben in der Hierarchie, und sich dann herausgestellt hätte, dass der Betreffende selbst Teil dieser ›Verschwörung‹ ist? Dann wäre Danko dennoch tot, und wir würden gar nichts wissen.«

Kirov starrte durch die Panzerglasscheiben auf die vorbeihuschenden Straßenlaternen hinaus. »Du kannst mir glauben, ich hoffe inständig, dass die Amerikaner sich täuschen«, sagte er dann leise. »Mir wäre nichts lieber als Smith zeigen zu können, dass Bioaparat völlig sicher ist und dass er Opfer eines raffinierten Betrugsmanövers geworden ist. Aber solange ich das nicht kann, muss ich ihm unterstellen, dass er Recht hat. Das verstehst du doch, *Duscha?*«

Sie drückte seine Hand. »Besser als du denkst. Schließlich habe ich ja alles, was ich weiß, zu Füßen des Großen Meisters gelernt.«

Die schwere Limousine fuhr durch das Spassky Tor des Kremls und hielt an der Schranke, wo die Ausweise der Passagiere überprüft wurden. Ein paar Minuten später führte man Kirov und Teljegin in den Flügel des Kremls mit dem Apartment des Präsidenten und seinen Arbeitsräumen.

»Ich warte wohl besser hier«, sagte Lara Teljegin, als sie

in der großen Kuppelvorhalle standen, die Peter der Große gebaut hatte. »Es wird bestimmt noch weitere Informationen über Danko geben, die ich inzwischen erhalten könnte.«

»Ja - ich hoffe da vor allem auf Smith«, erwiderte Kirov. »Aber im Augenblick, denke ich, ist es Zeit, dass du dich daran gewöhnst, vor deinen höchsten zivilen Vorgesetzten zu treten.«

Teljegin hatte Mühe, ihre Verblüffung und ihre Unsicherheit zu verbergen, als sie dem Sicherheitsbeamten über die breite Treppe nach oben folgten. Man führte sie in eine elegant eingerichtete Bibliothek, wo vor einem knisternden Kaminfeuer eine in einen dicken Morgenrock gehüllte Gestalt saß.

»Oleg Iwanowitsch, ich hoffe, Sie haben einen guten Grund, um einem alten Mann den Schlaf zu rauben.«

Viktor Potrenkos Patriziergestalt erhob sich, und er schüttelte Kirov die Hand.

»Darf ich Ihnen meine Adjutantin, Leutnant Lara Teljegin, vorstellen«, sagte Kirov.

»Leutnant Teljegin«, murmelte Potrenko. »Ich habe Gutes über Sie gehört. Bitte, nehmen Sie Platz.«

Lara hatte das Gefühl, dass Potrenko ihre Hand ein wenig länger als nötig festhielt. Vielleicht stimmten die Gerüchte, dass der fünfundsiebzig Jahre alte Präsident eine Schwäche für junge Frauen, ganz besonders Ballerinen, habe.

Als sie Platz genommen hatten, fuhr Potrenko fort: »So, was ist jetzt eigentlich mit Bioaparat los?«

Kirov berichtete schnell und knapp über sein Gespräch mit Smith. »Ich glaube, wir müssen das sehr ernst nehmen«, schloss er.

»Tun Sie das?«, sinnierte Potrenko. »Leutnant Teljegin, was meinen Sie dazu?«

Lara war bewusst, dass ihre Antwort sehr wohl für ihre künftige Karriere entscheidend sein konnte. Aber sie wusste auch, dass die beiden Männer, die da vor ihr saßen, sich meisterhaft darauf verstanden, auch das zu hören und zu begreifen, was sie nicht sagte, jede Nuance in ihrem Tonfall. Sie würden jede Lüge und jede Zweideutigkeit schneller entdecken als ein Falke einen Hasen erspäh.

»Ich fürchte, ich muss den Teufelsadvokaten spielen, Herr Präsident«, sagte sie und erklärte dann, welche Zweifel sie nach wie vor plagten.

»Gut gesprochen«, lobte sie Potrenko. Er wandte sich Kirov zu. »Diese Mitarbeiterin müssen Sie sich halten.«

Er machte eine kurze Pause. »Was sollen wir also tun? Einerseits bringt es den Amerikanern überhaupt nichts ein, wenn sie uns auf eine falsche Fährte locken. Andererseits tut es weh, wenn man sich vorstellen muss, dass ein Diebstahl dieser Größenordnung vor unserer Nase geschehen kann - ohne dass wir das überhaupt merken.«

Potrenko stand auf, trat näher an das Kaminfeuer und wärmte seine Hände. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis er schließlich wieder das Wort ergriff. »Wir haben doch in der Nähe von Vladimir ein Ausbildungslager für Speznaztruppen, nicht wahr?«

»Das ist richtig, Herr Präsident.«

»Rufen Sie den Kommandanten an und ordnen Sie mit sofortiger Wirkung totale Quarantäne rings um Bioaparat an. Sie, Leutnant Teljegin und Dr. Smith werden bei Tagesanbruch dorthin fliegen. Wenn ein Diebstahl stattgefunden hat, werden Sie mich sofort unterrichten. Unabhängig davon wünsche ich eine komplette Überprüfung der Sicherheitsvorkehrungen.«

»Ja, Herr Präsident.«

»Oleg?«

»Herr Präsident?«

»Wenn auch nur ein Gramm Pockenerreger fehlt, alarmieren Sie sofort unsere Virusjäger. Und dann verhaften Sie dort das gesamte Personal.«

Nach der Landung auf dem Flughafen von Neapel nahm Peter Howell sich ein Taxi zum Hafen, wo er das Tragflügelboot bestieg, das ihn in einer halben Stunde über die Straße von Messina bringen würde. Durch die breiten Fenster der Lounge sah er zu, wie Sizilien am Horizont auftauchte, zuerst der Ätna, dann Palermo selbst, an die Flanken des Monte Pellegrino geschmiegt, die in ein Plateau auf Meereshöhe übergingen.

Von Griechen besiedelt und dann der Reihe nach von Römern, Arabern, Normannen und Spaniern erobert war Sizilien seit Jahrhunderten ein Tummelplatz für Soldaten und Söldner. Howell hatte die Insel sowohl als Besucher wie auch als Soldat kennen gelernt. Nachdem er das Tragflügelboot verlassen hatte, begab er sich ins Zentrum der Stadt - die Quattro Centri oder Vier Ecken. Er fand dort Unterkunft in einer kleinen *Pensione*, wo er schon bei früheren Besuchen in der Stadt abgestiegen war. Sie lag ein Stück abseits vom Touristenstrom, war aber auch zu Fuß nicht zu weit von den Orten entfernt, die Howell aufsuchen wollte. Seiner Gewohnheit entsprechend, erforschte Howell zunächst diese Bereiche der Stadt. Wie nicht anders zu erwarten, hatte sich seit seiner letzten Reise nichts verändert, und der Stadtplan, den er sozusagen im Kopf trug, leistete ihm gute Dienste. Schließlich kehrte er zu der *Pensione* zurück, schlief bis zum frühen Abend und begab sich dann in die Albergheria, ein Gewirr enger Gassen im Handwerkerviertel.

Sizilien war für die Kunstfertigkeit seiner Messermacher

und die Qualität ihrer Produkte berühmt, und so hatte Howell keine Mühe, eine rasiermesserscharf geschliffene zehnzöllige Klinge mit einem massiven Ledergriff zu finden. Jetzt, wo er eine Waffe besaß, suchte Howell die Hafengegend auf, in der es Tavernen und Pensionen gab, die in den Reiseführern schamhaft verschwiegen wurden.

Howell wusste, dass die Bar *La Pretoria* hieß, obwohl es an der Steinmauer keine Tafel mit dieser Aufschrift gab. Der Raum war groß und überfüllt, mit Sägemehl auf dem Boden und verräucherten Balken an der niedrigen Decke. Fischer und Bootsbauer, Mechaniker und Matrosen saßen an langen Tischen und tranken Grappa, Bier oder herben sizilianischen Wein. Howell, der Cordhosen, einen alten Fischerpullover und eine Strickmütze trug, erweckte kaum Aufmerksamkeit. Er kaufte sich an der Bar zwei Grappa und trug die Gläser an einen der Tische.

Der Mann, bei dem er sich niederließ, war klein und kräftig gebaut, mit einem unrasierten, vom Meer und vom Wind gegerbten Gesicht. Kalte graue Augen musterten Howell durch dichten Zigarettenrauch.

»Ich war überrascht von dir zu hören, Peter«, sagte er mit heiserer Stimme.

Howell hob sein Grappaglas. »*Salute*, Franco.«

Franco Grimaldi - ehemaliges Mitglied der französischen Fremdenlegion und jetzt berufsmäßiger Schmuggler - legte die Zigarette weg und hob sein Glas. Das musste er, weil er nur über seinen rechten Arm verfügte, den linken hatte ihm ein tunesischer Rebelle mit dem Säbel abgeschlagen.

Die beiden Männer kippten ihre Drinks, und dann klemmte sich Grimaldi die Zigarette wieder in den Mundwinkel. »Also, alter Freund. Was führt dich zu mir?«

»Die Rocca-Brüder.«

Grimaldis wulstige Lippen verzogen sich zu etwas, was man irrtümlicherweise für ein Lächeln hätte halten können. »Wie ich höre, ist es für die in Venedig nicht besonders gut gelaufen.«

Er sah Howell verschlagen von unten herauf an. »Und von daher kommst du gerade, oder?«

»Die Roccas haben einen Vertrag erledigt, und anschließend hat jemand sie erledigt«, antwortete Howell mit ausdrucksloser Stimme. »Ich möchte wissen, wer das war.«

Grimaldi zuckte die Schultern. »Man tut gut daran, sich nicht zu sehr für die Angelegenheiten der Roccas zu interessieren selbst wenn sie tot sind.«

Howell schob ein Bündel amerikanische Dollars über den Tisch. »Ich muss es wissen, Franco.«

Der Sizilianer ließ das Geld blitzschnell mit der Fingerfertigkeit eines Zauberkünstlers verschwinden. »Ich habe gehört, dass es da einen speziellen Kontrakt gegeben hat«, sagte er, und seine Hand, die die Zigarette hielt, bedeckte dabei seinen Mund.

»Einzelheiten bitte, Franco.«

»Mehr weiß ich nicht. Die Roccas haben gewöhnlich kein Geheimnis aus ihren Kontrakten gemacht - ganz besonders, wenn sie ein wenig getrunken hatten. Aber hinsichtlich dieses Jobs haben sie keinen Mucks getan.«

»Und du weißt darüber Bescheid, weil...?«

Grimaldi lächelte. »Weil ich mit ihrer Schwester schlafe, die den Brüdern das Haus besorgt. Sie weiß über alles Bescheid, was hinter diesen Mauern abläuft. Außerdem regt sie sich schnell auf und klatscht gern.«

»Meinst du, du könntest deinen Charme einsetzen und noch ein paar Einzelheiten aus ihr herausbekommen?«

Grimaldis Lächeln wurde breiter. »Das wäre harte Arbeit, aber für einen guten Freund... Maria - so heißt sie - hat wahrscheinlich noch gar nicht gehört, was in Venedig gelaufen ist. Ich werde es ihr schonend beibringen, dann kann sie sich anschließend an meiner Schulter ausweinen. Nichts lockert die Zunge so wie tiefes Leid.«

Howell nannte ihm den Namen der *Pensione*, in der er wohnte.

»Ich melde mich dann im Laufe des Abends bei dir«, sagte Grimaldi. »Wir treffen uns am üblichen Ort.«

Während Howell Grimaldi nachsah, wie dieser sich seinen Weg zwischen den Tischen zur Tür bahnte, fielen ihm zwei Männer an einem der kleineren Tische bei der Bar auf. Sie waren wie Einheimische gekleidet, aber Einheimische trugen weder einen Bürstenhaarschnitt noch waren sie wie Bodybuilder gebaut. *Soldaten*.

Howell war mit dem großen amerikanischen Stützpunkt außerhalb von Palermo gut vertraut. Als er noch bei der SAS gewesen war, hatte man dort gelegentlich gemeinsame Einsätze mit den US Navy SEALs vorbereitet. Aus Sicherheitsgründen hielt sich das Personal größtenteils innerhalb des Stützpunkts auf. Wenn die Soldaten ihn verließen, dann gewöhnlich in Gruppen von sechs oder mehr und auch dann nur, um die von ihnen frequentierten Clubs und Restaurants aufzusuchen. Es gab keinen Anlass für diese beiden Muskelpakete, sich im *La Pretoria* aufzuhalten, es sei denn...

C-12.

Der Sprengstoff, der die Rocca-Brüder ins Jenseits befördert hatte, war amerikanischer Herkunft. Das Neueste vom Neuen und streng überwacht. Aber natürlich auf einem der größten US Stützpunkte in Südeuropa erhältlich. War der Auftraggeber der Roccas - mutmaßlich

derjenige, der sie engagiert hatte, um Danko zu töten - auch derjenige gewesen, der den Sprengstoff in die Gondel praktiziert hatte?

Als Howell seinen Tisch verließ, sah er sich die beiden Amerikaner noch einmal an.

Oder war das Ganze von Anfang an ein Militäreinsatz gewesen?

Kurz vor Mitternacht klopfte der verschlafene Portier der *Pensione* an Peter Howells Tür, um ihn darüber zu informieren, dass ihn jemand am Telefon verlange. Zu seiner Überraschung stellte er fest, dass sein Gast komplett angekleidet war, als ob er gerade hätte ausgehen wollen.

Howell telefonierte kurz, gab dem Portier ein Trinkgeld und verschwand in die Nacht. Der Mond stand hoch am Himmel und warf auf die mit Rollläden verschlossenen Geschäfte des Vuccira Markts gelblich fahles Licht. Howell überquerte den leeren Platz zur Piazza Bellini und schlenderte dann die Via Vittorio Emannuele, die Hauptstraße der Stadt, hinunter. Am Corso Calatofini bog er, jetzt nur noch knappe hundert Meter von seinem Ziel entfernt, nach rechts ab.

Die Via Pindemonte wird vom *Convento di Cappuccini* beherrscht - den Kapuzinerkatakomben. Die eigentliche Attraktion des Klosters, einem beeindruckenden Exemplar mittelalterlicher Baukunst, ruht unter der Erde. In den Katakomben rund um den *Convento* liegen über achttausend Leichen, sowohl von Laien als auch aus dem Priesterstand. Die Mumien befinden sich in Nischen, die die Korridore säumen, und tragen die Kleidung, die sie selbst vor ihrem Tod gewünscht hatten. Jene Leichen, die nicht entlang der kalten, schwitzenden Kalksteinwände aufgereiht sind, ruhen in vom Boden bis zur Decke

aufgestapelten Glassärgen. Obwohl die Katakomben tagsüber der Öffentlichkeit zugänglich sind, stellen sie seit Jahrhunderten einen beliebten Zufluchtsort für Schmuggler dar. Es gab wenigstens ein Dutzend Zu- und Ausgänge, und Peter Howell, der die Katakomben gründlich studiert hatte, kannte sie alle.

Als er sich dem Tor zu dem parkähnlich angelegten Eingangsbereich des Klosters näherte, hörte er einen leisen Pfiff. Er tat so, als hätte er nicht bemerkt, wie Grimaldi aus den Schatten hervortrat, bis der Schmuggler nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war. Das Mondlicht spiegelte sich in winzigen Lichtern in Grimaldis schwarzen Augen.

»Was hast du herausgefunden?«, fragte Howell.

»Etwas, für das es sich durchaus lohnt, das Bett noch einmal zu verlassen«, erwiderte der Schmuggler. »Den Namen des Mannes, der die Roccas engagiert hat. Er hat Angst. Er fürchtet, er könnte nach den Roccas der Nächste sein und will Geld, um die Insel zu verlassen und sich auf dem Festland zu verstecken.«

Howell nickte. »Geld ist kein Problem. Wo ist er?«

Grimaldi bedeutete dem Engländer mit einer Handbewegung, ihm zu folgen. Sie huschten an dem hohen schmiedeeisernen Zaun entlang, bis sie den Schatten der Klostermauern erreicht hatten. Jetzt wurde der Schmuggler langsamer und duckte sich schließlich an einer kleinen Tür im Zaun. Seine Finger tasteten über das Schloss, als Howell plötzlich bewusst wurde, dass da etwas nicht stimmte.

Das Schloss war bereits offen!

Er bewegte sich blitzschnell. In dem Augenblick, in dem Grimaldi die Tür aufstieß, versetzte er ihm einen Schlag auf den Schädel, der ausreichte, um ihn zu betäuben, aber

nicht ihn zu töten. Grimaldi stieß einen halblauten Seufzer aus und sank bewusstlos zu Boden.

Howell hielt keinen Augenblick inne. Er schob sich durch die Tür und arbeitete sich an der Hecke entlang, die eine Art Korridor zum Eingang der Katakomben bildete. Er entdeckte nichts, und das bedeutete...

Die Falle war draußen, nicht drinnen!

Als er herumwirbelte, hörte Howell das Ächzen der Türangeln. Zwei Schatten stürzten sich auf ihn. In dem Sekundenbruchteil, in dem das Mondlicht ihre Gesichter erhellte, erkannte er die Soldaten aus der Kneipe.

Im gleichen Augenblick hielt er das Messer in der Hand. Howell wartete bis zum letzten möglichen Augenblick und vollführte dann wie ein Matador eine Drehung auf dem Absatz, um den ersten Soldaten an sich vorbeischießen zu lassen. Die Klinge zuckte hoch und zur Seite, quer über den Unterleib des Mannes.

Howell wartete nicht ab, bis der Killer zu Boden gegangen war. Er fintete nach rechts, sprang aber nach links - konnte jedoch damit den zweiten Soldaten nicht täuschen. Er hörte das leise *Pfft!* einer schallgedämpften Pistole. Der heiße Atem der Kugel sauste an seiner Schläfe vorbei. Howell duckte sich, stieß sich mit beiden Beinen ab, trat mit dem Absatz nach der Kniescheibe des Angreifers und packte die Pistole. Aber noch ehe er die Waffe auf den Soldaten richten konnte, sah er, wie Grimaldi sich taumelnd aufrappelte. Die für den Soldaten bestimmte Kugel zerfetzte dem Schmuggler die Kehle. Als der zweite Soldat floh, schob Howell die Waffe in den Gürtel, rannte zu Grimaldi hinüber und zerrte ihn durch die Tür im Zaun zum Eingang der Katakomben. Ganz wie er das erwartet hatte, war auch diese Tür nicht versperrt. Den ersten verwundeten Soldaten stieß er vor sich her.

Ein paar Minuten später befand sich Howell tief im Inneren des Tunnellabyrinths des Klosters. Das Licht einer Lampe, die am Boden gestanden hatte, fiel auf die Szene: Grimaldi lag neben einem großen, in den Betonboden eingelassenen runden Schacht, von dem man bereits den Deckel abgenommen hatte. Der verwundete Soldat, dessen Jackett vorne über und über mit Blut beschmiert war, kauerte an dem nicht ganz einen Meter hohen Betonring.

»Name.«

Der Atem des Soldaten ging rasselnd, und sein Gesicht war von dem Blutverlust grau. Er hob langsam den Kopf.

»Leck mich!«

»Ich habe Ihre Taschen durchsucht«, sagte Howell.
»Keine Geldbörse, keine Papiere, nicht einmal Etiketten an Ihrem Hemd. Bloß Leute, die viel zu verbergen haben, machen sich diese Mühe. Also, raus mit der Sprache, was verbergen Sie?«

Der Soldat spuckte nach ihm, aber Howell war schneller. Er zerrte seinen Gefangenen in die Höhe.

»Haben Sie die Wachleute des Klosters getötet?«, fragte er. »Haben Sie sie dort beseitigt?«

Er packte den Soldaten am Hals und zog ihn halb über den Betonrand.

»Wollten Sie mich dort hinunterwerfen?«

Der Soldat schrie auf, als Howell, der ihn am Jackettkragen hielt, über das gähnende schwarze Loch zerrte. Aus fünfzehn Meter Tiefe schlug ihm der Gestank von fauligem, abgestandenem Wasser entgegen.

Howell sah auf die roten Punkte hinunter, die in der Tiefe herumhuschten.

»Ratten. Dort unten ist vermutlich genug Wasser, dass der Sturz Sie nicht umbringt. Aber die Tierchen werden

das besorgen - sehr langsam.«

Er zog den Mann zurück.

Der Soldat leckte sich die Lippen. »Sie würden mich doch nicht...«

Howell starrte ihn an. »Sie sind verwundet. Ihr Partner ist über alle Berge. Geben Sie mir das, was ich brauche, dann verspreche ich Ihnen, dass Sie nicht zu leiden brauchen. Hören Sie das?«

Howell stieß ihn zu Boden, ging dann zu der reglos daliegenden Leiche Franco Grimaldis hinüber und hob sie auf. Er trug sie zu der Öffnung und kippte sie ohne zu zögern in den Abgrund. Im nächsten Augenblick war ein lautes Klatschen zu hören, und gleich darauf das schrille Pfeifen der Ratten, die sich auf ihr Opfer stürzten.

Der Soldat verdrehte entsetzt die Augen.

»Name?«

»Nichols. Travis Nichols. Master Sergeant. Mein Partner heißt Patrick Drake.«

»Special Forces?«

Nichols stöhnte, als er nickte.

»Wer hat Sie auf mich angesetzt?«

Nichols starrte ihn an. »Ich kann nicht...«

Howell packte ihn und riss ihn zu sich heran. »Jetzt hören Sie mir zu. Selbst wenn Sie überleben würden, wären Sie bloß noch ein Faden, der darauf wartet, dass jemand ihn abschneidet. Besonders wenn bekannt wird, dass ich nicht tot bin. Ihre einzige Chance ist jetzt, mir die Wahrheit zu sagen. Wenn Sie das tun, tue ich das, was ich für Sie tun kann.«

Nichols sackte gegen den Betonring. Die Worte sprudelten ihm in hellroten Blasen über die Lippen. »Drake und ich gehörten zu einer Sonderstaffel.

Schmutzige Arbeit. Streng geheime Kommunikation. Einer von uns bekam einen Anruf - falsch verbunden, nur dass es das natürlich nicht war. Und dann gingen wir zum Postamt, wo wir ein Schließfach gemietet hatten. Und dort fanden wir dann unsere Anweisungen n.«

»Schriftlich?«, fragte Howell skeptisch.

»Auf Notizzetteln. Bloß ein Name oder ein Ort. Anschließend trafen wir uns dann mit einer Kontaktperson, und von der haben wir Einzelheiten erfahren.«

»In diesem Fall war der Kontakt Grimaldi. Wie lautete Ihre Anweisung?«

»Sie zu töten und die Leiche zu beseitigen.«

»Warum?«

Nichols blickte zu Howell auf. »Sie und ich machen denselben Job. Sie wissen, dass niemand für solche Dinge Gründe angibt.«

»Wer ist ›niemand‹?«

»Die Anweisungen hätten von einem Dutzend Orten kommen können: dem Pentagon, dem Geheimdienst der Army in Frankfurt, der NSA. Sie können sich's aussuchen. Aber bei schmutziger Arbeit wissen Sie, dass es von ganz oben gekommen sein muss, ich meine wirklich ganz weit oben. Hören Sie, Sie können mich zu den Ratten hinunterwerfen, aber deshalb kriegen Sie auch keinen Namen. Sie wissen, wie diese Dinge laufen.«

Das wusste Howell.

»Sagt Ihnen der Name Dionetti etwas?«

Nichols schüttelte den Kopf. Seine Augen waren glasisch.

Howell war klar, dass niemand außer Dionetti - der Mann, der ihm sein Haus geöffnet und ihn Freund genannt hatte - von seiner Reise nach Palermo wusste. Dionetti... mit dem er ein kleines Plauderstündchen halten würde.

»Wie sollten Sie über den erfolgreichen Abschluss dieses Einsatzes berichten?«, fragte Howell.

»Eine Nachricht in einem Postschließfach - spätestens morgen Mittag. Nummer 67. Jemand wird kommen... Herrgott, das tut weh!«

Howell beugte das Gesicht dicht über Nichols Lippen. Er brauchte noch eine letzte Auskunft von Nichols und betete darum, dass der Soldat genügend Kraft hatte, ihm die zu geben. Er spitzte die Ohren, als der Soldat schließlich sein wertvollstes Geheimnis preisgab. Dann hörte er das leise Gurgeln seines Todes.

Howell ließ die Lampe, wo sie war, und nahm sich einen Augenblick Zeit, sich zu fassen. Dann stemmte er die Leiche hoch und kippte sie in die Tiefe. Schnell, um das Pfeifen der Ratten nicht mitzubekommen, schob er den schweren Deckel über die Öffnung und sicherte ihn.

Auf den ersten Blick hätte man den Bioaparat Komplex für den Campus eines kleinen College halten können. Die roten Ziegelbauten mit ihren Schieferdächern waren miteinander durch Plattenwege verbunden, die Türen und Fenster weiß lackiert. Unter den altmodischen Kutschenlampen schimmerte im Gras frischer Tau. Ein paar quadratisch abgegrenzte Flächen waren mit Steinbänken und vorfabrizierten Betontischen versehen, damit die Angestellten dort ihr Mittagessen einnehmen oder vielleicht auch miteinander Schach spielen konnten.

Am Tag freilich, wenn man den Stacheldraht auf der dreieinhalb Meter hohen Betonwand erkennen konnte, die die ganze Anlage umgab, wirkte das Ganze bei weitem nicht so beschaulich. Bei genauerem Hinschauen konnte man dann, wie auch jetzt, Wachpatrouillen mit Maschinenpistolen und an der Leine geführten Doggen sehen. Im Inneren einiger Gebäude gab es auch wesentlich modernere und kompliziertere Sicherheitsvorkehrungen.

Dass man bei der äußeren Gestaltung von Bioaparat nicht auf Kostenersparnis aus gewesen war, hatte gute Gründe: Die Anlage stand den internationalen Waffeninspektoren offen, deshalb hatten die bei der Planung eingeschalteten beratenden Psychologen empfohlen, ein warmes, anheimelndes Ambiente anzustreben, das nicht bedrohlich wirkte und doch einen gewissen Respekt vermittelte. Man hatte eine ganze Anzahl von Entwürfen studiert und sich am Ende für einen entschieden, der starke Anleihen bei amerikanischen Campus Anlagen erkennen ließ. Die Psychologen hatten sich mit der Begründung

dafür ausgesprochen, dass die meisten Inspektoren Akademiker seien oder dies zumindest früher einmal gewesen wären. Sie würden sich daher in einer solchen Umgebung, die den Eindruck der reinen, den Menschen nützlichen Forschung vermittelte, wohl fühlen. Und mit dieser Grundeinstellung würden die Inspektoren mit hoher Wahrscheinlichkeit darauf verzichten, den Detektiv zu spielen und sich gutwillig leiten lassen.

Die Psychologen hatten sich nicht getäuscht: Die multinationalen Teams, die Bioaparat besucht hatten, waren von dem Ambiente ebenso wie von der modernen Ausstattung der Anlage beeindruckt gewesen. Der vertraute Anblick, der sich ihnen auch im Inneren bot, hatte diese Illusion noch gefördert: Fast sämtliche Geräte bei Bioaparat stammten aus dem Westen: amerikanische Mikroskope, französische Heizöfen und Testgeräte, deutsche Reaktoren und japanische Fermentationsapparate. Die Inspektoren brachten derartige Geräte mit speziellen Forschungsvorhaben in Verbindung, insbesondere die Erforschung der *Brucella melintensis*, einer Bakterie, die hauptsächlich Rinder befällt, sowie eines das Wachstum in verschiedenen Saaten fördernden Milchproteins namens Kasein. Dutzende von mit weißen Laborkitteln bekleidete Mitarbeiter, die in makellos sauberen Labors ihrer Arbeit nachgingen, trugen dazu bei, die gewünschte Wirkung hervorzurufen. Von dem Eindruck von Ordnung und Effizienz geradezu eingelullt, neigten die Inspektoren deshalb dazu, auch das, was sie in Block 103 zu sehen bekamen, nicht weiter zu hinterfragen. Block 103 war ein Zone 2 Gebäude, dessen Konstruktionsprinzip an eine Matrioschka-Puppe erinnerte. Wenn es möglich gewesen wäre das Dach abzunehmen, hätte man eine Schachtel in der Schachtel entdeckt. Die äußere Schale war dem Verwaltungs- und Sicherheitspersonal

vorbehalten, das unmittelbar für die sichere Verwahrung der Pockenerreger verantwortlich war. Die erste der beiden inneren Schalen wurde als »heiße« Zone bezeichnet und enthielt Tierkäfige, speziell für die Arbeit mit Krankheitserregern entwickelte Labors und riesige auf sechzehn Tonnen ausgelegte Fermentationsanlagen. Die zweite Schale, der eigentliche Kern des ganzen Bauwerks, enthielt nicht nur den an einen gewaltigen Banksafe erinnernden Kühlraum, in dem die Pockenerreger aufbewahrt wurden, sondern reihenweise Zentrifugen und Trockenapparate aus rostfreiem Stahl. Mit diesen Geräten wurden die Experimente durchgeführt, die das Ziel hatten, *Variola major* sein Geheimnis zu entlocken. Das Ziel der einzelnen Tests, ihre Dauer, die jeweils benutzte Menge an Pockenerregern und die Testergebnisse wurden in einem Computer registriert, zu dem ausschließlich die internationalen Inspektionsteams Zugang hatten. Man hatte diese Sicherheitsvorkehrungen entwickelt, um den unzulässigen Einsatz von Pockenerregern für Genkopplungs- oder Replikationsexperimente zu verhindern.

Die Inspektionsteams hatten in Block 103 nie irgendwelche Hinweise darauf gefunden, dass dort andere Forschungsarbeiten als die offiziell zulässigen stattfanden. Ihre Berichte waren voll des Lobes für die russischen Wissenschaftler und deren hingebungsvolle Arbeit, mit der sie zu ergründen suchten, ob Pockenerreger möglicherweise auch für andere Seuchen verantwortlich waren, die die Menschheit auch heute noch heimsuchten. Und nachdem sie am Ende die beeindruckenden Sicherheitsvorkehrungen - die fast ausschließlich auf elektronischer und Videoüberwachung beruhten und daher fast ganz auf menschliches Personal verzichten konnten - überprüft hatten, bestätigten die Inspektoren den einwandfreien Zustand von Block 103. Schließlich gab es

kein einziges Gramm *Variola*, für das keine Belege vorhanden gewesen wären.

Im Wachbuch der Speznaz-Ausbildungseinheit von Vladimir war der Anruf von Präsident Potrenko um 01:03 Uhr registriert worden. Sechs Minuten später klopfte einer der Dienst habenden Offiziere an die Tür der Baracke von Oberst Wassili Kravtschenko. Um halb zwei saß Kravtschenko in seinem Büro und nahm telefonisch Potrenkos detaillierte Anweisung entgegen, Bioaparat mit einem unsichtbaren Quarantäne-Kordon von der Außenwelt abzuriegeln.

Kravtschenko, ein nicht sehr großer, muskulöser Mann, war ein Veteran des Afghanistan Krieges, mehrerer Einsätze in Tschetschenien und anderen Orten, an die man seine Speznaz-Trupps geschickt hatte. Nach einer schweren Verwundung hatte man ihn aus dem aktiven Dienst genommen und nach Vladimir geschickt, um dort die Ausbildung neuer Rekruten zu leiten. Nachdem er sich Potrenkos Anweisungen angehört hatte, war Kravtschenko mit dem Timing des Anrufs durchaus zufrieden: Er verfügte über zweihundert Soldaten, die gerade ihre Feldübungen abgeschlossen hatten. Mit ihnen konnte er, wenn es nötig war, die ganze Stadt Vladimir, geschweige denn das Bioaparatareal abriegeln.

Kravtschenko beantwortete Potrenkos Fragen schnell und knapp und versicherte ihm, dass seine Männer in höchstens einer Stunde ihre Positionen bezogen haben könnten. Niemand bei Bioaparat oder in der Stadt würde etwas bemerken.

»Herr Präsident«, sagte er. »Wie lautet meine Anweisung, falls jemand nach Einrichtung der Quarantäne versucht, Bioaparat zu verlassen?«

»Eine einmalige Warnung, Oberst. Nur eine. Falls der Betreffende Widerstand leistet oder zu fliehen versucht, sind Sie ausdrücklich autorisiert, Waffengewalt einzusetzen. Die Gründe dafür brauche ich Ihnen nicht zu nennen.«

»Nein, Herr Präsident.«

Kravtschenko war nur zu gut darüber informiert, was für höllisches Zeug in den streng geheimen Räumen von Bioaparat gelagert wurde. Er hatte in Afghanistan selbst chemische Kriegsführung miterlebt und würde die schrecklichen Bilder nie vergessen, die er damals gesehen hatte. »Ich werde Ihre Anordnungen befehlsgemäß ausführen, Herr Präsident.«

»Und ich erwarte, dass Sie mir Meldung machen, wenn der Sicherheits-Kordon steht, Oberst.«

Während Kravtschenko und Potrenko noch telefonierten, befand sich Leutnant Grigori Yardeni von der Bioaparat-Sicherheitsabteilung (BSA) in seinem Büro in Block 103. Sein Blick war auf die Reihe von Fernsehschirmen vor ihm gerichtet, als das Handy in seiner Tasche klingelte. Die Stimme des Anrufers war von einem Synthesizer verzerrt und klang wie ein halb ersticktes Flüstern. »Tun Sie es jetzt. Und seien Sie darauf vorbereitet, Option zwei einzuleiten. Haben Sie verstanden?«

Yardeni hatte Mühe, die Worte über die Lippen zu bringen: »Option zwei.«

Einen Augenblick lang saß er wie erstarrt da, er hatte sich so viele Nächte lang ausgemalt, diesen Anruf zu erhalten, dass er ihm jetzt, wo er endlich gekommen war, beinahe unwirklich erschien.

Du hast dein ganzes Leben auf diese Chance gewartet. Tu es jetzt, Über die Zonen eins und zwei waren insgesamt

sechzig Kameras verteilt, die man alle an Videorecorder angeschlossen hatte. Die Recorder selbst waren in einem feuersicheren Schrank untergebracht, dessen Zeitschloss sich nur jeweils am Ende einer Schicht und auch nur von Yardenis Vorgesetzten öffnen ließ. Außerdem waren die Videorecorder gegen jeden unbefugten Eingriff gesichert. Yardeni war seit langem bewusst, dass es nur eine einzige Möglichkeit gab, den Diebstahl durchzuführen.

Der Leutnant war ein hoch gewachsener, muskulöser junger Mann mit welligem blondem Haar und gut geschnittenen Gesichtszügen. Im *Little Boy Blue Cabaret*, einem Männer Striptease Club in Vladimir, war er einer der Lieblinge des Publikums. Jeden Dienstag und jeden Donnerstag rieben sich Yardeni und ein paar andere BSA-Offiziere Babyöl auf ihre Muskelpakete und vollführten vor schreienden Frauen ihre lasziven Verrenkungen. In diesen paar Stunden verdienten sie mehr Geld als in einem ganzen Monat ihres Dienstes für den Staat.

Aber Yardeni hatte immer höhere Ziele vor Augen gehabt. Er liebte Actionfilme über alles, und Arnold Schwarzenegger war sein Lieblingsstar; nur dass der allmählich anfang, alt zu werden. Für Yardeni gab es keinen Grund, weshalb jemand, der so aussah wie er, nicht einmal an Arnolds Stelle treten sollte. Er hatte gehört, dass Hollywood für Typen wie ihn mit der richtigen Einstellung so etwas wie ein Mekka war.

Die letzten drei Jahre hatte Yardeni Pläne geschmiedet, in den Westen zu gelangen. Einen der Gründe, die ihn an der Erfüllung seines Traums hinderten, hatte er mit Tausenden anderer Russen gemeinsam: das liebe Geld. Nicht nur für die unerschwingliche Ausreisesteuer und die Flugpassage, sondern auch für das, was er nachher zum Leben brauchen würde, reichte es nicht. Yardeni hatte Bilder von Bel-Air gesehen; er hatte keine Lust, ohne

einen Penny in Los Angeles einzutreffen und dann gezwungenermaßen im russischen Einwandererghetto zu landen.

Der Leutnant warf einen Blick auf die Uhr über seinem Arbeitstisch und stand auf, wobei sich die Uniformbluse über seiner breiten Brust spannte. Es war beinahe ein Uhr, jener Zeitpunkt in der Nacht, an dem der Körper sich im tiefsten Ruhezustand befindet und am verletzlichsten ist. Abgesehen von den Männern, die draußen mit ihren Hunden Patrouille gingen, und den Sicherheitsposten im Inneren der Anlage, schlief auch Bioaparat.

Yardeni rekapitulierte die geplante Vorgehensweise, die er bereits auswendig kannte, noch einmal im Kopf, richtete sich dann entschlossen auf und öffnete die Tür. Als er durch Zone eins schritt, dachte er an den Mann, der vor beinahe einem Jahr an ihn herangetreten war. Der Kontakt war im Little Boy Blue erfolgt, und er hatte zuerst gedacht, der Mann, einer der wenigen in dem Lokal, wäre ein Homosexueller. Dieser Eindruck hielt freilich nur so lange an, bis der Mann ihm klargemacht hatte, wie gut er mit Yardenis Lebensumständen vertraut war. Er sprach von seinen Eltern und seiner Schwester, lieferte Einzelheiten aus seiner Schulzeit und seiner militärischen Laufbahn, wusste darüber Bescheid, dass Yardeni Box-Champion seiner Division gewesen war und dass man ihn degradiert hatte, als er in einem Wutanfall einen seiner Kameraden beinahe mit bloßen Fäusten umgebracht hätte. Der Mann hatte Yardeni darauf hingewiesen, dass seine Karriere aller Erfahrung nach hier in Bioaparat enden und er hier herumsitzen und seine Zeit verträumen würde, als eine Art Babysitter für jene anderen, die tatsächlich in die Welt hinausziehen und die Städte des Westens in ihrem Lichterglanz besuchen. Aber es gab natürlich immer eine Möglichkeit, das Blatt zu wenden...

Bemüht, nicht an die Kameras zu denken, begab sich Yardeni durch einen als »Sanitärgang« bezeichneten Korridor in Zone zwei. In Wirklichkeit handelte es sich um eine Folge kleiner steriler Räume mit Verbindungstüren dazwischen, die mit Codeschlössern gesichert waren. Die Schlösser stellten für Yardeni kein Hindernis dar; er besaß eine Schlüsselkarte und die Mastercodes.

Im ersten Raum, einer Wechselkabine, angelangt, zog er sich aus und drückte den roten Knopf an der Wand. Ein feiner Dekontaminationsnebel hüllte ihn ein.

In den nächsten drei Räumen waren unterschiedliche Teile der Seuchenschutzkleidung untergebracht: Blaue Socken und lange Unterwäsche; ein Baumwollkittel mit Kapuze; das Atemgerät, Stiefel und eine Schutzbrille. Bevor Yardeni in den letzten Umkleideraum trat, griff er nach einem Gegenstand, den er bei Beginn seiner Schicht dort in einem Spind verwahrt hatte: einem Thermosbehälter aus Aluminium etwa von der Größe und Form einer Trinkflasche.

Er hob den Behälter mit seiner behandschuhten Hand auf. Was äußerlich wie ein teures Spielzeug aus dem Westen aussah, funktionell, mit etwas auffälligem Design, war in Wirklichkeit ein wahres Wunder der Technik. Selbst wenn man den Deckel abschraubte und hineinsah, fiel einem noch nichts auf. Nur wenn man den Flaschensockel im Gegensinn des Uhrzeigers drehte, gab der Behälter sein Geheimnis preis.

Yardeni drehte vorsichtig an dem Sockel, bis er ein Klicken hörte. Innerhalb der Doppelwände gaben winzige Kammern den in ihnen gespeicherten Stickstoff frei. Kurz darauf fühlte der Behälter sich kalt an, wie ein mit gestoßenem Eis gefülltes Glas.

Yardeni steckte ihn in die Tasche seines Schutzanzugs,

öffnete die Tür zu dem Zone zwei Labor und ging dort an ein paar Arbeitstischen aus rostfreiem Stahl vorbei zu einem Gerät, das die Wissenschaftler spaßhaft den Cola-Automaten nannten. Tatsächlich handelte es sich um einen begehbaren Kühlschrank mit einer hermetisch schließenden Tür aus einer speziellen Plexiglaskonstruktion. Yardeni erinnerte die Tür immer an die kugelsicheren Sperren in den Kassenzellen im American Express Büro.

Er steckte den Codeschlüssel in den Schlitz, tastete die Kombination ein und lauschte dann dem lang gezogenen leisen Zischen, als die Tür zurückschwang. Drei Sekunden später schloss sie sich hinter ihm.

Yardeni zog eine der Schubladen auf, die mehrere Reihen von Glasröhrchen enthielt. Er holte den Kühlbehälter aus der Tasche, schraubte ihn in der Mitte auseinander und legte die obere Hälfte zur Seite. In den Sockel waren sechs Schlitze eingelassen, vergleichbar der Trommel eines Revolver. Er schob in jeden der Schlitze eine Ampulle, setzte dann den Deckel des Behälters wieder auf und schraubte ihn sorgfältig zu.

Mit Hilfe seiner Schlüsselkarte verließ er den Cola-Automaten und gleich darauf auch das Labor. Die Prozedur in den Umkleideräumen wiederholte sich in umgekehrter Reihenfolge, wobei die jeweiligen Teile des Schutzanzugs in Beuteln verwahrt wurden, die später in die Verbrennungsöfen wandern sollten. Nach einem zweiten Dekontaminationsnebel war er bereit, sich wieder anzuziehen, nur dass er diesmal nicht seine Uniform, sondern legere Kleidung anlegte - Jeans, ein Sweatshirt und einen voluminösen Parka.

Ein paar Minuten später stand Yardeni im Freien und atmete in tiefen Zügen die kühle Nachtluft ein. Eine Zigarette beruhigte seine zum Zerreißen gespannten Nerven. Option zwei, hatte die Stimme gesagt. Das

bedeutete, dass etwas schief gelaufen war. Die Wahl des richtigen Augenblicks, um die *Variola* Proben zu entwenden, stand Yardeni nicht frei, sondern er musste jetzt sofort handeln. Und zwar schnell, weil Moskau aus irgendeinem Grund Argwohn geschöpft hatte.

Yardeni war über die Speznaz Garnison außerhalb von Vladimir unterrichtet. Er hatte sich mit einigen der jungen Männer in den Kneipen der Stadt angefreundet; es waren tüchtige, zähe Burschen, niemand, mit dem er sich je gerne anlegen würde. Aber die Wodkarunden, die er bezahlt hatte, hatten ihm wertvolle Informationen eingebracht. Er wusste ganz genau, was für Übungen die Speznaz-Männer machten und welche Zeiten dafür angesetzt waren.

Yardeni trat seinen Zigarettenstummel aus und setzte sich in Richtung auf eines der Wachhäuschen am äußeren Rand der Anlage in Bewegung. Wie es bisher in jeder Nacht des vergangenen Monats der Fall gewesen war, würden auch heute Kameraden aus seiner alten Einheit dort zum Dienst eingeteilt sein. Yardeni würde ihnen erklären, dass er Dienstschluss habe, und die Männer würden sich über ihn lustig machen und sagen, dass er gerade noch Zeit für die letzte Show im *Little Boy Blue* hätte. Und wenn jemand sich die Mühe machte, einen Blick auf die vom Computer ausgedruckte Einsatzliste zu werfen, dann sollte er das ruhig tun.

Kravtschenko war die letzte Dreiviertelstunde nicht müßig gewesen. Nirgends in der Ausbildungsanlage war das Licht angegangen, kein Alarm war zu hören gewesen. Seine Soldaten wurden im Schutz der Dunkelheit geweckt und erhielten ihre Einsatzbefehle. Dann rumpelten die ersten gepanzerten Mannschaftswagen durch die Tore. Gegen das Motorengeräusch konnte Kravtschenko nichts

unternehmen, und er kümmerte sich auch nicht darum. Die Bürger von Vladimir und die Leute von Bioaparat, die dort in der Nachtschicht tätig waren, hatten sich an nächtliche Militärlübungen gewöhnt.

Kravtschenko, der in dem vordersten Einsatzfahrzeug saß, lenkte seine Fahrzeugkolonne auf die zweispurige Straße, die aus der Anlage nach draußen führte. Seine Anweisungen waren klar und eindeutig gewesen; wenn sich auf dem Bioaparat-Gelände ein Verräter befand, würde dieser nicht mehr herauskommen. Und Kravtschenko, ein äußerst praktisch veranlagter Mann, konnte dafür garantieren, dass niemand den Quarantänegürtel durchbrach.

»Grigori?«

»Ich bin's, Oleg.«

Yardeni trat vor den kleinen Ziegelbau des Wachhäuschens. Ein Kollege von der BSA-Wache stand davor und rauchte eine Zigarette.

»Ist deine Schicht um?«

Yardeni gab sich gelangweilt. »Mhm. Arkadi ist früher eingetroffen. Er schuldet mir noch etwas Zeit aus dem letzten Monat. Jetzt kann ich nach Hause gehen und ein wenig schlafen.«

Arkadi war Yardenis Ablösung, und Yardeni nahm an, dass er um diese Zeit neben seiner fetten Frau im Bett lag und erst in vier Stunden aufkreuzen würde. Aber Yardeni hatte den Computer dazu veranlasst, die Dinge anders darzustellen.

»Augenblick, bitte.«

Yardeni drehte sich in die Richtung, aus der die Stimme durch das offene Fenster des Wachhäuschens gekommen war. Drinnen stand ein Soldat, dem er noch nie begegnet

war. Er sah seinen Freund an.

»Du hast mir gar nicht gesagt, dass Alex heute nicht da ist.«

»Er hat Grippe. Das ist Marko. Er hat gewöhnlich untertags Dienst.«

»Na schön. Würdest du ihm bitte sagen, dass er mich aus diesem Loch rauslassen soll? Mir wird allmählich kalt.«

Als Oleg die Tür des Wachhäuschens öffnete, wurde Yardeni bewusst, dass es bereits zu spät war: Der andere Posten war bereits dabei, die Computerliste zu überprüfen.

»Ihre Ablösung ist zwar eingetragen, Leutnant, aber in der Liste ist kein Schichtwechsel registriert«, sagte er. »Formal betrachtet haben Sie Ihren Posten unbewacht verlassen.«

Der anklagende Tonfall des Mannes veranlasste Yardeni zum Handeln. Sein Freund Oleg wandte ihm den Rücken zu und sah deshalb nicht, wie Yardenis Arm sich um seinen Hals legte; er spürte nur ein scharfes Ziehen, ehe sein Genickwirbel brach.

Der zweite Posten fummelte an seiner im Futteral steckenden Pistole herum, als Yardenis Handkantenschlag seinen Hals traf.

Nachdem der Posten um Atem ringend zu Boden gesunken war, hatte Yardeni keine Mühe, ihm ebenfalls das Genick zu brechen.

Er taumelte aus dem Wachhäuschen und knallte die Tür hinter sich zu. Jetzt setzten Instinkt und Ausbildung ein. Er setzte sich in Bewegung und entfernte sich mit gemessenen Schritten, den alten Infanterierefrain in den Ohren: *Und links, zwei, drei, vier, links, zwei, drei, vier...*

Ausserhalb der Schutzmauer sah Yardeni die Lichter von Vladimir und hörte das einsame Pfeifen eines Zugs in der

Ferne. Das Geräusch riss ihn in die Wirklichkeit zurück, erinnerte ihn an das, was er noch tun musste. Er verließ die Straße und ging auf den Wald zu, der Bioaparat umgab. Viele Stunden schon hatte er dort verbracht und hatte deshalb keine Mühe, im Mondlicht den richtigen Weg zu finden. Er begann zu laufen.

Dabei malte er sich die nächsten Etappen aus. Eine Kontaktperson sollte ihn erwarten. Der Mann würde den Pass bei sich haben, der Yardeni als einen Geschäftsmann aus Kanada auswies, der sich zu Besuch in Russland aufhielt. Außerdem würde die Kontaktperson ihm ein Ticket für einen Air Canada Flug und ein dickes Bündel amerikanischer Dollars übergeben, um sich damit über Wasser zu halten, bis er Toronto erreichte, wo viel Geld und neue Ausweispapiere für ihn auf einer Bank bereitlagen.

Vergiss Oleg! Vergiss den anderen! Du bist schon beinahe frei!

Yardeni befand sich mitten im Wald, als er langsamer wurde und schließlich stehen blieb. Seine Hand griff in die gesicherte Tasche seines Parka, und seine Finger legten sich um den kalten Aluminiumbehälter. Der Weg in sein neues Leben lag endlich vor ihm.

Und dann hörte er es - das schwache Brausen schwerer, sich nähernder Fahrzeuge. Sie bewegten sich in westlicher Richtung auf das Gelände zu, das er gerade verlassen hatte. Yardeni hatte keine Mühe, sie nach den Geräuschen zu identifizieren, die er hörte: Mannschaftswagen. Aber er geriet nicht in Panik. Schließlich war er mit der Vorgehensweise der Speznaz vertraut. Sobald er sich außerhalb des Sperrgürtels befand, war er in Sicherheit. Er begann wieder zu laufen.

Einen knappen Kilometer außerhalb der Stadt sah Kravtschenko die Scheinwerfer, die die Außenmauern von Bioaparat in grellweißes Licht tauchten. Er erteilte Befehl, die Hauptstraße zu verlassen und führte die Fahrzeuge über Feldwege weiter, bis sie einen undurchdringlichen stählernen Ring um die Anlage bildeten. An sämtlichen Zugangswegen zu dem Komplex wurden Straßensperren errichtet. Anschließend postierte er nur dreißig Meter von der Ziegelmauer entfernt im Abstand von jeweils fünfzig Meter Beobachtungseinheiten. Scharfschützen mit Infrarotzielgeräten nahmen Aufstellung. Um 2 Uhr 45 informierte Kravtschenko über Satellitenrelais seinen Präsidenten, dass die Schlinge sich geschlossen habe.

»Herr Oberst?«

Kravtschenko drehte sich zu seinem Stellvertreter herum. »Ja, Nummer zwei?«

»Herr Oberst, einige von den Männern haben... Fragen gestellt. Ist etwas nicht in Ordnung? Hat es einen Zwischenfall gegeben?«

Kravtschenko zog ein Päckchen Zigaretten heraus. »Ich weiß, dass einige von den Männern in der Stadt Familie haben. Sie können ihnen sagen, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauchen. Und das ist alles, was Sie ihnen sagen dürfen - für den Augenblick.«

»Danke, Herr Oberst.«

Kravtschenko blies eine Rauchwolke in die kalte Nachtluft. Er war ein guter Befehlshaber und hatte Verständnis dafür, dass man ehrlich sein musste, wenn man Männer führte. Alles andere hatte auf lange Sicht keinen Bestand. Aber in der augenblicklichen Situation hielt er es nicht für klug noch hinzuzufügen, dass in diesem Augenblick eine Iljuschin Transportmaschine der Abteilung für militärische Seucheneindämmung in

Moskau bereitgestellt wurde. Falls es dazu kommen sollte, dass diese Maschine startete, war immer noch Zeit, sich zu sorgen.

Der Personenzug, der um Punkt 3 Uhr in Vladimir anhielt, hatte seine Reise fast zweitausend Kilometer weiter im Westen begonnen, in Kolima im Ural Gebirge. Vladimir war sein letzter Halt ein kurzer - vor der folgenden dreistündigen Etappe bis Moskau.

Der Lokführer hatte sich aus dem Fenster seiner Lokomotive gelehnt, als der Zug in die Station dampfte. Ein einziger Passagier stand auf dem Bahnsteig. Dass Vladimir eine planmäßige Haltestelle war, hatte nur den einen Grund, Soldaten mitzunehmen, die auf Urlaub nach Moskau fuhren. Heute würde er den planmäßigen Halt etwas verkürzen.

Die hoch gewachsene, in einen Mantel gehüllte Gestalt regte sich nicht von der Stelle, als der Zug an ihr vorbeirrte. Vielleicht einen Meter von der Bahnsteigkante entfernt, spähte der Mann in die Dunkelheit hinter der schwachen Bahnhofsbeleuchtung.

Iwan Beria, vor achtunddreißig Jahren in Mazedonien geboren, war ein geduldiger Mann. In dem Hexenkessel aus Hass und Blutvergießen des Balkans hatte er aus erster Hand gelernt, was Geduld war: Sein Großvater hatte ihm erzählt, wie die Albaner den größten Teil seiner Familie umgebracht hatten. Und diese Geschichte war so oft immer wieder berichtet worden, dass es den Anschein gewann, als ob diese Ereignisse sich erst gestern zuge-tragen hätten. Bot sich daher schließlich die Gelegenheit zur Rache, ergriff man sie mit beiden Händen - am besten, indem man sie um den Hals eines Feindes legte.

Beria war zwölf gewesen, als er seinen ersten Menschen

getötet hatte. Und damit hatte er weitergemacht, bis all die Blutschuld seiner Familie getilgt war. Als er zwanzig war, hatte er sich einen Ruf als Killer erworben. Andere Familien, deren Söhne oder Männer tot oder verstümmelt waren, traten an ihn heran und boten ihm das Gold, das sie an den Fingern oder um den Hals trugen, als Zahlung für entsprechende Dienste an.

Beria machte Karriere, hörte auf, für Geld Blutrache zu nehmen und wurde zu einem freiberuflichen Killer, dessen Dienste dem Meistbietenden zur Verfügung standen, gewöhnlich dem KGB. Als sich über den Kommunismus das Zwielicht senkte, engagierte der Sicherheitsapparat, im Sinne der Dementierbarkeit, immer häufiger Freiberufler. Und als westliche Investitionen anfangen sich in Russland breit zu machen, interessierten sich dieselben Kapitalisten, die dort Geschäfte tätigen wollten, auch für etwas exotischere Investitionen. Sie suchten einen speziellen Typus Mann, der wegen der weltweiten Computerverbindungen zwischen der Polizei und den Geheimdiensten im Westen immer schwieriger zu beschaffen war. Über seine KGB-Kontakte machte Beria die Erfahrung, dass die Taschen europäischer und amerikanischer Unternehmer sehr tief und wohl gefüllt waren, besonders wenn es sich als notwendig erwies, einen Konkurrenten unschädlich zu machen oder gar auszuschalten.

Im Zeitraum von fünf Jahren entführte Beria über ein Dutzend Geschäftsleute. Sieben von ihnen hatte man getötet, als die entsprechenden Lösegeldforderungen nicht erfüllt wurden. Eine seiner Zielpersonen war ein leitender Mann einer Schweizer Firma, die Bauer-Zermatt hieß. Zu seiner Überraschung stellte Beria fest, dass das von dem Konzern bezahlte Lösegeld das Doppelte der Summe betrug, die er verlangt hatte. Beigefügt war die Aufforderung an Beria, nicht nur den Geschäftsmann

freizulassen, sondern einen Wettbewerber von Bauer-Zermatt nachdrücklich die Lust zu nehmen, in Russland Fuß zu fassen. Beria war mit Freuden bereit, dieser Aufforderung nachzukommen, und damit begann seine lange, äußerst profitable Beziehung zu Dr. Karl Bauer.

»Sie da! Steigen Sie ein? Ich muss meinen Fahrplan einhalten.«

Beria sah den dicken rotgesichtigen Schaffner an, dessen zerdrückter Uniform anzusehen war, dass er darin geschlafen hatte. Selbst in der kalten Nachtluft konnte man den säuerlichen Geruch von Alkohol wahrnehmen, der von ihm ausging.

»Sie fahren doch erst in drei Minuten weiter.«

»Dieser Zug fährt dann ab, wenn ich das sage, und zum Teufel mit Ihnen!«

Der Schaffner wollte gerade auf das Trittbrett des letzten Wagens steigen, als er plötzlich ohne jede Warnung gegen die Stahlwand des Waggons gepresst wurde. Die Stimme an seinem Ohr war so leise wie das Zischen einer Schlange.

»Der Fahrplan hat sich geändert!«

Der Schaffner spürte, wie ihm etwas in die Hand gedrückt wurde. Als er schließlich den Mut aufbrachte, auf seine Hand zu blicken, entdeckte er eine Rolle amerikanischer Dollars.

»Erzählen Sie dem Lokführer irgendetwas«, flüsterte Beria. »Ich sage Ihnen, wann wir abfahren.«

Er stieß den Schaffner von sich weg und sah ihm hinterher, wie er taumelnd nach vorn zur Lokomotive lief. Ein Blick auf seine Uhr. Der Mann von Bioaparat verspätete sich; er würde den Zug selbst mit seinen Dollars nicht sehr lange aufhalten können.

Beria war vor ein paar Tagen in Vladimir eingetroffen. Sein Auftraggeber hatte ihm gesagt, dass er auf einen Mann warten solle, der von Bioaparat kommen würde. Beria müsse dafür sorgen, dass der Mann und das, was er bei sich trug, unversehrt nach Moskau gelange.

Beria hatte geduldig gewartet und sich die meiste Zeit in einem kalten kleinen Zimmer in dem besseren der beiden Hotels der Stadt aufgehalten. Der Anruf, den er erwartet hatte, war erst vor ein paar Stunden erfolgt. Sein Auftraggeber sagte, die Pläne hätten sich geändert und man müsse improvisieren. Beria hatte sich das angehört und dann dem Auftraggeber versichert, dass er mit diesen unvorhergesehenen Umständen durchaus zurecht kommen könne.

Wieder ein Blick auf seine Uhr. Der Zug hätte sich vor fünf Minuten in Bewegung setzen sollen. Und da war auch schon der dicke Schaffner, der an den Waggons entlang angewatschelt kam. Er sah ebenfalls auf die Uhr.

Beria erinnerte sich an die Fahrzeugkolonne, die er vor vielleicht eineinhalb Stunden gehört und auch kurz gesehen hatte. Er war von seinem Auftraggeber so weit wie nötig über Einzelheiten des Einsatzes informiert worden. Wenn der Mann von Bioaparat es nicht geschafft hatte, die Sperre zu durchbrechen...

Dann hörte er, wie sich auf dem Bahnsteig schnelle Schritte näherten. Seine Hand fuhr in die Manteltasche, und seine Finger legten sich um den Kolben seiner 9mm Taurus. Als die Gestalt dann in den Lichtkegel einer Laterne geriet, lockerte sich sein Griff. Er erkannte die Gesichtszüge, die man ihm beschrieben hatte.

»Yardeni?«

Der Atem des Leutnants ging gehetzt. »Ja! Und Sie sind...«

»Derjenige, mit dem Sie sich treffen sollen. Würde ich sonst Ihren Namen kennen? Und jetzt steigen Sie ein. Wir sind bereits spät dran.«

Beria schob den jungen Offizier zur Plattform hinauf. Als der Schaffner keuchend angerannt kam, hielt er ihm ein weiteres Bündel Geld unter die Nase.

»Das ist nur für Sie. Ich möchte ungestört bleiben. Und wenn es auf dem Weg nach Moskau irgendwelche Verzögerungen gibt, werden Sie mich sofort informieren. Verstanden?«

Der Schaffner schnappte nach dem Geld. Der Zug hatte bereits Fahrt aufgenommen, als Beria den Leutnant durch den schmalen Gang in ein Abteil Erster Klasse drängte. Die Sitze waren schon zu Betten umgebaut worden, auch kleine schmutzige Kopfkissen und fadenscheinige Decken lagen bereit.

»Sie haben etwas für mich«, sagte Beria, schloss die Tür hinter sich und zog den Vorhang herunter.

Jetzt hatte Yardeni zum ersten Mal Gelegenheit, seinen Kontaktmann näher anzusehen. Ja, die Grabesstimme am Telefon konnte durchaus zu jemandem wie diesem Mann passen. Plötzlich war er sehr froh, dass er jünger, größer und stärker als die mönchshafte, in Schwarz gehüllte Gestalt war, die da vor ihm stand.

»Man hat mir gesagt, dass Sie etwas für mich haben würden«, erwiderte er.

Beria zog einen zugeklebten Umschlag aus der Tasche und sah zu wie Yardeni ihn öffnete und seinen Inhalt überprüfte: Ein kanadischer Pass, Air Canada Tickets, Bargeld und einige Kreditkarten.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte er.

Yardeni nickte, griff dann in die Tasche seines Parka

und zog den Aluminiumbehälter heraus.

»Seien Sie vorsichtig. Er ist sehr kalt.«

Beria streifte sich erst Handschuhe über, bevor er den Behälter berührte. Er hielt ihn einen Augenblick in der Hand, wie ein Geldhändler, der einen Beutel mit Goldstaub wiegt, und legte ihn schließlich beiseite. Dann brachte er einen völlig identischen Behälter zum Vorschein und reichte ihn Yardeni.

»Was ist das?«, fragte der junge Offizier.

»Behalten Sie ihn. Mehr brauchen Sie im Augenblick nicht zu wissen.«

Nach einer kurzen Pause forderte er den anderen auf:
»Sagen Sie mir, was in Bioaparat geschehen ist.«

»Gar nichts ist geschehen. Ich bin hineingegangen, habe das Material geholt und bin herausgegangen.«

»Und die ganze Zeit waren die Kameras eingeschaltet?«

»Dagegen konnte ich nichts tun. Wie ich Ihren Leuten bereits gesagt habe...«

»Wann werden die Bänder überprüft?«

»Zu Beginn der neuen Schicht, in etwa vier Stunden. Aber ist das denn wichtig? Es ist ja nicht so, dass ich dorthin zurückkehren möchte.«

»Und am Tor hat es kein Problem gegeben?«

Yardeni verstand sich auf das Lügen; er wusste bloß nicht, mit was für einem Mann er es hier zu tun hatte.

»Nichts.«

»Aha. Und Sie sind rausgekommen, bevor die Speznaz-Leute eingetroffen sind.«

Yardeni machte kein Hehl aus seiner Verwunderung.
»Ich bin doch hier, oder?«, herrschte er den anderen an.
»Hören Sie, ich bin müde. Haben Sie etwas zu trinken?«

Beria zog wortlos eine Cognacflasche heraus und reichte sie Yardeni, der das Etikett musterte.

»Französisch«, meinte er, als er die Verschlusskappe öffnete.

Dann hob er die Flasche, nahm einen langen Schluck und seufzte. Er schnürte sich die Stiefel auf, schlüpfte aus seinem Parka und faltete ihn als Kissen zusammen. Als er sich auf der Liege ausstreckte, stand Beria auf.

»Wo gehen Sie hin?«, fragte Yardeni.

»Auf die Toilette. Keine Sorge. Ich werde Sie nicht wecken, wenn ich zurückkomme.«

Beria trat in den Korridor hinaus, sperrte die Tür hinter sich ab und ging ans Ende des Waggons. Er zog die obere Hälfte eines Fensters herunter, gerade weit genug, um die Antenne seines Handy durch den Spalt schieben zu können. Sekunden später war die Verbindung nach Moskau hergestellt, und die Stimme am anderen Ende klang so klar, als ob der Betreffende neben ihm stünde.

Lautes Pochen an der Tür riss Smith aus dem Schlaf. Er tastete noch nach der Nachttischlampe, als zwei Milizionäre, dicht gefolgt von Lara Teljegin, ins Zimmer platzten.

»Was ist denn los?«, fragte er.

»Bitte kommen Sie mit, Doktor«, antwortete Teljegin. Sie trat näher heran und fuhr mit leiser Stimme fort: »Es ist etwas passiert. Der General will Sie sofort sprechen. Wir warten draußen.«

Smith zog sich schnell an und folgte Teljegin dann zum Fahrstuhl. »Was ist denn passiert?«

»Das wird Ihnen der General sagen«, erklärte Teljegin.

Sie gingen durch die leere Hotelhalle zu einer Limousine, die draußen am Randstein wartete. Die Fahrt zum Dscherschinsky Platz nahm keine zehn Minuten in Anspruch. In dem Gebäude schien alles ruhig zu sein - bis sie das fünfzehnte Stockwerk erreichten. Dort hasteten Uniformierte zwischen den Büros hin und her. In den einzelnen Nischen des Großraumbüros saßen junge Männer und Frauen über ihre Computer gebeugt und redeten leise in ihre Headsets. Spannung knisterte in der Luft.

»Dr. Smith, hallo. Ich würde jetzt guten Morgen sagen, aber das ist kein guter. Lara, schließen Sie bitte die Tür.«

Smith musterte Kirov und dachte, dass man ihn wahrscheinlich auch vor Kurzem aus dem Schlaf gerissen hatte. »Was gibt es denn?«

Kirov reichte ihm ein Glas Tee in einem schön gearbeiteten Metallhalter. »Präsident Potrenko hat in den

frühen Morgenstunden den Speznaz-Einheiten in der Gegend von Vladimir Anweisung erteilt, rund um den Bioaparat-Komplex in Stellung zu gehen und eine Sperre zu errichten. Das lief ohne Zwischenfälle ab. In den nächsten paar Stunden war alles ruhig. Aber dann hat vor einer halben Stunde eine Patrouille gemeldet, dass man zwei Wachen tot - ermordet - an ihren Posten aufgefunden hat.«

Smith verspürte ein eisiges Gefühl in der Magengrube. »Konnten die Speznaz-Truppen jemanden beim Herauskommen festnehmen?«

Kirov schüttelte den Kopf. »Nein, und es hat auch niemand versucht, sich Zugang zu verschaffen.«

»Und die Sicherheitsvorkehrungen in der Anlage - besonders Block 103?«

Kirov gab Teljegin ein Zeichen. »Das Band, bitte.«

Sie richtete die Fernbedienung auf einen Bildschirm an der Wand. »Das ist die Videoaufzeichnung von den Sicherheitskameras in Block 103. Beachten Sie den Zeitstempel in der rechten unteren Ecke.«

Smith verfolgte die Schwarzweißbilder, die über den Bildschirm zogen. Ein großer, uniformierter Mann ging einen Korridor hinunter und verschwand in Zone zwei. Die nächste Kamera schaltete sich ein und zeigte ihn in den Umkleideräumen der Dekontaminationszone.

»Anhalten!«

Smith deutete auf den Behälter, den der Mann, der inzwischen Bioschutzkleidung trug, in der linken Hand hielt. »Was ist das?«

»Das werden Sie gleich sehen. Weiter bitte, Lara.«

Das Band lief wieder. Mit wachsender Unruhe sah Smith zu, wie der Wachoffizier den Kühlraum betrat und anfang,

mit Ampullen zu hantieren.

»Sagen Sie mir bitte, dass das keine Pocken sind.«

»Ich wünschte, das könnte ich«, erwiderte Kirov.

Der Dieb führte sein Werk zu Ende und kehrte dann in den ersten Dekontaminationsraum zurück.

»Was ist mit der zweiten Sicherheitsstufe?«, wollte Smith wissen. »Wie ist es möglich, dass er da so einfach hineinmarschieren konnte?«

»Das ist genauso wie bei Ihrem Sicherheitspersonal bei USAMRIID, die können auch einfach in die Kühlkammern hineingelangen«, brauste Lara Teljegin auf. »Unser System ist praktisch eine Kopie des Ihren, Doktor. Wir stützen uns genauso auf Codeschlösser und elektronische Schutzmaßnahmen wie Sie, um das Risiko des menschlichen Faktors so weit wie möglich auszuschalten. Aber am Ende steht eben doch der Mensch.«

Sie hielt kurz inne. »Das Wachpersonal von Bioaparat wird mit großer Sorgfalt ausgesucht - aber in die Seele eines Menschen kann man trotzdem nicht hineinsehen, oder?«

Smith beobachtete wie gebannt den Bildschirm, wo jetzt Grigori Yardenis Gesicht in Großaufnahme zu sehen war.

»Dem ist völlig egal, dass die Kamera ihn erfasst. Gerade als wüsste er, dass er doch nichts dagegen unternehmen kann.«

»Genau das«, nickte Kirov und erklärte dann, dass beim Bau der Sicherheitseinrichtungen dafür gesorgt worden war, dass die Dienst habenden Wachleute keinen Zugang zu den während ihrer Wache aufgenommenen Bänder hatten. »Wenn wir das nicht getan hätten, hätten wir viel länger gebraucht, um den Dieb zu identifizieren. So...«

»So hat er gewusst, dass er nie zurückkommen würde.

Aber wie zum Teufel ist er durch den Quarantänering gekommen?»

»Bitte achten Sie auf die Zeit«, sagte Kirov und deutete auf die untere Kante des Bildschirms. »Der Diebstahl findet statt, bevor die Speznaz-Truppen Stellung bezogen haben. Dieser Bursche hatte verdammt Glück: Er konnte die Anlage wenige Minuten, bevor Oberst Kravtschenko seine Truppen in Stellung brachte, verlassen.«

»Hat er deshalb die Wachposten getötet - weil er in Eile war?«

»Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen.«

Kirov warf ihm einen fragenden Blick zu. »Worauf wollen Sie hinaus, Doktor?«

»Der Mann muss einem detaillierten Plan gefolgt sein«, meinte Smith. »Okay, er wusste also, dass die Kamera ihn erfassen würde. Das war ihm gleichgültig. Aber ich glaube nicht, dass er vorhatte, die Wachen zu töten. Das macht keinen Sinn. Warum das Risiko eingehen, dass man die Leichen entdeckt, bevor er sicher sein konnte, dass seine Flucht geglückt war? Ich glaube, er musste schneller handeln als er das ursprünglich vorhatte, ich denke, er hat gewusst, dass Speznaz-Truppen unterwegs waren - und auch warum das der Fall war.«

»Wollen Sie damit andeuten, dass es einen Informanten gab, einen Komplizen, jemanden außerhalb von Bioaparat?«, fragte Teljegin.

»Was nehmen Sie denn an, Leutnant?«, konterte Smith.

»Mit dieser Frage werden wir uns später auseinander setzen«, entschied Kirov. »Für den Augenblick ist es wichtig, dass wir diesen Grigori Yardeni aufspüren. Die Pockenerreger, die er entnommen hat...«

Smith schloss die Augen. Bereits der Hunderste Teil

dessen, was Yardeni gestohlen hatte, konnte richtig eingesetzt eine Million Menschen infizieren.

»Welche Maßnahmen haben Sie eingeleitet?«

Kirov drückte einen Knopf auf seinem Schreibtisch, worauf ein Teil der Wandvertäfelung zurückfuhr und den Blick auf eine Projektionsfläche freigab. Das Geschehen darauf lief in Echtzeit ab.

Er deutete auf einen roten Punkt, der sich auf der Projektionsfläche bewegte. »Eine Iljuschin der medizinischen Abwehr unsere Virusjäger - ist nach Vladimir unterwegs. Sie werden Bioaparat betreten - sonst niemand.«

Anschließend wies er auf einen blauen Kreis. »Das ist der Quarantänering, den das Speznaz-Team errichtet hat. Hier« - er deutete auf drei gelbe Punkte - »haben wir die Verstärkung aus Sibirjarsk, die sich bereits in der Luft befindet. Ein Bataillon in Kampfstärke, das Vladimir abriegeln wird.«

Er schüttelte den Kopf. »Wenn die armen Teufel dort aufwachen, werden sie feststellen, dass sie Gefangene sind.«

Smith wandte sich wieder dem Bildschirm zu, auf dem immer noch die Gestalt in dem schwerfällig wirkenden Schutzanzug zu sehen war. »Und was ist mit ihm?«

Teljegins Finger huschten über eine Tastatur, worauf auf einem anderen Bildschirm eine Militärakte auftauchte. Während sie die Übersetzungssoftware hochfahren ließ, hatte Smith Zeit, sich Yardeni etwas näher anzusehen. Dann wichen die kyrillischen Buchstaben lateinischen, und der Text war in Englisch zu lesen.

»Nicht gerade der Typ, von dem man so etwas erwarten würde«, murmelte er. »Mit Ausnahme von dem hier.«

Er deutete auf einen Absatz, in dem von Yardenis gewalttätigen Verfehlungen die Rede war.

»Stimmt«, nickte Kirov. »Aber abgesehen von seinem Jähzorn gibt es nichts, was darauf hingedeutet hätte, dass Yardeni zu dieser Art von Verrat fähig sein könnte. Bitte bedenken Sie, dass er keinerlei Verwandte oder Freunde im Ausland hat. Er hat den Einsatz bei Bioaparat als eine Art tätiger Reue akzeptiert, sozusagen um Buße zu tun und seine Militärkarriere fortsetzen zu können.«

Er sah Smith an. »Sie sind mit Bioaparat vertraut, ganz besonders den Sicherheitsvorkehrungen dort. Im Gegensatz zu vielen anderen Anlagen in unserem Lande braucht Bioaparat sich vor ähnlichen Einrichtungen im Westen nicht zu verstecken, und das schließt ausdrücklich CDC Atlanta ein. Die internationalen Inspektoren - darunter auch Amerikaner - waren mit unseren Systemen mehr als zufrieden.«

Smith begriff, was Kirov jetzt versuchte: Er wollte ihn zum Fürsprecher machen. Die Russen waren nicht nachlässig gewesen. Ihre Sicherheitsmaßnahmen waren gut. Hier lag interne Sabotage vor, nicht vorherzusehen und damit auch nicht zu verhindern.

»Die Albträume, die uns heimsuchen, sind genau dieselben, General«, meinte Smith. »Nur dass bei Ihnen jetzt einer zum Leben erwacht ist.«

Er zwang sich, an seinem Tee zu nippen. »Wie lange ist Yardeni bereits unterwegs?«

Teljegin rief mit ein paar Tastenschlägen den ärztlichen Bericht auf. »Nach dem Bericht des Stabsarztes der Speznaz-Einheit sind die Posten gegen drei Uhr morgens ermordet worden.«

»Also vor etwas mehr als drei Stunden... in der Zeit könnte er ziemlich weit gekommen sein.«

Sie rief auf der großen Leinwand ein anderes Bild auf, eine Anzahl konzentrischer Kreise - in Orange, Grün und Schwarz.

»Bioaparat ist das Zentrum. Der kleinste Kreis - schwarz - stellt die Entfernung dar, die ein einigermaßen leistungsfähiger Mann zurücklegen könnte, beispielsweise ein Soldat bei einem Trainingslauf. Der nächste orangefarbene Kreis markiert die Möglichkeit, dass Yardeni ein Auto oder ein Motorrad zur Verfügung hatte.«

»Was bedeuten diese Dreiecke?«, fragte Smith.

»Das sind Kontrollposten, die die örtliche Miliz eingerichtet hat. Wir haben ihnen sein Foto und weitere Einzelheiten zugefaxt.«

»Und wie lauten deren Befehle?«

»Ohne Anruf schießen, aber nicht um ihn zu töten.«

Sie registrierte Smith' verblüfften Ausdruck. »In unserer Direktive wird er als mehrfacher Mörder beschrieben. Und dort steht außerdem, dass er HIV positiv ist. Glauben Sie mir, Doktor, kein Milizionär wird Yardeni anfassen, sobald er ihn getroffen hat.«

»Ich hatte mehr an das gedacht, was er bei sich trägt. Wenn eine Kugel den Behälter trifft...«

»Ich verstehe Ihre Sorge hinsichtlich des Behälters, aber wenn Yardeni entdeckt wird, können wir ihn unmöglich entkommen lassen.«

»Was bedeutet dieser letzte Kreis?«

»Die schlimmste Möglichkeit überhaupt: die, dass Yardeni einen Mitverschwörer hatte, der am Flugplatz von Vladimir mit einem Flugzeug auf ihn wartete.«

»Hat es irgendwelche Starts gegeben?«

»Es sind keine registriert, aber das hat nichts zu bedeuten. Im neuen Russland gibt es eine Unmenge

erfahrener Piloten, die meisten ehemalige Angehörige der Luftstreitkräfte. Die könnten auf einer Fernstraße oder auf einem Feld landen, ihre Ladung aufnehmen und binnen Minuten wieder in der Luft sein.«

»Präsident Potrenko hat Luftabwehreinheiten in das Areal beordert«, fügte Kirov hinzu. »Jede Privatmaschine wird angehalten. Und wenn sie den Anweisungen nicht gehorcht, wird sie abgeschossen.«

Die Bildschirme und die Leinwand faszinierten Smith. Das war wie ein lebender Organismus, ständigen Mutationen unterworfen, mit Symbolen, die aufblitzten und sich bewegten. Und dennoch hatte er trotz der eindrucksvollen Maßnahmen, die gegen den Verräter eingesetzt waren, das Gefühl, dass etwas fehlte. Er trat an die Leinwand und fuhr mit dem Finger an einer weißen Linie entlang, die östlich von Vladimir begann und in westlicher Richtung nach Moskau führte.

»Was ist das?«

»Die Eisenbahnlinie zwischen Kolima im Ural und Moskau«, erwiderte Kirov. Er sah Teljegin an. »Gab es letzte Nacht einen Zug, der in Vladimir durchgekommen ist?«

Teljegin wandte sich wieder ihrer Tastatur zu.

»Ja«, nickte sie dann. »Er ist um drei Uhr siebenunddreißig in Vladimir eingetroffen.«

»Zu früh, als dass Yardeni ihn erwisch haben könnte.«

Teljegin fürchte die Stirn. »Nicht unbedingt. Fahrplanmäßig hätte der Zug dort nur drei Minuten Aufenthalt gehabt. Aber er ist nicht pünktlich abgefahren, sondern zusätzliche zwölf Minuten dort geblieben.«

»Warum?«, wollte Kirov wissen.

»Gründe sind hier keine genannt. Tatsächlich hält der

Zug dort nur an, wenn Soldaten da sind, die auf Urlaub nach Moskau fahren...«

»Aber da waren doch keine Soldaten, oder?«, meinte Smith.

»Erraten, Doktor«, nickte Teljegin. »Es war kein Urlaub geplant.«

»Warum hat sich der Lokführer dann so viel Zeit gelassen?«

Kirov trat an die Computerkonsole. Der schwarze Kreis auf der Projektionsfläche weitete sich aus, bis er den Zeitraum zwischen der Abfahrt des Zuges und dem Zeitpunkt, an dem nach dem ärztlichen Bericht die beiden Posten ermordet worden waren, entsprach.

»Er hätte es schaffen können«, flüsterte Kirov. »Er hätte den Zug erreichen können, weil der nicht pünktlich abgefahren ist.«

»Und der Zug hat sich verspätet, weil ihn jemand aufgehalten hat!«, erregte sich Smith. »Yardeni hat ganz logisch gehandelt. Dieser Mistkerl wusste, dass man die Straßen über kurz oder lang sperren würden. Er hatte kein Flugzeug zur Verfügung, aber dafür einen Komplizen, jemanden, der, wenn nötig, den Zug lange genug aufhalten konnte, um ihm die Chance zu geben, ihn zu erreichen.«

Er drehte sich zu Teljegin herum. »Und dann brauchte er bloß noch mit dem Zug nach Moskau zu fahren.«

Ihre Finger flogen über die Tasten, dann blickte sie auf. »Sechzehn Minuten«, sagte sie heiser. »Der Zug trifft in sechzehn Minuten am Zentralbahnhof von Moskau ein!«

Iwan Beria schwankte im Rhythmus des Waggons mit; sonst bewegte er sich nicht.

Er hatte Grigori Yardeni die ganze Zeit nicht aus den

Augen gelassen. Die Strapazen des Diebstahls und der anschließenden Flucht hatten in Verbindung mit dem Cognac ihre Wirkung an ihm getan. Der junge Offizier war wenige Minuten, nachdem der Zug Vladimir verlassen hatte, eingeschlafen.

Beria lehnte sich zu ihm hinüber. Yardeni lag reglos wie ein Toter da. Beria musste sich anstrengen, um seinen schwachen Atem wahrzunehmen. Yardeni schlief sehr tief. Es gehörte nicht viel dazu, seinen Schlaf noch tiefer zu machen.

Er schlug ihm zweimal ins Gesicht. »Wir sind beinahe da. Zeit aufzustehen.«

Beria sah zum Fenster hinaus, als der Zug langsam durch das riesige Bahnhofsgelände rollte. Im Spiegelbild sah er zu, wie Yardeni gähnte und sich streckte und dann den Kopf hin und her rollte, um seine verkrampften Nackenmuskeln zu lockern. Seine Stimme klang noch etwas schlaftrunken.

»Und wohin gehen wir vom Bahnhof aus?«

»Jeder geht seiner Wege«, erwiderte Beria. »Ich bringe Sie durch den Bahnhof zu einem Taxi. Und von da an sind Sie auf sich selbst gestellt.«

Yardeni gab einen Grunzlaut von sich und bewegte sich auf die Tür des Abteils zu.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte Beria.

»Auf die Toilette - wenn Sie erlauben.«

»Setzen Sie sich wieder. Das will jetzt jeder im ganzen Waggon. Dort draußen stehen die Leute Schlange. Hat ja wenig Sinn, wenn man dort draußen Ihr Gesicht sieht, oder?«

Yardeni überlegte kurz und setzte sich dann wieder. Seine Hand griff nach seiner Parkatasche, um sich zu

vergewissern, dass die Papiere und das Geld noch da waren. Als er sich davon überzeugt hatte, dachte er, dass er es noch so lange aushalten würde bis sie die Station erreicht hatten.

Als der Zug in den Tunnel zwischen dem Rangiergelände und dem eigentlichen Bahnhof fuhr, zuckte die Deckenbeleuchtung, verlöschte kurz und erwachte dann flackernd wieder zum Leben.

»Gehen wir«, sagte Beria.

Der Korridor draußen füllte sich jetzt mit Menschen. Wegen Berias Größe hatte Yardeni keine Mühe, ihn im Auge zu behalten, selbst in der flackernden Beleuchtung. Ohne auf das Schimpfen der Mitreisenden zu achten, bahnte er sich rücksichtslos mit den Ellbogen den Weg zum Ausgang.

Jetzt rollte der Zug am Bahnsteig aus und kam schließlich zum Stillstand. Beria und Yardeni waren die Ersten, die den Waggon verließen und mit schnellen Schritten am Zug entlang nach vorn eilten, auf das Bahnhofsgebäude zu.

Der große Lieferwagen rollte dröhnend über die noch leeren Boulevards Moskaus. Smith, Kirov und Teljegin hatten im hinteren Teil des Fahrzeugs auf mit dem Boden verschraubten Sesseln Platz genommen. Teljegin hatte einen Bildschirm vor sich, auf dem die Verkehrsströme der Stadt zu sehen waren; sie gab alle paar Augenblicke dem Fahrer über Mikrofon Anweisungen.

Kirov trug ebenfalls Kopfhörer. Seit sie den Dscherschinsky Platz verlassen hatten, war er in ständiger Verbindung mit einer Eliteeinheit des Föderationssicherheitsdienstes gewesen.

Jetzt drehte er sich mit seinem Sessel zu Smith herum.
»Der Zug ist da - auf die Minute pünktlich, was sagen Sie

dazu!«

»Wie weit sind wir noch weg?«

»Eine halbe Minute, vielleicht sogar weniger.«

»Verstärkung?«

»Unterwegs.«

Kirov überlegte kurz. »Sind Sie mit unseren Einsatzkommandos vertraut?«

Als Smith den Kopf schüttelte, erläuterte er: »Im Gegensatz zu den uniformierten SWAT-Teams, wie Ihr FBI sie hat, ziehen wir es vor, unsere Leute getarnt einzusetzen. Sie kleiden sich wie Handwerker, Gärtner, gewöhnliche Passanten - Sie würden sie nicht erkennen, bis es zu spät ist.«

»Dann wollen wir hoffen, dass sie Erfolg haben.«

Durch das von außen nicht einsehbare Fenster erkannte Smith den Bahnhof, einen massiven Bau aus dem 19. Jahrhundert. Er hielt sich fest, als der Fahrer scharf abbog und unmittelbar vor dem Hauptgebäude hart bremste. Noch bevor der Wagen ganz zum Stillstand gekommen war, hatte er sich bereits hochgestemmt.

Kirov packte ihn am Arm. »Das Einsatzkommando hat ein Foto von Yardeni. Die werden zusehen, dass sie ihn lebend erwischen.«

»Haben Ihre Leute auch meines - damit sie nicht aus Versehen mich erschießen?«

»Ja, das haben sie tatsächlich. Aber bleiben Sie trotzdem in meiner Nähe.«

Die drei hasteten zwischen den Säulen des Bahnhofsportals ins Innere des Gebäudes. Mit dem vielen polierten Granit, den Halbreiefs an den Wänden und den drei riesigen Glaskuppeln erinnerte es Smith an ein Museum. Es waren nur wenige Reisende zu sehen, aber

ihre Schritte hallten wie das Dröhnen einer fernen Herde. In der Mitte gab es einen großen Bereich mit Bänken; die Seitenwände säumten Andenkenläden, Zeitungsstände und andere Geschäfte für Reisebedarf; bei den meisten waren noch die Rollläden heruntergelassen. Smith sah auf die große Tafel mit den Ankunfts- und Abfahrtszeiten, die von der Decke hing.

»Wie viele andere Züge kommen jetzt an?«

»Wir haben Glück«, antwortete Lara Teljegin. »Das ist der Erste. Aber in zwanzig Minuten treffen die Vorortzüge ein. Dann wimmelt es hier von Menschen.«

»Welches Gleis?«

Sie deutete nach rechts. »Dort drüben. Nummer siebzehn.«

Als sie zum Bahnsteig rannten, drehte Smith sich zu Kirov um und sagte: »Von Ihren Leuten ist aber niemand zu sehen.«

Kirov tippte an den Plastikknopf des Empfängers, den er im Ohr trug »Glauben Sie mir, die sind hier.«

Die Luft auf den Bahnsteigen war mit Dieselqualm geschwängert. Smith und die anderen rannten an grauen und orangefarbenen Elektroloks vorbei, bis sie einen Menschenstrom erreichten, der ihnen entgegenkam. Sie traten zur Seite und musterten die Gesichter.

»Ich werde sehen, ob ich einen Schaffner finde«, sagte Teljegin. »Vielleicht erinnert er sich an das Gesicht, wenn ich ihm Yardenis Bild zeige.«

Smith fuhr fort die Fahrgäste des Zuges zu studieren, die ihnen beladen mit Koffern und mit Schnur zusammengebundenen Pappkartons - die Gesichter vom Schlaf aufgedunsen - entgegenkamen.

Er drehte sich zu Kirov herum. »Das sind viel zu wenig

Fahrgäste. Die müssen aus den letzten Waggons kommen. Die meisten sind bestimmt schon im Bahnhofsgebäude!«

Iwan Beria stand vor einem Zeitungskiosk, der gerade geöffnet hatte. Er warf ein paar Kopeken hin und nahm sich eine Zeitung. Dann lehnte er sich an eine Säule, von der aus er den Eingang zur Männertoilette beobachten konnte.

Im Hinblick auf Yardenis Größe und die Dosis des langsam wirkenden Gifts, das in dem Cognac gewesen war, erwartete Beria nicht, dass der junge Offizier die Toilette lebend verlassen würde.

Er rechnete jeden Augenblick damit, dass jemand herausgerannt käme und schreien würde, dass drinnen ein Mann einen Anfall hätte.

Aber nein, da erschien Yardeni, er schlenderte sichtlich vergnügt heraus und vergewisserte sich - wie ein Bauer -, dass er sich den Reißverschluss zugezogen hatte.

Beria griff in die Tasche nach seiner Taurus 9mm, als ihm etwas Ungewöhnliches auffiel: Ein Mann in einem Overall, wie ihn die Arbeiter von der Müllabfuhr trugen, war damit beschäftigt, den Inhalt einer Abfalltonne in seinen Karren zu kippen. Das Problem war nur, dass er den Abfallbehälter in dem Augenblick, in dem er Yardeni erblickte, offenbar völlig vergaß.

Wo einer ist, sind noch mehr.

Beria trat hinter die Säule, damit Yardeni ihn nicht sehen konnte, und schaute sich schnell im Bahnhofsgebäude um. Binnen weniger Sekunden entdeckte er zwei weitere Männer, die nicht hierher passten: einen Mann mit einem Korb voll frisch gebackenem Brot und einen, der sich wohl als Elektriker ausgab.

Beria wusste über den Föderationssicherheitsdienst recht gut Bescheid. Er wusste auch, dass sein Interesse von der Gegenseite erwidert wurde. Aber er konnte nicht glauben, dass sie seinetwegen hier waren. Vielmehr galt ihre Aufmerksamkeit ganz offenkundig Yardeni.

Er erinnerte sich daran, dass Yardeni behauptet hatte, er habe Bioaparat ohne irgendwelche Probleme verlassen und fluchte halblaut. Jetzt würde der Mann teuer für seine Lügen bezahlen.

Beria beobachtete ihn, wie er zwischen den Bänken auf die Kioske zuing. Die drei Agenten in Zivil hatten inzwischen die Verfolgung aufgenommen und bildeten hinter ihm eine Dreiecksformation. Einer sprach in ein Handgelenkmikrofon.

Dann bemerkte Beria einen hoch gewachsenen Mann, der mit schnellen Schritten aus der Richtung der Bahnsteige näher kam. Das war kein Russe, wenn auch der zweite Mann, der ihm folgte, ganz offensichtlich einer war. Das Gesicht von Generalmajor Kirov hatte sich unauslöschbar in Berias Gedächtnis eingeprägt.

Beria stellte fest, dass sich die Bahnhofshalle deutlich belebt hatte. Das war gut. Er würde jede Deckung brauchen können. Beria trat hinter der Säule hervor, gerade lange genug, dass Yardeni ihn sehen konnte. Er nahm nicht an, dass Yardenis Beschatter erkannt hatten, was Yardeni gesehen und was ihn dazu veranlasst hatte, diese Richtung einzuschlagen, aber sie würden ihm sicherlich folgen.

Beria zählte die Sekunden ab und trat dann erneut hinter der Säule vor. Yardeni war jetzt keine fünf Meter mehr von ihm entfernt. Beria hatte die Hand an der Waffe, bereit, sie zu ziehen, als Yardeni plötzlich und ohne Warnung zu taumeln begann und stürzte. Im nächsten

Augenblick schlossen seine Beschatter auf.

»Hilfe...«

Yardeni hatte keine Ahnung, was mit ihm geschah. Zuerst überkam ihn ein Gefühl, als würde seine Brust in Flammen stehen, und jetzt fühlte sie sich an, als stecke er in einem gewaltigen Schraubstock, der gnadenlos das Leben aus ihm herauspresste.

Auf dem kalten Marmorboden liegend schlug er um sich, sein Blick verschleierte sich, aber die Gesichtszüge des Mannes, der ihn hierher gebracht hatte, konnte er immer noch ausmachen. Instinktiv streckte er die Hand nach ihm aus.

»Helfen Sie mir...«

Beria zögerte nicht. Mit besorgter Miene trat er auf den am Boden Liegenden und die drei Geheimagenten zu.

»Wer sind Sie?«, fragte einer der Agenten. »Kennen Sie diesen Mann?«

»Wir sind uns im Zug begegnet«, erwiderte Beria. »Vielleicht erinnert er sich an mich. Du lieber Gott, sehen Sie ihn doch an. Der ist im Delirium!«

Yardeni drang jetzt Schaum aus dem Mund und hinderte ihn am Reden. Beria war neben ihm niedergekniet.

»Sie werden mitkommen müssen...« setzte einer der Agenten an.

Weiter kam er nicht. Berias erster Schuss zerfetzte ihm die Kehle. Sein zweiter traf einen weiteren Agenten in der Schläfe. Der dritte durchschlug das Herz des Letzten.

»Erschieß ihn!«

Die dröhnende Stimme verblüffte Beria. Er richtete sich auf und sah die Reisenden auf dem Boden, wie sie sich, so gut es ging, unter den Bänken versteckten. Aber dort, an den Toren zum Bahnsteig, war Kirov, zeigte auf ihn und

rief einer jungen Frau, die in Berias totem Winkel herangerannt war, zu:

»Lara, erschieß ihn!«

Beria wirbelte herum und sah sich Lara Teljegin gegenüber, deren Waffe auf ihn gerichtet war. Aus dem Augenwinkel entdeckte er drei weitere Gestalten, die auf ihn zugerannt kamen.

»*Weg hier!*«, rief sie leise.

Beria zögerte nicht. Er duckte sich hinter der Frau weg und rannte auf den Ausgang zu.

Nachdem Teljegin sich vergewissert hatte, dass Beria in Sicherheit war, nahm sie die klassische Kampfschützenstellung ein. Mit eisiger Ruhe, als stünde sie auf dem Schießplatz, erschoss sie die restlichen Mitglieder des Einsatzteams. Dann wirbelte sie blitzschnell herum und sah sich Kirov gegenüber, der sie ungläubig mit weit aufgerissenen Augen musterte.

Smith brauchte nur den Bruchteil einer Sekunde um zu erkennen, dass Teljegins Verrat zur Folge gehabt hatte, dass der General wie erstarrt vor ihrer auf ihn gerichteten Waffe stand. Ohne zu überlegen warf er sich den Bruchteil einer Sekunde, bevor der Schuss krachte, auf den Russen. Kirov schrie auf, als er und Smith zu Boden gingen.

Smith sprang blitzschnell wieder auf und feuerte zweimal hintereinander aus seiner Pistole, die er schon vorher gezogen hatte. Teljegin schrie auf, als die Kugeln sie trafen und sie gegen eine Säule schmetterten. Einen Augenblick hing sie wie erstarrt da, dann sackte ihr Kopf zur Seite. Gleich darauf fiel ihre Waffe klirrend zu Boden, die Knie versagten ihr den Dienst, und sie rutschte leblos auf den Boden wie eine Marionette, deren Schnüre man durchgeschnitten hatte.

Smith wandte sich Kirov zu, der sich an einer Tür

hochgezogen hatte. Er riss dessen Jackett auf, zog es herunter und sah das Blut, wo Teljegins Kugel ihn am Oberarm getroffen hatte.

Kirov biss die Zähne zusammen. »Das ist bloß ein Durchschuss. Den werde ich überleben. Gehen Sie zu Yardeni hinüber!«

»Teljegin...«

»Zum Teufel mit ihr! Ich hoffe bloß, dass Sie kein guter Schütze sind. Für die habe ich eine Menge Fragen.«

Smith rannte im Zickzack durch die erschreckte Menschenmenge und hastete um die Leichen von Kirovs erschossenen Männern herum. Als er Teljegin erreichte, sagte ihm ein einziger Blick, dass sie nie mehr irgendwelche Fragen beantworten würde. Er wandte sich schnell Yardeni zu und musste erkennen, dass für den dasselbe galt.

Jetzt strömten Milizionäre und Polizei in die Bahnhofshalle. Kirov stand wieder auf den Beinen, schwankend und sichtlich Schmerzen leidend, aber stark genug, um Befehle zu brüllen. Minuten später drängte man die Reisenden nach draußen. Kirov schob einen Sanitäter weg, der sich um ihn kümmern wollte, ging zu Smith hinüber und kniete neben den beiden Toten nieder.

»Der Schaum, den er um den Mund hat...?«

»Gift.«

Kirov starrte auf Lara Teljegins bereits glasig gewordene Augen und streckte dann langsam die Hand aus, um die Lider zu schließen. »Warum? Warum hat sie mit ihm zusammengearbeitet?«

Smith schüttelte den Kopf. »Mit Yardeni?«

»Dem wahrscheinlich auch. Aber ich meine Iwan Beria.«

Jetzt erinnerte sich Smith an den Mann in dem schwarzen Mantel, der nirgends mehr zu sehen war. »Wer ist das?«

Kirov zuckte zusammen, als der Sanitäter ihn jetzt mit festem Griff auf eine Bank drückte und sich an seiner Wunde zu schaffen machte.

»Iwan Beria. Ein Serbe. Arbeitet auf eigene Rechnung. Er hat eine lange, blutige Spur auf dem Balkan hinterlassen.«

Zögernd fuhr er fort. »Früher war er einmal für den KGB tätig. In der jüngeren Vergangenheit hat er sich von der Mafia und gewissen westlichen Interessenten bezahlen lassen.«

Etwas an Kirovs Tonfall machte Smith stutzig. »Eine persönliche Sache, nicht wahr?«

»Zwei meiner besten Leute, die verdeckt bei der Mafia tätig waren, sind auf besonders brutale Art und Weise ermordet worden«, erwiderte Kirov ausdruckslos. »Berias Handschriftlich werde Alarm...«

»Nein, nicht anfassen!«, schrie Smith, als der Sanitäter sich anschickte, Yardeni zu berühren. Er trat neben die Leiche und durchsuchte die Taschen von Yardenis Parka.

»Reisedokumente«, sagte er und holte Yardenis Pass und ein Flugticket heraus.

Seine Finger suchten weiter. Plötzlich stießen sie auf etwas sehr Kaltes.

»Geben Sie mir Handschuhe!«, rief er dem Sanitäter zu.

Sekunden später zog Smith den glänzenden Metallbehälter mit den Fingerspitzen heraus und legte ihn vorsichtig auf den Boden.

»Ich brauche Eis!«

Kirov trat vor, um besser sehen zu können. »Noch intakt,

Gott sei Dank!«

»Erkennen Sie die Konstruktion?«

»Solche Behälter werden für den Transport von Ampullen aus dem Safe bei Bioaparat in die Labors eingesetzt.«

Er sprach kurz in sein Handgelenkmikrofon und sah dann Smith an. »Die Seuchenschutzeinheit ist in ein paar Minuten hier.«

Während Kirov die notwendigen Anweisungen erteilte, um das Bahnhofsgebäude abzusperren, legte Smith den Behälter in einen Kübel mit Eis, den der Sanitäter besorgt hatte. Der Stickstoff in den Zwischenwänden des Thermosbehälters sorgte dafür, dass sein Inhalt sich nur knapp über dem Gefrierpunkt erwärmte, sodass das Virus inaktiv blieb. Aber Smith hatte keine Ahnung, wie lange die Stickstoffladung wirken würde. Den Behälter auf Eis zu legen konnte ein gewisses Maß an Sicherheit bieten, bis die Seuchenschutzeinheit eintraf.

Plötzlich wurde Smith bewusst, wie still es in dem Bahnhofsgebäude geworden war. Er sah sich um und stellte fest, dass sich die Milizionäre zurückgezogen und die letzten Reisenden und Bahnhofsangestellten mitgenommen hatten. Nur er und Kirov waren noch da - und rings um sie herum Leichen.

»Haben Sie Kampferfahrung, Dr. Smith?«, fragte Kirov.

»Sagen Sie Jon zu mir. Und um Ihre Frage zu beantworten - ja, die habe ich.«

»Dann kennen Sie diese Stille... nachdem die Schüsse und Schreie verhallt sind. Nur die Überlebenden bekommen dann zu sehen, was angerichtet wurde.«

Er verstummte kurz. »Und der Überlebende kann dem Mann danken, der ihm das Leben gerettet hat.«

Smith nickte. »Sie hätten für mich dasselbe getan. Sagen Sie mir mehr über Beria. Wie passt der ins Geschehen?«

»Beria ist mehr als nur ein Auftragskiller. Der Mann ist talentiert. Wenn Sie etwas geliefert oder aus dem Land geschafft haben wollen, dann ist er der richtige Mann, der das garantiert für Sie erledigt.«

»Sie glauben nicht, dass er und Yardeni - mit Hilfe Teljegins den Diebstahl selbst geplant und ausgeführt haben, oder?«

»Ausgeführt, ja. Geplant, nein. Strategie ist nicht Berias Stärke. Er ist - wie würden Sie das formulieren? - ein Mann der vordersten Linie. Seine Aufgabe war es vermutlich, Yardeni Geleitschutz zu geben, nachdem der Bioaparat verlassen hatte.«

»Geleitschutz wohin?«

Kirov hob den kanadischen Pass auf. »Die Grenze zwischen Amerika und Kanada ist recht durchlässig. Yardeni hätte keine Schwierigkeiten gehabt, den Pockenerreger in Ihr Land zu schmuggeln.«

Smith überlief eine Gänsehaut. »Sie wollen sagen, dass Yardeni ein Dieb und ein Kurier war?«

»Ein Mann wie Yardeni verfügt nicht über die Mittel, um sich einen neuen Pass zu besorgen, geschweige denn einen Mann wie Beria zu bezahlen. Aber jemand muss das getan haben. Jemand wollte sich Pockenerreger beschaffen und war bereit, dafür einen hohen Preis zu bezahlen.«

»Tut mir Leid, das fragen zu müssen: Wie passt Teljegin in dieses Spiel?«

Kirov wandte sich ab; ihr Verrat zerriss ihm das Herz. »Ich halte Sie nicht für einen Mann, der an den Zufall glaubt, Jon. Überlegen Sie: Yardeni war eine ganze Weile vor Ort. Aber seine Auftraggeber wählen exakt diesen

Augenblick, um ihn zu aktivieren. Warum sollte dieser Augenblick genau mit dem Zeitpunkt Ihrer Ankunft in Moskau zusammentreffen? Wussten die, dass Sie kommen? Wenn das der Fall war, haben die Auftraggeber mit Sicherheit daraus geschlossen, dass sie eine letzte Chance hatten, etwas von Bioaparat zu stehlen. Und warum hat man Yardeni aufgefordert, den Diebstahl durchzuführen? Weil jemand ihm den Tipp gegeben hat, dass die Speznaz Truppen unterwegs sind.«

»Teljegin hat Yardeni gewarnt?«

»Wer sonst hätte es tun können?«

»Aber sie muss doch im Auftrag von jemand anderem tätig gewesen sein... nicht auf eigene Faust.«

»Ich glaube, dass Lara Auge und Ohr für denjenigen war, der diese ganze Aktion geplant hat. Als sie von Ihrer Ankunft in Moskau erfahren hatte, nahm sie mit ihren Auftraggebern Verbindung auf, worauf diese ihr Anweisung erteilten, Yardeni zu aktivieren. Sie konnten es sich einfach nicht leisten, die Chance, die Yardeni ihnen bot, ungenutzt zu lassen.«

Wieder machte er eine Pause und sah kurz zur Leiche seiner Geliebten hinüber. »Überlegen Sie doch, Jon. Weshalb hätte Lara alles riskiert - ihre Karriere, ihre Zukunft... ihre Liebe -, wenn der Lohn dafür nicht gewaltig war. In Russland hätte sie nie mehr eine solche Chance bekommen.«

Kirov blickte auf, als das Seuchenteam in Schutzanzügen durch das Eingangsportal des Bahnhofs hereinkam. Minuten später war der Behälter, für den Teljegin und Yardeni gestorben waren, in einem Kasten aus rostfreiem Stahl eingeschlossen und wurde zu einem gepanzerten Lieferwagen gerollt, um in die modernste Forschungsstätte Moskaus, das Serbski Institut, gebracht

zu werden.

»Ich veranlasse jetzt, dass die Verfolgung Berias aufgenommen wird«, sagte Kirov, als er und Smith das Bahnhofsgebäude verließen.

Smith sah zu, wie das Fahrzeug der Virenjäger, begleitet von einer Motorradeskorte, sich entfernte.

»Sie haben da etwas gesagt, General. Dass Beria ein Vermittler sei. Was ist, wenn er nicht in erster Linie für Yardeni verantwortlich war?«

»Was meinen Sie damit?«

»Yardeni war insoweit wichtig - sogar entscheidend wichtig -, weil er innerhalb von Bioaparat agieren konnte. Er war derjenige, dem es möglich war, in den Kühlraum einzudringen und den Erreger herauszuholen. Aber wie wertvoll war er anschließend? Nach dem Diebstahl stellte er doch eher eine Belastung dar. Yardeni ist auch nicht an einer Schusswunde gestorben. Beria hat ihn vergiftet.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Dass Beria Anweisung hatte, den Erreger zu schützen, nicht etwa Yardeni.«

»Aber Yardeni hatte den Behälter doch in der Tasche. Sie haben ihn selbst gesehen.«

»Habe ich das, General? Tatsächlich habe ich einen *Behälter* gesehen. Wollen Sie aber wissen, was er enthält?«

Der Bus vom Zentralbahnhof rollte durch den dichter werdenden Moskauer Verkehr. Wegen der frühen Stunde war Iwan Beria einer von nur sechs Fahrgästen. Neben der hinteren Tür sitzend sah er zu, wie ein ganzes Rudel Milizfahrzeuge an ihnen vorbei auf das Bahnhofsgebäude zuschoss und hörte sich die Vermutungen der anderen Fahrgäste an, was da wohl im Gange sein mochte.

Wenn sie nur wüssten...

Beria machte sich keine Sorgen, dass der Bus etwa aufgehalten werden könnte. Nicht einmal Generalmajor Kirov, der Mann, der hunderttausend Rubel Belohnung auf seinen Kopf ausgesetzt hatte, konnte in so kurzer Zeit eine so gründliche Suchaktion organisieren. Kirovs erste Maßnahme würde darin bestehen, die Einsatzleiter der verschiedenen Taxigesellschaften zu befragen. Den Polizeibeamten im Bahnhof würde man ein Foto zeigen und sie fragen, ob jemand, auf den diese Beschreibung passte, in einen privaten Wagen gestiegen war. Am Ende würde Kirov möglicherweise auch an den Bus denken, aber nicht früh genug, als dass ihm das noch nützlich hätte sein können.

Der Bus polterte über Straßenbahngleise und quälte sich dann die Zufahrt zu der Ringstraße hinauf, die die Stadt umgibt. Beria vergewisserte sich, dass der Behälter, den er Yardeni weggenommen hatte, sicher in seiner Tasche verwahrt war. Seine besten Verbündeten waren jetzt Verwirrung und Fehlinformationen: Sie würden dafür sorgen, dass er die Zeit bekam, die er brauchte. Sobald Kirov sich Yardenis Leiche näher ansah, würde er den Behälter entdecken, den Beria dem Bioaparat-Offizier gegeben hatte. Kirov würde annehmen, dass er die Pockenerreger enthielt, die aus Block 103 gestohlen worden waren. Sein erster Gedanke würde sein, sie an einen sicheren Ort zu bringen, aber er würde keinen Anlass haben, sie überprüfen zu lassen. Und bis das geschah, konnten die echten Proben sicher im Westen eingetroffen sein.

Beria lächelte und wandte sich zum Fenster, als vor ihnen die weitläufigen Anlagen des Scheremetjevo Flughafens auftauchten.

Die Motorradeskorte hielt an, als das Fahrzeug mit Yardenis Behälter in die Tiefgarage des Serbski Instituts rollte. Die Limousine, in der Kirov und Smith saßen, fuhr so dicht an den gepanzerten Lieferwagen heran, dass die beiden Männer zusehen konnten, wie die schwere Stahlkiste ausgeladen wurde.

»Man wird sie in die Labors der Stufe vier bringen, zwei Stockwerke tiefer«, erklärte Kirov, an Smith gewandt.

»Wie lange wird es dauern, bis wir wissen, was in dem Behälter ist?«

»Eine halbe Stunde.«

Kirov überlegte. »Ja, ich wünschte, das ginge schneller, aber es gibt da eine Anzahl strenger Vorschriften, die befolgt werden müssen.«

Dagegen wusste Smith nichts einzuwenden.

Inmitten einer Gruppe soeben eingetroffener Agenten des Föderationssicherheitsdienstes fuhren sie mit einem Aufzug zwei Stockwerke in die Tiefe. Der Direktor des Instituts, ein schwächlicher Mann, dessen Bewegungen an einen Vogel erinnerten, blinzelte ein paarmal, als Kirov ihn davon in Kenntnis setzte, dass sein Büro jetzt ein zentraler Kommandoposten wäre.

»Sagen Sie mir sofort Bescheid, wenn die Testergebnisse vorliegen«, forderte Kirov ihn auf.

Der Direktor riss seinen Laborkittel vom Kleiderrechen und trat in aller Eile den Rückzug an.

Kirov wandte sich Smith zu. »Jon, so wie die Dinge sich entwickelt haben, ist es höchste Zeit, dass Sie mir genau erklären, weshalb Sie hierher gekommen sind und für wen Sie arbeiten.«

Smith überlegte. Da mit der Möglichkeit gerechnet werden musste, dass die Russen es nicht geschafft hatten,

den Pockenerreger innerhalb ihrer Grenzen dingfest zu machen, hatte er keine andere Wahl, als sofort mit Klein Kontakt aufzunehmen. »Können Sie mir eine Telefonverbindung in die Staaten besorgen?«

Kirov deutete auf die Telefonkonsole auf dem Schreibtisch. »Sämtliche Leitungen laufen über gesicherte Satellitenkanäle. Ich werde draußen...«

»Nein«, fiel Smith ihm ins Wort. »Sie sollten mithören.«

Er wählte die Nummer, die ihm wie durch Zauberei stets eine Verbindung mit Klein verschaffte. Die Stimme am anderen Ende klang klar und deutlich.

»Hier Klein.«

»Sir, ich bin's. Ich befinde mich im Büro des Direktors des Serbski Instituts. Generalmajor Kirov ist bei mir. Ich muss Sie mit den neuesten Entwicklungen vertraut machen, Sir.«

»Tun Sie das, Jon.«

Smith brauchte zehn Minuten, um ausführlich über die Vorgänge zu berichten. »Sir, wir erwarten die Testergebnisse in« - er warf einen Blick auf seine Uhr - »einer Viertelstunde.«

»Schalten Sie mich bitte auf Lautsprecher, Jon.«

Gleich darauf erfüllte Kleins Stimme den Raum. »General Kirov?«

»Ja?«

»Mein Name ist Nathaniel Klein. Meine Zuständigkeit ist dieselbe wie die von Valeri Antonov für Ihre Regierung. Ich kenne übrigens Valeri recht gut.«

Smith sah, wie Kirovs Gesicht jede Farbe verlor.

»General?«

»Ja, ich bin hier, ich... ich habe verstanden, was Sie mir

sagen wollen, Mr. Klein.«

Kirov verstand nur zu gut. Valeri Antonov war eher ein Schatten als ein Mann. Dem Gerücht nach war er der vertrauteste Berater Potrenkos, trat aber bei Ratssitzungen nie in Erscheinung. Tatsächlich gab es nur wenige Leute, die ihn je zu Gesicht bekommen hatten. Aber sein Einfluss stand außer Zweifel. Dass Klein über Antonovs Existenz informiert war - dass er ihn sogar recht gut kannte - sprach Bände.

»General«, sagte Klein, »ich rate dringend, dass Sie keine Ihrer staatlichen Sicherheitsorganisationen alarmieren, bis uns weitere Informationen vorliegen. Sie brauchen nur das Wort Seuche zu erwähnen, und schon haben Sie es mit einer Panik zu tun, die Beria für sich nutzen kann.«

»Da bin ich Ihrer Meinung, Mr. Klein.«

»Dann nehmen Sie bitte das, was ich jetzt sagen werde, in dem Sinne auf, wie ich es meine: Gibt es irgendetwas, was ich oder irgendeine amerikanische Stelle tun können, um Ihnen zu helfen?«

»Ich weiß Ihr Angebot zu schätzen - sehr zu schätzen«, erwiderte Kirov. »Aber im Augenblick ist das eine interne Angelegenheit Russlands.«

»Und gibt es irgendwelche Bereitschaftsmaßnahmen, die Sie uns zu treffen empfehlen?«

Kirov sah Smith an, der den Kopf schüttelte. »Nein, Mr. Klein, nicht zu diesem Zeitpunkt.«

Eine zweite Leitung summt. »Mr. Klein, entschuldigen Sie mich bitte einen Augenblick.«

Kirov nahm das andere Gespräch entgegen und lauschte gespannt. Nachdem er zu dem Anrufer ein paar Worte in Russisch gesagt hatte, wandte er sich Smith zu.

»Die Testergebnisse für die erste Pockenampulle liegen vor«, sagte er ausdruckslos. »Es handelt sich um Tee, nicht um Pocken.«

Kleins Atem kam wie ein Pfeifen durch den Äther. »Wie viele Ampullen haben Sie?«

»Fünf. Es gibt keinen Grund für die Annahme, dass die Ergebnisse bei den übrigen vier anders sein könnten.«

»Beria hat sie vertauscht!«, sagte Smith. »Er hat Yardenis Behälter genommen und ihm eine Attrappe gegeben.«

Er hielt kurz inne, dachte nach. »Und deshalb ist Yardeni vergiftet worden. Beria *wollte*, dass wir finden, was er bei sich trug. Wir sollten glauben, dass wir den Dieb rechtzeitig erwischt hatten.«

»Ja, das macht Sinn«, nickte Kirov. »Wenn alles nach Berias ursprünglichem Plan abgelaufen wäre, hätten wir den Tausch erst viel später bemerkt. Bis dahin wäre Yardeni zwar tot gewesen, aber wir hätten uns eine Weile damit beschäftigt, die Leiche zu identifizieren. Und Beria hätte reichlich Zeit gehabt, seine Mission zu beenden.«

»Und worin genau besteht diese Mission?«, ließ Kleins Stimme sich vernehmen.

»Die Pockenerreger außer Landes zu bringen«, sagte Smith langsam.

Kirov sah Smith mit geweiteten Augen an. »Der Flughafen! Beria hat die Pockenerreger bei sich und ist nach Scheremetjevo unterwegs!«

Schweigen legte sich über den Raum. *Pockenerreger auf einer Linienmaschine, unterwegs nach weiß Gott wohin... das war der helle Wahnsinn!*

»Weshalb Scheremetjevo, General?«, fragte Smith.

»Das ist doch logisch! Wie sonst könnte er hoffen, das

Virus außer Landes zu bringen?«

»Ich fürchte, er hat Recht, Jon General, gibt es eine Möglichkeit, an Beria heranzukommen, *bevor* er Scheremetjevo erreicht?«

»In Anbetracht seines Vorsprungs - nein. Ich kann bestenfalls Präsident Potrenko anrufen und ihn bitten, den Flughafen schließen zu lassen.«

»Ich schlage vor, dass Sie das sofort tun. Wenn ein Flugzeug mit Beria an Bord den Boden verlässt, dann steht uns ein Holocaust bevor!«

Iwan Beria verließ den Bus, nachdem dieser am Abflugbereich des internationalen Terminals angehalten hatte. Wegen der Zeitdifferenz zwischen Moskau und den westlichen Hauptstädten starteten die meisten Maschinen am frühen Morgen. Wer in Zürich, Paris, London oder selbst in New York zu tun hatte, traf dann dort zu einem Zeitpunkt ein, wo die Räder des Geschäftslebens bereits angefangen hatten, sich zu drehen.

Beria musterte die uniformierten Polizeistreifen, die sich in der Nähe der Abfertigungsschalter aufhielten. Er entdeckte keinerlei ungewöhnliche Aktivität oder Hinweise auf erhöhte Sicherheitsmaßnahmen und ging den breiten Gang zu den Duty Free Shops und Geschenkläden hinunter. Als er an einem Bildschirm mit den Abflügen des heutigen Tages vorbeikam, verlangsamte er seine Schritte. Der Flug, den man ihm genannt hatte, war gerade aufgerufen worden.

Beria trat an das Schaufenster des Duty Free Shops und tat so, als würde er die dort ausgestellten Parfüms und Zigaretten studieren. Er schob sich langsam auf den Eingang zu und hielt nach dem Mann Ausschau, mit dem er sich treffen sollte.

Eine Minute schleppte sich dahin, während ständig Passagiere den Laden betraten oder verließen. Beria begann sich zu fragen, ob seine Kontaktperson drinnen war. Er konnte den Laden nicht betreten, da er dazu eine Bordkarte benötigt hätte.

Dann sah er das, was er suchte: eine auffällig spiegelnde Glatze, die aus der Menschenmenge förmlich herausleuchtete. Als er näher kam, entdeckte er das zweite auffällige Kennzeichen: die hervorquellenden Augen, die Adam Treloar immer ein wenig verblüfft wirken ließen.

»David«, rief er leise, aber scharf.

Treloar, der sich in der Nähe des Ladeneingangs aufgehalten hatte, wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als er den Codenamen hörte. Er fuhr herum, um zu sehen, wer gerufen hatte, und spürte in dem Augenblick, wie ihn jemand am Ellbogen antippte.

»David, ich hatte schon gedacht, ich hätte Sie verpasst.«

Treloar starrte in die kalten, dunklen Augen des Mannes, der da vor ihm stand. Das schmallippige Lächeln, das ihn beruhigen sollte, erinnerte ihn an den Schnitt eines Rasiermessers.

»Sie haben sich verspätet«, flüsterte Treloar. »Ich warte schon...«

Er hörte Berias glucksendes Lachen und stöhnte dann erschreckt auf, als eine Hand sich mit stählernem Griff um seinen Arm schloss. Er leistete keinen Widerstand, als Beria ihn zu einem Erfrischungsstand bugsierte und ihn am Ende der Theke auf einen Hocker drückte.

»Orangen und Zitronen...«, sagte Beria in einem seltsamen Singsang.

Einen Augenblick lang war er unfähig, etwas zu denken. Verzweifelt versuchte er, sich an die Worte zu erinnern,

die den Satz vervollständigen würden.

»Tönen... tönen die Glocken von St. Clemens!«

Beria lächelte. »Geben Sie mir Ihren Bordcase.«

Treloar griff nach der kleinen Ledertasche zu seinen Füßen und stellte sie auf die Theke.

»Und jetzt den Brandy.«

Treloar holte eine kleine Flasche mit Pflaumenschnaps aus der Tasche, die er im Geschenkladen des Hotels gekauft hatte.

Beria schraubte den Deckel ab, führte die Flasche zum Mund und tat so, als würde er trinken. Dann reichte er sie Treloar, der es ihm nachmachte. Im gleichen Augenblick holte Beria den Behälter aus der Tasche und stellte ihn auf die Theke.

»Lächeln«, sagte er im Gesprächston. »Wir sind zwei Freunde, die gemeinsam einen Schluck trinken, bevor einer von uns abreist.«

Treloars Augen traten hervor, als Beria den Behälter aufschraubte. »Und weil es uns nicht möglich ist, die Flasche hier gemeinsam zu leeren, gebe ich Ihnen den Rest mit, damit Sie ihn unterwegs genießen können.«

Er goss vorsichtig den halben Inhalt der Flasche in den Behälter. »Wenn man sich jetzt bei der Kontrolle für den Behälter interessiert, dann öffnen Sie ihn und lassen den Inspektor riechen, was drinnen ist.«

Beria schob seinen Hocker zurück und packte Treloar an der Schulter. »Ich wünsche einen guten Flug.«

Er zwinkerte ihm zu. »Und vergessen Sie, dass Sie mich je gesehen haben.«

Die Fahndungsmeldung über Iwan Beria erreichte die Sicherheitsbehörden in Scheremetjevo in exakt dem

Augenblick, als Adam Treloar den Metalldetektor passierte. Der Mann am Scanner entdeckte einen zylinderförmigen Gegenstand in seinem Bordcase und forderte den Amerikaner auf, zur Seite zu treten. Ein Uniformierter öffnete die Tasche, nahm den Behälter heraus und schraubte ihn auf. Als er den Pflaumenschnaps roch, lächelte er und schraubte den Deckel wieder zu.

Er reichte Treloar den Behälter zurück und meinte: »Der ist viel zu kalt. Warm schmeckt er besser.«

Als ein Zug Milizionäre den Terminal erreichte, saß Treloar bereits sicher auf seinem bequemen Sessel in der Ersten Klasse. Die American Airlines DC-10 wurde just in dem Augenblick vom Gate weggerollt, als die Flughafensicherheitsbehörden anfangen, ihre Überwachungsbänder zu überprüfen und nach jemandem zu suchen, der wie Iwan Beria aussah.

American Flug 1710, nonstop nach London mit Weiterflug zum Dulles Airport von Washington, hatte Startposition Nummer zwei hinter einem Airbus der Air France nach Paris. Der Anruf des Verteidigungsministers erreichte den Leiter der Flugkontrolle im Tower, als Flug 1710 soeben die Startfreigabe erhalten hatte.

»Schließen sie ihn!«, schrie der Direktor über Lautsprecher.

Zweiundzwanzig Gesichter fuhren herum und starrten ihn an, als ob er den Verstand verloren hätte.

»Was schließen?«, fragte einer der Controller.

»Den Flughafen, Sie Idiot!«

»Den ganzen Flughafen?«

»Ja! Nichts verlässt den Boden.«

Sämtliche Aktivität im Tower konzentrierte sich darauf, eine FULL-STOP Order an die Flugzeuge durchzugeben,

die auf den aktiven Pisten oder noch dahinter warteten. Niemand hatte Zeit über die Flugzeuge nachzudenken, die bereits gestartet waren. Als man das schließlich tat, hatte American 1710 bereits einen weiten Bogen über Moskau beschrieben. Der Jet stieg jetzt ruhig und in gleichmäßigem Tempo seiner vorgeschriebenen Reiseflughöhe von sechsunddreißigtausend Fuß entgegen.

12

Infolge des Zeitunterschieds zwischen Moskau und der Ostküste der Vereinigten Staaten herrschte dort tiefe Nacht, als Anthony Price an dem nördlichen Wachhaus von Fort Belvoir, Virginia, anhielt. Nachdem der Computer seinen Ausweis gescannt hatte, fuhr er über den mit zerdrückten Muschelschalen belegten Zufahrtsweg zu General Richardsons Haus, einer eindrucksvollen, von gepflegtem Rasen umgebenen Villa im viktorianischen Stil. Im zweiten Stock brannte, wie Price das erwartet hatte, Licht.

Der Leiter der National Security Agency fand Richardson in dessen Arbeitszimmer, einem von Bücherregalen mit ledergebundenen Folianten, Kriegsandenken und gerahmten Belobigungen gesäumten Raum. Der General erhob sich hinter seinem Schreibtisch und deutete auf das Kaffeetablett.

»Tut mir Leid, dass ich Sie aus dem Bett reißen musste, Tony, aber ich wollte, dass sie das mit eigenen Augen sehen.«

Price, der selten mehr als vier Stunden schlief, bediente sich aus der Kaffeekanne und trat dann neben Richardson, um den Bildschirm des Computers beobachten zu können.

»Die letzte Nachricht von Teljegin«, sagte Richardson und wies auf den entschlüsselten Text.

Price las die ersten Zeilen und blickte dann auf. »Dann ist bei Bioaparat also alles planmäßig gelaufen. Wo liegt das Problem?«

»Lesen Sie weiter.«

Prices Augen verengten sich. »Jon Smith? Was zum Teufel hat der denn in Moskau zu suchen?«

»Er schnüffelt in unseren Angelegenheiten herum, schreibt Teljegin. Anscheinend hat er es fast fertig gebracht, Kirov noch rechtzeitig zu alarmieren.«

»Aber Beria und Treloar sind doch entkommen - oder nicht?«

Richardson rieb sich die müden Augen. »Das ist der Grund, weshalb ich Sie angerufen habe: Ich weiß es nicht. Teljegin hätte Meldung machen sollen, sobald die beiden Männer sicher außer Landes waren. Das hat sie nicht. Sehen Sie sich das an.«

Richardson schlug ein paar Tasten an, worauf die neuesten Nachrichten von CNN auf dem Bildschirm zu sehen waren.

»Ein Problem am Zentralbahnhof in Moskau«, sagte er. »Jemand hat dort eine Schießerei wie am OK Corral inszeniert. Die Russen haben schnell und hart zugegriffen, also gibt es nur wenige Details. Aber man muss sich doch fragen, was mit Teljegin passiert ist.«

»Wenn Sie bis jetzt noch nichts von ihr gehört haben, ist sie tot«, entgegnete Price ausdruckslos, »Oder man hat sie festgenommen. Wenn Kirov sie in Händen hat...«

»Der hat sie nicht! Teljegin war durch und durch Profi. Die hätte keiner lebend festnehmen können.«

Er deutete auf den Bildschirm. »Hier steht, dass es wenigstens fünf Tote gab - alles Sicherheitspersonal. Ich weiß, dass Beria gut ist, aber um so viele zu erledigen, muss ihm jemand geholfen haben. Ich glaube, dass Teljegin sich eingeschaltet hat.«

Nach einem Augenblick des Schweigens meinte Richardson: »Wenn wir davon ausgehen, dass Beria

entkommen konnte, haben wir trotzdem ein Problem. Kirov und Smith werden Teljegin zusetzen - sie werden sie ausquetschen, wo sie wann war, mit wem sie Kontakt hatte, eben die komplette Tour. Möglicherweise hat sie Spuren hinterlassen.«

Price marschierte auf Richardsons antikem Orientteppich auf und ab. »Ich werde schleunigst nach Fort Meade fliegen. Eine Schießerei auf einem Moskauer Bahnhof? Zum Teufel, das ist Terrorismus, Zuständigkeit der NSA. Niemand wird etwas dabei finden, wenn ich ein paar Leute darauf ansetze.«

»Was ist mit Smith?«, fragte Richardson.

»Der gehört zur Army, also müssen Sie sich um ihn kümmern. Für irgendjemand muss er ja tätig sein, und für meine Begriffe hat er schon viel zu viele Kontakte gehabt. Zuerst Juri Danko, und jetzt taucht er in Russland auf...«

»Randi Russell ist für die CIA in Moskau tätig.«

»Ich glaube nicht, dass Smith siebentaussend Meilen weit geflogen ist, um ihr an die Wäsche zu gehen, Frank. Wir müssen wissen, von wem er seinen Marschbefehl bekommen hat - und dann ziehen wir ihn aus dem Verkehr!«

Kurz nachdem Randi Russell die Alarmanlage ausgeschaltet und die Tür zu den Büros von Bay Digital geöffnet hatte, wurde ihr klar, dass sie nicht alleine war. Obwohl die Alarmanlage keine Störung anzeigte, roch sie den würzigen Tabakgeruch, der in der Luft hing.

»Rotschopf, sind Sie das?«, rief sie.

»Ich bin hier, Randi.«

Randi seufzte und sperrte die Tür hinter sich ab. Sie war besonders früh gekommen, um in der Stille des leeren Büros ein paar Berichte aufzuarbeiten.

»Wo hier?«

»In der Registratur.«

»Verdammt!«

Randi knirschte mit den Zähnen und ging in den hinteren Bereich des Büros. Die Registratur war in Wirklichkeit ein großer, begehrter Safe, wo die modernsten Computeranlagen standen. Theoretisch war sie die Einzige, die über die Kombination für den Raum verfügte. Randi trat in den klimatisierten Raum, wo der Eindringling damit beschäftigt war, sich das neueste Videospiel aus den gesicherten Speichern einer japanischen Elektronikfirma herunterzuladen.

»Rotschopf, ich hab Sie gewarnt«, sagte sie, bemüht, streng zu klingen.

Sascha Rublijev - wegen seines ungezügelter orange-roten Haarschopfs von allen Rotschopf genannt - strahlte sie an. Er war groß und schlaksig und hatte melancholisch blickende grüne Augen, die alle Mädchen verrückt machten. Ganze siebzehn Jahre alt, war er unzweifelhaft eines der größten Computergenies Russlands.

»Sascha, eines Tages werden Sie irgendwo einen Alarm auslösen, und dann rufen Sie mich vom nächsten Milizrevier aus an.«

Sascha tat beleidigt. »Randi, wie können Sie nur so etwas denken? Ihre Alarmanlage hier ist zwar sehr gut, aber...«

Für dich ein Kinderspiel.

Randi hatte Sascha Rublijev bei einem Computerseminar entdeckt, das Bay Digital für Studenten der Moskauer Universität abgehalten hatte. Der schlaksige Teenager war ihr nicht nur deshalb aufgefallen, weil er mit Abstand der Jüngste im ganzen Saal war, sondern auch weil er in aller

Stille an einem Laptop damit beschäftigt war, sich in den Computer der Russischen Zentralbank zu hacken, um dort deren Goldreserven zu überprüfen.

Randi wusste auf den ersten Blick, dass Rublijev so etwas wie ein Wunderkind war. Bei Cheeseburgers und Cola erfuhr sie zu ihrer Verblüffung, dass dieser Sohn eines Schaffners der Moskauer U-Bahn einen IQ besaß, der mit den üblichen Maßstäben nicht mehr gemessen werden konnte, aber infolge der russischen Bürokratie in dem antiquierten Schulsystem des Landes festgefahren war. Sie schaffte es schließlich, von Saschas Familie die Erlaubnis zu erwirken, dass er an ein paar Stunden während der Woche und an den Wochenenden für Bay Digital arbeiten durfte. Als das Vertrauen zwischen Mentor und Zögling wuchs, gewährte Randi ihm Zugang zu den modernsten Computeranlagen, nahm Sascha aber das feierliche Versprechen ab, dass er damit keinen Missbrauch treiben würde. Sascha seinerseits ließ es sich wie ein verspieltes junges Hündchen nicht nehmen, ihr immer wieder Geschenke zu bringen - Informationen, von denen sie gar nicht wissen wollte, woher sie stammten.

»Okay«, sagte sie. »Was ist denn so wichtig, dass es nicht warten konnte, bis ich komme?«

»Die Schießerei im Bahnhof.«

»Ich habe unterwegs die Nachrichten gehört. Was ist damit?«

Saschas schlanke Finger tanzten über die Tastatur. »Die behaupten, dass tschetschenische Rebellen dahinter stecken.«

»Und?«

»Warum wird dann der Moskauer Flughafen geschlossen?«

Randi starrte über seine Schulter auf den Bildschirm.

Sascha hatte sich in das Computersystem des Föderationssicherheitsdienstes gehackt und las die neueste Korrespondenz über die bevorstehende Schließung des Scheremetjevo Airport.

»Die Tschetschenen sollten sich den Flughafen vorgenommen haben?«, fragte er skeptisch. »Das glaube ich nicht. Da ist irgendeine große Sache im Gang, Randi. Und die Sicherheit will nicht, dass jemand etwas davon erfährt.«

Randi dachte kurz nach. »Brich die Verbindung ab«, sagte sie leise.

»Warum? Ich habe fünf Etappen dazwischen gelegt, selbst wenn die merken, dass jemand im Netz hängt, glauben sie, dass das von Bombay ausgeht.«

»Sascha...«

Ihr Tonfall veranlasste ihn, den Laptop zu schließen.

»Randi, Sie sehen so besorgt aus. Das brauchen Sie nicht. Die können mich nicht aufspüren...«

»Darum geht es mir nicht, Sascha. Was mich beunruhigt ist, dass die den Flughafen schließen.«

Die Schließung eines größeren Flughafens ist ein Albtraum. Als Smith und Kirov eintrafen, fanden sie Hunderte von verwirrten Reisenden vor, die in der Abflughalle herumwimmelten, die Schalter belagerten und gehetzte Angestellte der Fluggesellschaften nach Erklärungen bedrängten, die diese nicht geben konnten. An jedem Ein- und Ausgang waren bewaffnete Milizkräfte postiert, was die Reisenden buchstäblich zu Gefangenen machte. Streifen von jeweils drei Mann waren ausgeschwärmt und durchsuchten Geschäfte, Waschräume und Lagerräume, überprüften die Gepäckbereiche, die

Aufenthaltsräume und Umkleideräume der Angestellten, ja sogar die Flughafenkapelle und den Wickelraum. Gerüchte breiteten sich aus, und die Wut wuchs. Und die Kombination dieser beiden ließen die Angst der im internationalen Terminal Eingeschlossenen sprunghaft ansteigen.

»Jemand im Überwachungsraum meint, er habe Beria auf dem Band entdeckt«, meinte Kirov an Smith gewandt, während sie durch die Halle gingen.

»Hoffentlich stimmt das auch«, erwiderte Smith, während sie ihren Weg zur Sicherheitszentrale des Flughafens fortsetzten.

Bald hatten sie ihr Ziel erreicht. Sie rissen die Tür auf und standen in einem Saal, der an ein großes Fernsehstudio erinnerte. Vor einer sechs Meter breiten Konsole saßen sechs Techniker und steuerten die neunzig Kameras, die in dem ganzen Komplex strategisch verteilt waren. Die Kameras wurden von Zeitschaltuhren betrieben und ferngesteuert. Mit ein paar Tastenschlägen konnten die Techniker ihre Objektive scharf stellen oder sie auf einen bestimmten Bereich richten.

Über der Konsole boten an der Wand angebrachte Bildschirme dem Sicherheitsdirektor ein Echtzeitbild des Terminals aus der Vogelperspektive. In einem temperaturkontrollierten Bereich zeichneten Videorecorder getreulich alles auf, was die Kameras erfassten.

»Was haben Sie?«, wollte Kirov wissen.

Der Sicherheitsdirektor deutete auf einen der Bildschirme. Das Schwarzweißbild zeigte zwei Männer am Tresen eines Erfrischungsstandes.

»Das Bild ist ziemlich schlecht«, räumte er ein. »Aber mir scheint, dass das Ihr Mann ist.«

Kirov trat näher, um besser sehen zu können. »Ja, das ist

er.«

Er wandte sich an Smith. »Was meinen Sie? Sie haben ihn aus der Nähe gesehen.«

Smith studierte das Bild. »Ja, das ist er. Glauben Sie, dass er mit dem Typ neben ihm redet?«

Kirov wandte sich wieder dem Direktor zu. »Können Sie das Bild verbessern?«

Der Direktor schüttelte den Kopf. »Nein, mehr schafft meine Anlage nicht.«

»Haben Sie sonstige Aufnahmen, auf denen die beiden zusammen zu sehen sind?«, fragte Smith.

»Das ist die Einzige. Die Kameras sind zeitgeschaltet. Sie haben nur diese eine Aufnahme von Beria geschossen und dann auf einen anderen Sektor geschaltet.«

Smith zog Kirov zur Seite. »General, mir ist klar, dass Beria unser Hauptziel ist, aber wir müssen wissen, wer dieser andere ist. Könnten Sie das Band scannen lassen?«

Kirov zeigte auf die verschwommenen Gesichter auf dem Monitor. »Sehen Sie doch wie ungünstig das Licht einfällt. Und diese Säule dort - das Bild lässt sich nicht verbessern. Wir haben dazu nicht die Software.«

Smith nickte. »Na schön. Dann versuchen wir es einmal anders: Sie kennen Beria besser als sonst jemand. Hat er je mit einem Partner gearbeitet?«

»Nein. Beria war immer Einzelkämpfer. Das ist auch einer der Gründe, weshalb wir ihn nie erwisch haben: Es gibt keine Verbindungsleute. Ich glaube, dass er diesen Mann als Tarnung benutzt.«

Aber an dem Bild war etwas, das Smith einfach nicht losließ. Er beugte sich zu Kirovs Ohr und sagte leise: »General, ich habe vielleicht eine Möglichkeit, das Bild verbessern zu lassen.«

»In Ihrer Botschaft?«, fragte Kirov.

Smith zuckte die Schultern. »Also...?«

Kirov überlegte. »Na schön.«

»Teljegin - hatte sie einen Laptop oder ein Handy?«

»Natürlich beides.«

»Die könnte ich auch überprüfen lassen.«

Kirov nickte. »Ich lasse Sie von einem Offizier des Sicherheitsdienstes in meine Wohnung bringen. Beide Geräte liegen bei mir in der Küche.«

»Und das bringt mich zu meiner letzten Frage«, sagte Smith. »Was ist, wenn Beria sich nicht *mehr* im Terminal befindet?«

Kirovs Augen weiteten sich, als ihm die Tragweite von Smith' Frage bewusst wurde. »Ich brauche die Flugnummern und die Ziele der letzten drei Flüge, die vor der Schließung gestartet sind«, forderte er den Direktor auf.

Smith sah auf den Zeitstempel des Videobandes und dann auf den Bildschirm, wo der Sicherheitsdirektor inzwischen den Abflugplan aufgerufen hatte.

»Swissair 101, Air France 612, American Airlines 1710. Beria könnte jeden dieser drei Flüge erreicht haben.«

»Ich brauche die Bänder der Kameras für die Gates zu diesen Flügen«, befahl Kirov. »Und die Passagierlisten.«

Als der Direktor davoneilte, wandte Kirov sich Smith zu. »Es ist möglich, dass Beria sich auf einem dieser Flüge befindet, Jon, aber unwahrscheinlich. Viel wahrscheinlicher ist, dass er den Flughafen verlassen hat, sich aber noch in der Stadt aufhält.«

Smith wusste, was Kirov damit andeuten wollte. Drei Flugzeuge mit insgesamt über tausend Menschen, die nach Westeuropa unterwegs waren. War Smith wirklich bereit, eine Folge internationaler Probleme heraufzubeschwören,

nur weil Beria sich möglicherweise an Bord eines dieser drei Flugzeuge befand?

»Und wenn das Ziel nicht Zürich, Paris oder London wäre, sondern Moskau?«, fragte Smith. »Würden Sie es dann nicht wissen wollen? Oder würden Sie sich mit der ›Wahrscheinlichkeit‹ zufrieden geben?«

Kirov starrte ihn wortlos an und griff dann nach dem Telefon.

Kirov war näher dran an der Wahrheit als ihm das bewusst war. Beria befand sich noch in Moskau und hatte den Flughafen auf demselben Wege verlassen, auf dem er dorthin gelangt war - per Bus. Nur dass dieser ihn unmittelbar in die zentrale Busstation von Moskau brachte.

In dem eiskalten, baufälligen Gebäude ging Beria sofort zu den Schaltern und kaufte sich eine Fahrkarte nach St. Petersburg. Bis zur Abfahrt waren noch zwanzig Minuten Zeit, und deshalb begab er sich in einen Waschraum, der nach Urin und Industriereiniger roch und spritzte sich Wasser ins Gesicht. Als er wieder herauskam, erstand er bei einer Frau an einem Kiosk ein paar Stück fettiges Gebäck, die er mit einem Glas Tee hinunterwürgte. So gestärkt reihte er sich unter die am Bussteig wartenden Fahrgäste ein.

Beria musterte die Gesichter, die ihn umgaben. Es handelte sich hauptsächlich um ältere Leute, und einige von ihnen trugen vermutlich ihre ganze weltliche Habe in Pappkoffern oder in mit Isolierband verklebten Kartons bei sich. Ihr Anblick erinnerte ihn an eine andere Zeit und andere Orte, wo er als Kind in Flüchtlingskolonnen von einem brennenden Dorf zum nächsten gewandert war. Er hatte sich auf von Traktoren gezogenen Anhängern

zwischen die Menschen gedrängt und war, wenn die Traktoren ihren Geist aufgegeben hatten, auf Pferdekarren weitergereist. Und wenn die Pferde dann geschlachtet wurden - entweder von den Flüchtenden, die sich Nahrung verschaffen wollten, oder vom Feind aus reiner Bosheit -, war er Tag für Tag Kilometer um Kilometer zu Fuß marschiert und hatte Schutz und Unterschlupf gesucht; ihn aber bis heute nicht gefunden.

Beria fühlte sich zwischen den Leuten, die vor ihm einstiegen, sicher. Es waren Geschlagene, Opfer ihrer Lebensumstände, unsichtbar für die neue wohlhabende Klasse, Menschen, die noch weniger als unwichtig waren. Kein Milizionär würde sich je die Mühe machen, ihre Papiere zu überprüfen, keine Kamera würde ihre Abreise registrieren. Und was das Beste war, jeder würde für sich bleiben, würde nicht versuchen, etwa am Leid seines Nachbarn teilzunehmen.

Beria suchte den hinteren Teil des Busses auf, sein Ziel war die lange Sitzbank, die quer über das Fahrzeug verlief. Er kuschelte sich in die Ecke und hörte das Mahlen des Getriebes, als der Fahrer im Rückwärtsgang anfuhr. Kurz darauf wurde das Motorengeräusch leiser, und er schlief endlich ein.

Smith und Kirov brauchten eine halbe Stunde, um sich die Bänder mit den Passagieren der drei Flüge nach Westeuropa anzusehen.

»Vier mögliche Kandidaten«, sagte Smith. »Das ist mein Ergebnis.«

Kirov nickte. »Keine deutliche Ähnlichkeit mit Beria, bloß Gesichter, die wir nicht ganz definieren konnten.«

Smith sah auf die Uhr in der Kommandozentrale. »Die erste Maschine, Swissair 110, wird Zürich in zwei Stunden

erreichen.«

»Wir sollten die Gespräche führen«, sagte Kirov bedächtig.

Seit der Terrorismus in den achtziger Jahren seinen Höhepunkt erreicht hatte, gibt es Pläne nicht nur für den Umgang mit Hijackers, die Bomben mit sich führen, sondern auch für solche, die mit chemischbiologischen Waffen ausgestattet sind. Kirov nahm mit seinen Kollegen Kontakt bei der Schweizer Polizei, dem Deuxieme Büro in Paris und bei M15 in England auf. Als die Vertreter der drei Behörden bereit waren, gab er Smith ein Zeichen, der auf einer separaten Leitung mit Nathaniel Klein sprach. Dann schaltete er Klein in das Konferenzgespräch, ohne die anderen davon zu informieren, dass der Amerikaner mithörte.

»Gentlemen«, begann er. »Hier ist ein Problem, das auf uns zukommt.«

Kirov hielt sich nicht mit der Vorgeschichte der Krise auf; er sagte seinen Zuhörern, was sie im Augenblick wissen mussten. Jede Minute, die sie jetzt vergeudeten, bedeutete weniger Zeit für die notwendigen Vorbereitungen.

»Sie sagen, es wäre möglich, aber keineswegs sicher, dass dieser Beria sich an Bord unseres Fluges befindet«, meinte der Franzose. »Gibt es für Sie eine Möglichkeit, Gewissheit herzustellen?«

»Ich wünschte, die gäbe es«, erwiderte Kirov. »Aber wenn ich Beria nicht innerhalb der nächsten zwei Stunden finde, müssen wir von der Annahme ausgehen, dass er es an Bord eines dieser Flugzeuge geschafft hat.«

»Was ist mit seiner Akte?«, fragte der stellvertretende Direktor von M15. »Wie man mir sagt, haben zumindest wir verdammt wenig über diesen Burschen.«

»Alles, was wir haben, leiten wir mit sicherer EMail weiter«, antwortete Kirov.

»Weiß Beria, dass Sie ihm zum Flughafen gefolgt sind?«, fragte der Schweizer. »Könnte es sein, dass er bereits ahnt, dass man ihm auf der Spur ist? Ich frage das, weil wir unbedingt wissen müssen, womit wir es zu tun haben: Hat Beria Anlass, seine Bio-Waffe in der Luft freizusetzen?«

»Beria agiert als Kurier, nicht als Terrorist«, erklärte Kirov. »Es liegt in seinem finanziellen Interesse, das, was bei Bioaparat gestohlen wurde, auszuliefern. Er ist weder Ideologe noch Märtyrer.«

Die drei Europäer fingen an darüber zu diskutieren, wie sie der auf sie zukommenden Krise am besten begegnen könnten. Die Alternativen, die ihnen zur Verfügung standen, waren gering, die Wahl, die sie treffen würden, vorhersehbar.

»Da der erste Flug auf unserem Territorium landet, fängt es mit uns an«, sagte der Schweizer. »Wir werden die Sache als potenzielle terroristische Bedrohung behandeln und geeignete Maßnahmen ergreifen. Falls Beria sich in diesem Flugzeug befindet, wird er mit allen verfügbaren Mitteln unschädlich gemacht. Wir werden Personal und Gerät bereitstellen, um den Pockenerreger sicherzustellen.«

Er hielt kurz inne. »Oder um uns damit nach besten Kräften auseinander zu setzen, falls es zur Kontamination kommen sollte. Wenn wir andererseits feststellen, dass Beria sich nicht an Bord befindet, werden wir das sofort allen mitteilen.«

»Besser früher als sofort, *mon Dieu*«, sagte der Franzose. »Die Air France Maschine erreicht Paris bereits fünfundsiebzig Minuten nach der Ankunft der Maschine in

Zürich.«

»Ich schlage vor, dass wir eine Standleitung einrichten, um die weitere Entwicklung überwachen zu können«, warf der Engländer ein. »Auf diese Weise können wir den Eliminationsprozess verfolgen - falls es einen gibt.«

»Auf eines möchte ich Sie hinweisen, London«, meldete Kirov sich zu Wort. »Die Maschine ist zwar in Ihre Hauptstadt unterwegs, aber es handelt sich um ein amerikanisches Flugzeug und eine amerikanische Crew. Ich bin verpflichtet, den Botschafter zu informieren.«

»So lange das hier nicht zu Querelen über Zuständigkeit führt...«, erwiderte London.

»Das wird es sicherlich nicht«, meinte Kirov. »So, und wenn es jetzt keine weiteren Anmerkungen oder Empfehlungen gibt, schlage ich vor, wir beenden dieses Gespräch, damit Sie Ihre Vorbereitungen treffen können.«

Niemand hatte mehr etwas zu sagen, und die Teilnehmer legten einer nach dem anderen auf, bis nur noch Klein in der Leitung blieb.

»Kommen Sie nach Hause, Jon?«, fragte er.

»Darf ich einen Vorschlag machen, Sir?«

»Bitte.«

»Ich glaube, es wäre besser, wenn ich hier vor Ort bleiben würde, Sir. Falls General Kirov mir eine Transportgelegenheit zur Verfügung stellt, könnte ich mich vor der Landung der Swissair Maschine bereits im europäischen Luftraum befinden. Dann kann ich die Situation von der Luft aus im Auge behalten und den Piloten in die Stadt dirigieren, in der die betreffende Maschine landet. Und ich kann Ihnen Echtzeitberichte liefern.«

»Was meinen Sie, General?«, fragte Klein.

»Der Gedanke, einen eigenen Bio-Waffen Experten vor

Ort zu haben, sagt mir zu«, erwiderte der Russe. »Ich
sorge sofort für eine Maschine.«

»Gut so. Viel Glück, Jon. Halten Sie uns auf dem
Laufenden.«

Zwanzig Minuten später wurde Jon Smith in Kirovs
Wohnung geführt. Unter den wachsamen Augen des
Sicherheitsoffiziers ging er in die Küche, wo er den
Laptop und das Handy fand, die Lara Teljegin gehört
hatten.

Der Offizier fuhr Smith zur Botschaft, beobachtete, wie
Smith die Torwache, einen Marine, passierte und im
Inneren des Gebäudes verschwand. Er fuhr weg und sah
daher nicht, dass Smith gleich darauf umkehrte.

Smith ging mit schnellen Schritten zu der nur eine
knappe Meile von der Botschaft entfernten Arkade. Er war
erleichtert, Randi vorzufinden, als er durch die
Eingangstür trat.

»Wieso habe ich eigentlich damit gerechnet, dass ich
dich heute sehen werde?«, fragte sie ruhig.

»Wir müssen miteinander sprechen, Randi.«

Smith' Eintreffen veranlasste die Angestellten, insbe-
sondere einen rothaarigen jungen Mann, amüsiert zu
lächeln. Randi errötete. »Die halten dich für meinen
Liebhaber«, erklärte sie Smith, nachdem sie sich in ihr
Büro zurückgezogen hatten.

»Oh...«

Sie lachte, als sie seine Verlegenheit bemerkte. »Man
könnte schließlich auch Schlimmeres von dir denken,
Jon.«

»Ehrlich gesagt fühle ich mich geschmeichelt.«

»So, und nachdem wir das jetzt besprochen haben - was

kann ich für dich tun?«

Smith baute die Videokassette, den Laptop und das Handy auf ihrem Schreibtisch auf.

»Wie du vermutlich bereits gehört hast, gibt es am Flughafen eine Situation...«

»Eine ›Situation‹ - was bedeutet, dass die Russen ihn schließen.«

»Randi, ich kann dir lediglich sagen, dass die jemanden suchen. Glaube mir, es ist für uns sehr wichtig, dass sie ihn finden.«

Er erklärte ihr das Problem mit dem Videofilm. »Es ist eine Frage der Bildverbesserung. Die Russen verfügen einfach nicht über die Software und die Erfahrung, um das schnell zu erledigen.«

Randi deutete auf den Laptop und das Handy. »Und was ist damit?«

»Das Massaker im Bahnhof und die Situation in Scheremetjevo sind die direkte Folge von Kommunikation zwischen zwei Verschwörern«, antwortete Smith. »Ich rechne nicht damit, dass das Telefon uns viel weiter bringen wird. Aber der Laptop... vielleicht gibt es E-Mails. Ich weiß es nicht.«

»Wenn deine Verschwörer Profis waren - und davon gehe ich aus -, würden die mit Verschlüsselung und Firewalls arbeiten. Es könnte eine Weile dauern, bis wir das knacken.«

»Ich wäre dir dankbar, wenn du es versuchen würdest.«

»Und das bringt uns zum nächsten Problem. Du glaubst doch nicht etwa, dass ich dieses Zeug hier einfach in die Botschaft tragen kann, oder? Ich bin hier verdeckt tätig. Ich habe keinerlei Kontakt zum CIA-Stationsleiter. Ich müsste mit Langley Verbindung aufnehmen, und die

wiederum mit dem Stationschef. Und wenn ich das tue, wird die Zentrale natürlich wissen wollen, warum ich Alarm schlage.«

Sie überlegte. »Wenn ich so verfahren soll, müsstest du mir wesentlich mehr sagen, als du wahrscheinlich willst - oder kannst.«

Smith presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. »Okay, ich verstehe, ich dachte, du könntest vielleicht...«

»Ich habe nicht gesagt, dass es keine Alternative gibt«, fiel Randi ihm ins Wort und erzählte ihm dann in knappen Worten von Sascha Rublijev.

»Ich weiß nicht...«, sagte Smith.

»Jon, mir ist klar, was du jetzt denkst. Aber du solltest Folgendes in Betracht ziehen: Das FBI engagiert ebenfalls Hacker im Teenageralter und lässt sich von denen dabei helfen, Cyberterroristen aufzuspüren. Und ich würde Sascha schließlich jede Sekunde über die Schulter sehen.«

»Grundsätzlich vertraust du dem Jungen aber?«

»Sascha ist Teil des neuen Russlands, Jon, einem Russland, das in die Welt hinausblickt und nicht bemüht ist, sich vor ihr zu verstecken. Und was die Politik angeht, ist das für Sascha das Langweiligste, was er sich vorstellen kann. Außerdem vermute ich, dass du nicht einfach zufällig über diesen Laptop gestolpert bist. Die Russen müssen dir doch grünes Licht gegeben haben.«

Smith nickte. »Ja, das haben sie. Also gut. Ich muss Moskau in etwa einer Stunde verlassen. Du hast meine Nummer, ruf mich sofort an, wenn dein Genie etwas findet.«

Er sah sie lächelnd an. »Und vielen Dank, Randi. Vielen, vielen Dank.«

»Ist mir ein Vergnügen, dir helfen zu können, Jon. Aber ganz umsonst geht das nicht. Wenn ich etwas wissen möchte...«

»Wirst du es von mir erfahren und brauchst nicht auf die CNN-Nachrichten zu warten. Versprochen.«

Die Schweiz verfügt über eines der effizientesten Anti-Terrorismusteams der ganzen Welt. Die hervorragend ausgebildete und nach dem neuesten Stand der Technik ausgerüstete zwanzigköpfige Einheit, die die Bezeichnung Sondereinsatzkommando trägt, war bereits wenige Minuten, nachdem das Verteidigungsministerium die entsprechende Anweisung erteilt hatte, zum internationalen Flughafen von Zürich, Kloten, unterwegs.

Zu einem Zeitpunkt, als Swissair 101 noch zwanzig Minuten entfernt war, hatten die Kommandos bereits Stellung bezogen. Eine Hälfte des Teams trug die Uniform der Schweizer Grenzpolizei, deren Anwesenheit auf Flughäfen und Bahnhöfen Reisenden, die ja demonstrative Sicherheitsmaßnahmen gewöhnt waren, nicht auffiel. Die andere Hälfte hatte sich als Mechaniker, Tankwärter und Gepäckträger verkleidet - Leute, wie sie jedermann in der Umgebung abgestellter Flugzeuge erwartete.

Diese zivile Gruppe, die mit MP-5 Maschinenpistolen und Rauch- und Blitzgranaten bewaffnet war, würde die erste Welle der Schocktruppen darstellen, falls die Situation sich zu einer Geiselkrise auswachsen sollte. Die zweite Etappe bildeten die uniformierten Beamten, die sich dann einschalten würden, falls es Beria irgendwie gelang, den unsichtbaren Kordon zu durchbrechen, den die erste Gruppe um das Flugzeug errichtet hatte.

Und dann gab es schließlich noch einen dritten Ring aus Scharfschützen der Schweizer Armee, die auf den Dächern des internationalen Terminals und der Wartungshangars Stellung bezogen hatten. Von dort aus hatten sie

unbehinderte Sicht auf das Flugzeug, sobald dieses zum hintersten Gate rollte. Die Planung sah vor, dort einen Versuch zu machen, den Zubringerarm an den Rumpf der Maschine anzuschließen. Dieser Versuch würde scheitern, und der Kapitän würde daraufhin bekannt geben, dass ein Defekt vorlag und seine Passagiere davon in Kenntnis setzen, dass man eine fahrbare Rampe an die vordere Ausstiegsluke bringen wolle.

Sobald die Passagiere dann anfangen, die Rampe hinunter zu steigen, würden die Scharfschützen versuchen, Beria aus den Fluggästen herauszupicken und aufs Korn zu nehmen. Falls das gelang, wären ständig wenigstens drei Zielfernrohre auf die verdächtige Person gerichtet. Der Plan sah weiter vor, dass die in Zivil gekleideten Kommandos Beria dann festnahmen und unschädlich machten. Wenn es aus irgendeinem Grund ein Problem geben sollte, hatten die Scharfschützen die Erlaubnis zum finalen Schuss.

Mit einem voluminösen weißen Overall einer Catering-Firma bekleidet, trat der Einsatzkommandant der SEK über Funk mit dem Tower in Verbindung und erhielt dort die neueste Information: Flug SR 101 befand sich im unmittelbaren Anflug. Die Nachricht wurde weitergegeben, und man entscherte die Waffen.

Der Bus polterte in St. Petersburg in dem Augenblick in den Busbahnhof, als SR 101 in Zürich aufsetzte. Iwan Beria schlenderte inmitten der Menge in das Stationsgebäude und strebte dort auf die Schließfächer zu. Er holte den Schlüssel aus der Tasche, öffnete ein Fach und zog einen billigen Koffer heraus.

Der Waschraum war in entsetzlichem Zustand, aber Beria konnte sich mit einem Trinkgeld an den Wärter eine

einigermaßen saubere Einzelkabine besorgen. Er legte Mantel, Jacke und Hose ab und holte einen neuen dunkelblauen Blazer, graue Flanellhosen, ein Sporthemd und bequeme Slipper aus dem Koffer, der außerdem noch eine Fleecejacke, ein paar Plastikbeutel mit Souvenirs aus dem Eremitage Museum sowie eine Brieftasche mit einem Flugticket, einem Pass, Kreditkarten und amerikanischem Geld enthielt. Beria klappte den Pass auf und musterte sein Bild, auf dem er den Blazer trug, in den er gerade geschlüpft war. Er fand, dass er durchaus wie ein naturalisierter amerikanischer Bürger aussah, der als Ingenieur für eine Baufirma aus Baltimore tätig war.

Seine alten Kleider packte Beria in den Koffer und verließ die Zelle. Im Busbahnhof trat er an einen Erfrischungsstand, stellte den Koffer ab, kaufte sich eine Cola und ging weiter. Bei den vielen Obdachlosen, die sich gewöhnlich im Busbahnhof herumtrieben, würde der Koffer bereits verschwunden sein, noch bevor er den Ausgang erreicht hatte.

Draußen stieg er in ein Taxi und bot dem Fahrer zehn Dollar über den vereinbarten Fahrpreis hinaus an, falls er ihn binnen einer halben Stunde zum Flughafen brachte. Der Fahrer schaffte es in achtundzwanzig Minuten.

Beria war bewusst, dass sein Foto und seine Beschreibung inzwischen an sämtliche Flughäfen und Bahnhöfe im ganzen Land verteilt war. Was ihn durchaus nicht störte.

Er schlenderte durch den kürzlich renovierten Terminal des Flughafens, bis er den für Gruppenreisende reservierten Bereich erreicht hatte, wo er sich in eine Schar von vielleicht sechzig Reisenden mischte, die sich vor dem Finnair Schalter drängten.

»Wo ist Ihre Plakette? Die brauchen Sie.«

Beria lächelte der gehetzten jungen Frau mit der Plakette OMNITOURS: TREASURES OF THE CZARS freundlich zu.

»Die habe ich verloren«, murmelte er, deutete dabei auf ihre Plakette und reichte ihr Pass und Ticket.

Die Frau seufzte, als sie seine Papiere entgegennahm und lotste ihn zu einer Theke, wo sie eine Papierplakette zum Vorschein brachte.

»John Strel...«

»Strelnikov.«

»Richtig. Wir schreiben einfach ›John‹, ja?«

Mit einem Filzschreiber schrieb sie den Namen in Blockbuchstaben auf die Plakette, zog das Schutzpapier ab, um die Klebefläche freizulegen, und presste sie dann auf Berias Revers.

»Nicht verlieren!«, ermahnte sie streng. »Sonst haben Sie Probleme beim Zoll. Wollen Sie noch irgendwelche zollfreien Einkäufe machen?«

Beria sagte, das wäre nett.

»Sie bekommen Ihren Pass und die Tickets nach der Einreisekontrolle zurück«, sagte die Frau, die sich bereits von ihm abgewandt hatte, um den nächsten Problemfall anderswo in der Gruppe zu beheben.

Und genau darauf baute Beria. Viel besser, wenn sich eine gehetzte amerikanische Reiseleiterin um Visa und Tickets der Mitreisenden kümmerte. Nachdem er eine Flasche Kölnisch gekauft und in seiner Eremitage Souvenirtasche verstaut hatte, schloss Beria sich der Schlange an, die auf den Kontrollschalter zuschlurfte.

Er beobachtete, wie zwei gelangweilte Beamte hinter den Glasfenstern die Pässe stempelten, die die Reiseleiterin ihnen gebracht hatte. Als er seinen Namen

hörte, trat er vor, nahm seinen Pass in Empfang und durchschritt die Zollkontrolle in die Abflughalle.

Beria setzte sich neben ein Ehepaar in mittleren Jahren, das aus San Francisco stammte. Da er so tat, als würde er nur gerade ausreichende Englischkenntnisse besitzen, bestritten seine neuen Bekannten den größten Teil des Gesprächs. Beria erfuhr, dass der Finnair Flug nach Washington etwa zehn Stunden dauern und vermutlich ganz ordentlich, aber sicherlich nicht bemerkenswert sein würde.

Die Iljuschin C-22 war gerade in den deutschen Luftraum eingetreten, als Smith die Mitteilung erhielt, dass Beria sich nicht an Bord des Swissair Fluges befand.

»Und das ist verlässlich?«

»Absolut«, erwiderte Klein über Satellitentelefon. »Die haben jeden einzelnen Passagier persönlich in Augenschein genommen. Er war nicht dabei.«

»Der Flug nach Paris soll in neunzehn Minuten landen. Sind die Franzosen bereit?«

»Die Leute, mit denen ich spreche, sagen ja. Alle haben mächtig Muffensausen. Wenn etwas passiert und sich später herausstellt, dass man dem Flugzeug Landeerlaubnis gegeben hat... Nun, Sie können sich ja vorstellen, dass dann einiges geboten ist.«

»Glauben Sie, dass etwas durchsickern könnte?«

»Durchaus möglich. Die Franzosen haben in zwei Wochen Wahlen. Die Opposition ist auf der Suche nach Munition jeder Art, die sie in die Finger kriegen kann.«

Smith erinnerte sich an einen Gedanken, den er schon in Moskau gehabt, aber dort nicht ausgesprochen hatte.

»Sir, wie wäre es, wenn wir den Franzosen ein wenig

unter die Arme greifen würden?«

»Wie denn?«

»Ihr Airbus ist leider nicht mit dem SecFax System ausgestattet. American 1710 aber kann über Satellit Faksimilesendungen empfangen. Sie könnten unmittelbar mit dem Captain sprechen, ihn ins Bild setzen und ihm anschließend ein Fotofax von Beria zukommen lassen.«

Smith wartete stumm, während Klein überlegte. Was er da vorschlug, war gelinde gesagt gefährlich. Wenn sein Vorschlag angenommen und durchgeführt wurde und etwas schief ging, würde das katastrophale Folgen haben.

»Lassen Sie mich kurz etwas klären«, sagte Klein schließlich. »Ich melde mich gleich wieder.«

Ein paar Minuten später war er erneut in der Leitung. »Ich habe gerade mit dem Sicherheitsdirektor von American Airlines in Dallas-Fort Worth gesprochen. Er sagt, die 1710 hat einen Sky Marshal an Bord.«

»Desto besser. Rufen Sie ihn gleich an...«

»Sie, Jon. Es ist eine sie.«

»Ich bitte um Nachsicht. Der Pilot hat sicher die Möglichkeit, mit ihr in Verbindung zu treten. Und sobald er das getan hat, kann sie sich in der Maschine umsehen.«

»Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, dass Beria inkognito reist.«

»Kirov hat nie etwas davon erwähnt, dass Beria ein Meister der Maske sei. Das liegt wahrscheinlich daran, dass er nie außerhalb seiner vertrauten Umgebung tätig war. Im Übrigen lernen die Sky Marshals bei ihrer Ausbildung, wie man Make-up und dergleichen erkennt.«

»Schlagen Sie vor, Kirov zu informieren - oder sonst jemanden?«

»Das ist ein amerikanisches Flugzeug, General. Wenn

die Frau ihn entdeckt, können wir den Franzosen Entwarnung durchgeben und die Briten warnen, dass er nach London unterwegs ist. Auf diese Weise gewinnen sie Zeit.«

Wieder war eine Weile nur das leise Rauschen der Satellitenverbindung zu hören.

»Also schön, Jon. Ich werde das Notwendige veranlassen. Die Landung in Heathrow soll planmäßig in neunzig Minuten erfolgen. Bleiben Sie in der Luft, bis ich mich wieder melde.«

Ein Hauch von exotischem Parfüm stieg Adam Treloar in die Nase und weckte ihn aus dem leichten Schlummer. Er rutschte in seinem bequemen Erste-Klasse-Sessel etwas zur Seite und hörte das schwache Rascheln von Seide auf nackter Haut; als er aufblickte, erhaschte er einen Blick auf wohlgeformte Rundungen, die an ihm vorüberzogen. Als hätte sie bemerkt, dass jemand sie beobachtete, drehte sich die Frau, eine langbeinige Rothaarige, um. Treloar errötete, als ihr Blick ihn traf und als sie dann lächelte und die Augenbrauen in die Höhe zog, als wolle sie sagen *böser Junge*, steigerte sich seine Verlegenheit. Dann verschwand sie hinter dem Vorhang in dem Bereich des Flugzeugs, wo die Getränke und das Essen zubereitet wurden.

Treloar seufzte, aber nicht etwa aus Begierde; Frauen jeglichen Alters interessierten ihn sexuell nicht. Aber er wusste Schönheit in jeder Form zu schätzen. Auf privaten Yachten in gewissen Bereichen der Karibik hatte er gebannt zugehört, wie Schönheiten wie diese gedemütigt und gezüchtigt wurden, um den Appetit der Zuschauer anzuregen.

Eine Ansage des Piloten riss ihn aus seinen Träumen:

»Ladies und Gentlemen, wir möchten Sie davon in Kenntnis setzen, dass in London augenblicklich leichter Nieselregen fällt; die Temperatur beträgt zweiundsechzig Grad Fahrenheit oder siebzehn Grad Celsius. Wir werden planmäßig in einer Stunde und fünf Minuten landen.«

Langweilig dachte Treloar.

Er sinnierte immer noch darüber nach, wie überflüssig eigentlich solche Durchsagen waren, als die Frau wieder auftauchte. Diesmal schien sie langsamer zu gehen, als würde sie sich bewusst Zeit nehmen, um sich die Beine zu vertreten. Wieder spürte Treloar ihren kühlen Blick auf sich, und wieder errötete er.

Der Name der Frau war Ellen Diforio. Sie war achtundzwanzig Jahre alt, in vielen Kampfsportarten ausgebildet und eine erstklassige Scharfschützin. Schon seit fünf Jahren gehörte sie dem Federal Marshal Service und davon der Abteilung für Sky Marshals an.

Wieder einmal typisch! Mein letzter Einsatz, und da muss das passieren.

Vor einer Viertelstunde hatte Diforio noch an die Verabredung gedacht, die sie an diesem Abend in Washington mit ihrem Freund, einem Rechtsanwalt, hatte. Dann war sie von der scheinbar belanglosen Lautsprecherdurchsage, dass der Duty Free Shop an Bord der Maschine ein Sonderangebot für Jean Patou 1000 Parfüm habe, aus ihren Träumen gerissen worden. Die Codenachricht hatte Diforio in die Realität zurückgeholt. Sie hatte ruhig bis zehn gezählt, ihre Handtasche genommen und ihren Platz in der Business Class verlassen, um in Richtung der Toiletten zu gehen. Dann war sie weiter nach vorn in die Erste Klasse geschlendert, durch den Vorhang in den Servicebereich gelangt und hatte sich schließlich unauffällig ins Cockpit geschlichen.

Diforio las die Mitteilung des Sicherheitsdirektors und studierte das durchgefaxte Foto aufmerksam. Ihre Anweisungen waren klar und eindeutig: Feststellen, ob der Betreffende sich an Bord befand. Falls sie ihn entdeckte, sollte sie nicht mit ihm Kontakt aufnehmen und auch nicht versuchen, ihn dingfest zu machen. Vielmehr sollte sie unverzüglich im Cockpit Meldung machen.

»Von einer Waffe ist keine Rede?«, hatte Diforio den Piloten gefragt. »Da steht nichts von einer Pistole oder Bombe. Und auch nichts von wegen Bio. Wer ist dieser Bursche?«

Der Pilot zuckte die Schultern. »Ich weiß bloß, dass die Tommys ihre SAS-Leute alarmiert haben. Scheint also ernst zu sein. Wenn er an Bord ist und wir landen, nehmen sie ihn am Boden fest.«

Er warf einen vielsagenden Blick auf ihre Handtasche. »Tun Sie mir einen Gefallen: Spielen Sie dort hinten nicht die Annie Oakley.«

Während Diforio langsam durch die Kabine Erster Klasse nach hinten ging, bemerkte sie die Verlegenheit des Mannes mit den seltsamen hervortretenden Augen.

Dieser Clown ist es ganz bestimmt nicht.

Sie war sich wohl bewusst, wie sie auf Männer wirkte und hatte vor, das auch auszunutzen. Ob siebzehn oder siebzig, alle nahmen sie zur Kenntnis; einige waren bloß ein wenig zurückhaltender als andere. Wenn sie das wollte, schaffte sie es, dass jeder sie direkt ansah. Es brauchte dazu bloß die Andeutung eines Lächelns oder ein leichtes Aufblitzen ihrer Augen.

Die Erste Klasse ebenso wie die Business Class waren Fehlanzeige. Nicht dass sie erwartet hatte, die Zielperson dort zu finden. Typen wie dieser Beria versteckten sich lieber in der Masse. Diforio zog den Vorhang zurück und

betrat das Economy Abteil.

Die Sitzkonfiguration war drei-drei-drei mit zwei Gängen zwischen den Sitzen. Diforio tat so, als würde sie etwas im Zeitungsständer suchen und musterte dabei die ersten sechs Reihen auf der linken Seite: Pensionisten, Collegestudenten auf Urlaubsreise, junge Familien. Sie setzte sich langsam nach hinten in Bewegung.

Ein paar Minuten später hatte Diforio die Toiletten am Kabinenende erreicht. Sie hatte sich sämtliche Passagiere unterwegs gründlich ansehen können, auch die beiden, die aus den Waschräumen gekommen waren. Die restlichen Plätze waren besetzt, und niemand, den sie bis jetzt gemustert hatte, ähnelte dem Gesicht auf dem Fax.

Jetzt zum schwierigeren Teil.

Diforio ging den Weg zurück, den sie gekommen war, trat durch den Vorhang ins Business-Abteil, ging um die Trennwand herum und kehrte wieder in die Economy zurück. Sie streckte sich, als wolle sie einen Muskelkrampf loswerden. Neugierige Männergesichter lächelten mitfühlend - und beeindruckt, als ihr Busen dabei gegen ihr Jackett drückte. Sie gab mit einem leichten Lächeln zu erkennen, dass ihr die bewundernden Blicke nicht unangenehm waren, während sie den rechten Gang hinunterging und ihr Blick dabei über die einzelnen Gesichter hinweghuschte, ohne je an einem hängen zu bleiben. Wieder hatte sie Glück. Sämtliche Plätze waren belegt; die männlichen Passagiere schliefen, lasen oder beschäftigten sich mit Geschäftspapieren. Sie war froh, dass der Film bereits zu Ende war und alle die Fensterabdeckungen hochgeschoben hatten, sodass die Sonne in die Kabine fallen konnte.

Wieder fand Diforio sich im hinteren Teil der Maschine. Sie ging an den Waschräumen vorbei, den linken Gang

wieder nach vorne und vergewisserte sich noch einmal, dass sie keinen Platz übersehen hatte. Augenblicke später stand sie im Cockpit.

»Fehlalarm«, berichtete sie dem Piloten.

»Und Sie sind sicher?«

»Erste und Business sind sauber. Niemand, der dem Burschen auch nur entfernt ähnlich wäre. Und in der Economy haben wir Full House – zweihundertachtund-dreißig Leute. Einhundertsiebzehn davon sind Frauen - und glauben Sie mir, es sind Frauen. Zweiundzwanzig Kinder unter fünfzehn; dreiundvierzig Halbwüchsige um die Zwanzig. Von den dreiundsechzig in Frage kommenden Männern sind achtundzwanzig über fünfundsechzig und sehen auch so aus. Weitere sechzehn sind über fünfzig. Bleiben also neunzehn - und davon ist es keiner.«

Der Pilot wies mit dem Kinn auf den Copiloten. »Danny wird Ihnen eine Verbindung mit Dallas schalten. Sagen Sie denen, was Sie gefunden... oder besser gesagt nicht gefunden haben.«

Er atmete tief durch. »Heißt das, dass ich wieder Luft holen darf?«

Die Anlage in der C-22 erlaubte es Smith, den französischen Einsatzkanal zu belauschen. Er hörte zu, wie Agenten des Deuxieme Büro berichteten, dass bereits drei Viertel der Passagiere des Air France Fluges 612 von Bord gegangen seien und bisher von Beria noch keine Spur zu sehen gewesen wäre. Smith wandte seine Aufmerksamkeit dem American Airlines Flug zu, der in zwanzig Minuten landen sollte, als sein Satellitentelefon schrillte.

»Ich bin's, Klein. Jon, ich habe gerade einen Bericht aus

Dallas erhalten. Der Marshal auf Flug AA 1710 meldet, dass niemand an Bord ist, der Beria ähnelt.«

»Das ist unmöglich! Die Franzosen teilen mit, dass die Maschine schon fast leer ist. Niemand dort. Er muss in der 1710 sein.«

»Der Air Marshal sagt nein. Sie ist praktisch sicher, dass Beria nicht dort ist.«

»Praktisch genügt mir nicht.«

»Das ist mir klar. Ich habe das, was sie festgestellt hat, an die Briten weitergegeben. Die sind dankbar, haben aber nicht vor, deshalb weniger aufmerksam zu sein. Die SAS hat Stellung bezogen und wird auch so bleiben.«

»Sir, ich glaube, wir müssen die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass Beria irgendeinen anderen Flug genommen hat - oder dass er auf einem anderen Weg in die Staaten gelangen will.«

Kleins pfeifender Atem war über die Satellitenverbindung zu hören. »Halten Sie ihn wirklich für so unverfroren? Er muss doch wissen, dass wir alle Register gezogen haben, um ihn zu schnappen.«

»Beria ist ein ausgebuffter Profi, Sir. Er hat einen Job übernommen und dabei bereits Menschen getötet. Ja, ich glaube, dass er fest entschlossen ist, ihn auch zu Ende zu führen.«

Er hielt inne, überlegte kurz. »Moskau ist Ausgangspunkt der meisten Flüge nach dem Westen, aber nicht der einzige Flughafen, von dem man Russland verlassen kann.«

»St. Petersburg?«

»Von dort gehen eine Menge Flüge nach Skandinavien und dem nördlichen Teil Europas ab. Aeroflot, Scandinavian Airlines, Finnair, KLM - die haben alle

regelmäßig Verbindungen mit St. Petersburg.«

»Kirov wird der Schlag treffen, wenn ich andeute, dass Beria es nach St. Petersburg geschafft haben könnte.«

»Dieser Bursche hat schon eine ganze Menge geschafft, wie auch immer man es betrachtet. Und er befindet sich nicht etwa auf der Flucht, sondern geht nach einem gründlich ausgearbeiteten Plan vor. Und deshalb ist er uns bis jetzt immer einen Schritt voraus.«

Smith hörte etwas auf dem französischen Kanal. Er entschuldigte sich bei Klein, lauschte kurz und meldete sich dann wieder. »Paris bestätigt, dass ihr Flug sauber ist.«

»Wie sieht jetzt Ihr nächster Schritt aus, Jon?«

Smith überlegte kurz. »London, Sir. Dort werde ich aussteigen.«

Mit kleinen blauen Rauchwölkchen vom verdampfenden Reifengummi und dem Gestank überhitzter Bremsen setzte American Airlines Flug 1710 auf dem Heathrow Flughafen von London auf. Der Anweisung des Kommandanten der Special Air Services folgend, informierte der Pilot seine Passagiere davon, dass es an dem ihnen zugeteilten Gate Probleme mit den ausfahrbaren Zubringertunnels gegeben habe und dass sie deshalb in einem Bereich des Flugplatzes von Bord gehen müssten, wo fahrbare Rampen an die Ausgänge der Maschine gerollt werden konnten.

Die Flugbegleiter gingen durch die Kabine und versicherten den Passagieren, dass ihre Anschlussflüge nicht gefährdet seien.

»Was ist mit dem Weiterflug nach Dulles?«, wollte Treloar wissen.

»Unser Aufenthalt hier wird so kurz wie möglich sein«, erwiderte der Steward.

Treloar betete darum, dass der Mann Recht hatte. Die Stickstoffladung des Behälters reichte noch zwölf Stunden. Der Aufenthalt in Heathrow betrug üblicherweise neunzig Minuten, die Flugzeit nach Washington sechs Stunden fünfzehn Minuten. Nach den Zoll- und Einreiseformalitäten würde er gerade drei Stunden Zeit haben, um die Viren in einen Kühlraum zu bringen. Für unvorhergesehene Entwicklungen war nur wenig Zeit.

Als Treloar auf die Rampe hinaustrat sah er, dass die Maschine in der Nähe eines riesigen Wartungshangars stand. Während er die Treppe hinunterging konnte er

beobachten, wie Gepäckkarren beladen wurden und dass sich zwei Flughafenbusse in der Nähe der Hangartore bereithielten. Unten an der Treppe angelangt, komplimentierte ihn ein freundlicher junger Zollbeamter in den Hangar, den man provisorisch als eine Art Transatloungue eingerichtet hatte.

Während Treloar und seine Mitreisenden über den Asphalt gingen, ahnten sie nicht, dass jede ihrer Bewegungen durch Zielfernrohre scharf beobachtet wurde. Sie konnten nicht ahnen, dass die jungen Männer in Uniformen der Zoll- und der Einwanderungsbehörde ebenso wie die Gepäckträger, die Busfahrer und die Wartungsmechaniker ausnahmslos schwer bewaffnete SAS-Männer waren.

Gerade als Treloar den Hangar betrat, hörte er hinter sich ein schrilles Pfeifen. Er drehte sich um und sah vielleicht zweihundert Meter entfernt eine schnittige Privatmaschine elegant auf der Piste landen. Wahrscheinlich gehört sie einem stinkreichen Unternehmer oder einem Scheich, dachte er. Er wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass in der Kabine der Iljuschin C-22 in diesem Augenblick ein Mann gerade von einem Scharfschützen, der Treloars Stirn im Fadenkreuz hatte, eine detaillierte Beschreibung seiner Person erhielt.

»Die Tommys sagen, AA 1710 ist sauber, Sir.«

»Ich habe den gleichen Bericht bekommen«, war Kleins Stimme über die abhörsichere Verbindung zu vernehmen. »Sie hätten Kirov hören sollen, als ich ihm das gesagt habe. In Moskau wird jetzt der Teufel los sein.«

Smith fuhr fort, durch das Fenster der Iljuschin das Geschehen in der Umgebung der geparkten DC-10 von American Airlines zu beobachten. »Was ist mit St.

Petersburg?«

»Kirov stellt gerade eine Liste aller Flüge zusammen, die dort bis jetzt gestartet sind. Er besorgt sich die Filme der Überwachungskameras des Terminals und setzt Leute ein, um die Angestellten zu befragen.«

Smith biss sich auf die Unterlippe. »Das dauert alles zu lange, Sir. Mit jeder Stunde, die hier verstreicht, entfernt Beria sich immer weiter von uns.«

»Ich weiß. Aber solange wir keine Fährte haben, können wir nicht mit der Jagd beginnen.«

Klein atmete tief durch. »Was wird jetzt Ihr nächster Schritt sein?«

»In London kann ich nichts unternehmen. Ich habe American gebeten, mir einen Platz auf der 1710 zu verschaffen, und die waren einverstanden. Die Maschine soll in fünfundsiebzig Minuten wieder starten. Auf diese Weise bin ich schneller in Washington, als wenn ich auf eine Militärmaschine warten würde.«

»Ich bin gar nicht erbaut davon, dass es die nächsten Stunden keine abhörsichere Telefonverbindung zwischen uns gibt.«

»Die Crew im Cockpit wird darüber informiert sein, dass ich an Bord bin, Sir. Wenn Sie irgendwelche Nachrichten aus Moskau erhalten, können Sie die Maschine über Funk erreichen.«

»So wie die Dinge stehen, wird das genügen müssen. Sehen Sie zu, dass Sie sich während des Fluges ein wenig ausruhen können. Diese ganze Geschichte fängt schließlich gerade erst an.«

Anthony Price saß in seinem geräumigen Büro im fünften Stock der NSA-Zentrale in Fort Meade, Maryland. Price

war als stellvertretender Direktor für den Routinebetrieb der Agency verantwortlich. Im Augenblick hieß das, seine Mitarbeiter über die Situation in Moskau auf dem Laufenden zu halten. Bis jetzt hielten die Russen an der Darstellung fest, dass tschetschenische Rebellen für das Massaker verantwortlich seien - und das passte Price gut in den Kram, weil es ihm einen legitimen Grund lieferte, sich mit dem Zwischenfall zu befassen. Und je länger die Russen auf Phantomterroristen Jagd machten, umso leichter würde es Beria und Treloar fallen, durch das Netz zu schlüpfen.

Price blickte auf, als es an seiner Tür klopfte. »Herein.«

Die Senior Analystin von Price, eine korpulente junge Frau, die in ihrer pedantischen Art an eine Bibliotheksangestellte erinnerte, trat ein. »Der neueste Bericht von unseren Leuten aus Moskau, Sir«, sagte sie. »General Kirov ist anscheinend sehr besorgt wegen irgendeines Überwachungsvideos vom Flughafen Scheremetjevo in Moskau.«

Price hatte das Gefühl, als würde sich ein tonnenschweres Gewicht auf seine Brust legen, aber seiner Stimme war nichts davon anzumerken. »Tatsächlich? Warum? Wer ist denn auf dem Band?«

»Das weiß man nicht genau. Aber aus irgendeinem Grund sind die Russen ganz wild darauf. Anscheinend ist die Aufnahme ziemlich schlecht.«

Prices Verstand arbeitete fieberhaft. »Und das ist alles?«

»Für den Augenblick ja, Sir.«

»Ich möchte, dass Sie dranbleiben. Wenn es irgendwelche neuen Erkenntnisse über das Video gibt, will ich das sofort wissen.«

»Ja, Sir.«

Nachdem die Frau sein Büro verlassen hatte, drehte Price sich zu seinem Computer um und rief die Flüge nach Dulles auf. Das Interesse der Russen an den Videoüberwachungsbändern konnte nur einen Grund haben: Beria war mit jemandem gesehen worden. Und diese Person konnte nur Adam Treloar sein.

American Airlines 1710 sollte planmäßig in etwas mehr als sechs Stunden eintreffen. In der Fotoanalyse und Bildverbesserung waren die Russen ein gutes Stück hinter dem Stand der Technik zurück. Ihre Anlagen würden Stunden brauchen, um aus dem Bild brauchbare Erkenntnisse zu gewinnen. Bis dahin sollte AA 1710 gelandet und Adam Treloar in Sicherheit sein.

Price lehnte sich in seinen Ledersessel zurück, nahm die Brille ab und klopfte mit einem Brillenbügel gegen seine Zähne. Was da in Moskau abgelaufen war, trug alle Züge eines Fiaskos. Dass Beria sich dem Gemetzel im Bahnhof durch Flucht hatte entziehen können, grenzte an ein Wunder. Und ebenso erstaunlich war, dass er es rechtzeitig nach Scheremetjevo geschafft hatte, um den Behälter mit den Pockenviren an Adam Treloar weiterzugeben.

Aber die Überwachungskameras hatten eine Verbindung zwischen den beiden Männern hergestellt. Kirov hatte den Beweis dafür in der Hand. Sobald er Treloars Bild rekonstruiert hatte, würde er es mit den Datenspeichern der Flughafenbehörden vergleichen. Dann konnte er exakt feststellen, wann Treloar russischen Boden betreten und wann er ihn wieder verlassen hatte. Und anschließend würde er unverzüglich die Verbindungsleute bei der CIA und dem FBI in der Botschaft alarmieren.

Dann wird man unverzüglich anfangen, auf Treloar Jagd zu machen, allein schon, weil er mit Beria gesehen wurde... aber ahnt Kirov, dass Treloar der eigentliche

Kurier ist?

Vermutlich nicht, dachte Price. Bis jetzt deutete alles darauf hin, dass die Jagd sich auf Beria konzentrierte. Und die Russen rückten ihm näher. Die Mitteilungen von NSA-Leuten in St. Petersburg deuteten dort auf intensive Geheimdienstaktivitäten hin.

Price betrachtete wieder die Landungsdaten auf seinem Bildschirm. Ja, da war er, der Finnair Flug, der in fünf Stunden in Dulles landen sollte. Würden die Russen herausbekommen, dass Beria von St. Petersburg abgeflogen war? Und falls sie Alarm schlugen, wie lange würde das FBI dann brauchen, um den Dulles Flughafen abzuschirmen?

Nicht lange.

»Du hast nicht viel Zeit, mein Freund«, sagte Price, zu dem Bildschirm gewandt.

Er griff nach dem Telefon und tastete Richardsons Geheimnummer ein. In ihrem Plan war die Anwesenheit Berias in den Vereinigten Staaten als Nebenereignis registriert. Aber jetzt, da es unvermeidbar erschien, dass man Treloar entdeckte, würde sich das ändern.

Generalmajor Kirov war seit nahezu vierundzwanzig Stunden ununterbrochen auf den Beinen gewesen. Ein schmerzstillendes Medikament, der Gedanke an Lara Teljegins unsägliches Verrat und der unstillbare Wunsch, Iwan Beria aufzuspüren, hielten ihn in Schwung.

Jetzt blickte er durch sein Bürofenster in das sich allmählich verdunkelnde Zwielflicht hinaus und versuchte sich ein zusammenhängendes Bild zu machen. Im Gegensatz zu dem, was er Klein gegenüber gesagt hatte, konzentrierte sich die Suche auf Beria immer noch auf Moskau. Er hatte sich zwar angehört, was der Amerikaner

zu sagen gehabt hatte, war aber hinsichtlich der Theorie skeptisch geblieben, dass der Killer nach St. Petersburg gereist war, um von dort aus Russland zu verlassen. Kirov glaubte vielmehr, dass Berias sorgfältige Planung durch das Fiasko in dem Bahnhofsgebäude völlig aus dem Gleichgewicht geraten war. Es lag auf der Hand, dass eine Kontaktperson, wahrscheinlich mit dem Auftrag, die Pockenerreger zu übernehmen, in der Nähe bereitgestanden hatte. Aber die Schießerei hatte diese Kontaktperson mit Sicherheit verscheucht. Und ebenso sicher gab es für diese Eventualität irgendwo einen zweiten Treffpunkt. Kirov standen mehr als achttausend Mann Polizei, Miliz und Sicherheitskräfte zur Verfügung, die die Stadt abkämmten und alle nach einem einzigen Gesicht suchten. Das Monstrum aus dem Balkan befand sich daher in größter Gefahr entdeckt zu werden, wenn er sich öffentlich zeigte - und diese Gefahr betraf seine Kontaktperson in gleichem Maße. Nach allem, was Kirov über Beria wusste, stand für ihn fest, dass der Killer sich irgendwo in der Stadt versteckt hielt. Und somit war es nur eine Frage der Zeit, bis er aufgestöbert und die gestohlenen Pockenerreger sichergestellt werden konnten.

Trotz dieser Überzeugung war Kirov ein viel zu erfahrener Mann, um alles auf eine Karte zu setzen. Was er Klein versprochen hatte wollte er einhalten, und so war der Leiter des Föderationssicherheitsdienstes in St. Petersburg von ihm sofort informiert worden. Der FSD und die Polizei verfügten bereits über Berias Beschreibung und sonstige Einzelheiten, und der Anruf aus Moskau bestärkte sie in ihrem Eifer. Kirov hatte den FSD-Kommandanten aufgefordert, sich auf die Bahn- und Busstationen zu konzentrieren - über die Beria mit großer Wahrscheinlichkeit in die Stadt gekommen war - und natürlich auf den Flughafen. Außerdem sollten die

Passagierlisten und die Videobänder des Flughafens gründlich überprüft werden. Falls sich die geringste Wahrscheinlichkeit zeigte, dass Beria in St. Petersburg gewesen war oder sich gar noch dort aufhielt, würde Kirov sofort benachrichtigt werden.

Zwei Stunden nachdem American Airlines 1710 in London gestartet war, nahm Adam Treloar den letzten Schluck aus seinem Weinglas und verstaute seinen Klapptisch in der Armlehne. Er begab sich in den Waschraum, wusch sich die Hände, putzte sich die Zähne und beschloss, sich die Beine noch etwas zu vertreten, bevor er zu seinem Sitz zurückkehrte.

Er zog den Vorhang beiseite, betrat die Business Kabine und ging den linken Gang in dem abgedunkelten Abteil hinunter. Einige der Passagiere sahen sich auf ihren Videoschirmen einen Film an, andere arbeiteten, lasen oder schliefen.

Treloar schlenderte bis zum hintersten Ende der Economy Kabine, machte dann bei den Toiletten kehrt und ging durch den rechten Gang wieder nach vorn. Als er wieder in der Business Class war, blieb er ruckartig stehen, als ihm ein Taschenrechner vor die Füße fiel. Er bückte sich, um den Rechner aufzuheben und reichte ihn dem Mann auf dem Gangplatz. Dabei fiel sein Blick auf den Mann, der am Fensterplatz schlief.

»Ist Ihnen nicht gut?«, flüsterte der Passagier.

Treloar schüttelte den Kopf und verschwand mit zwei schnellen Schritten hinter dem Vorhang zur Ersten Klasse.

Unmöglich! Das kann er nicht sein.

Sein Atem ging schwer, als er verzweifelt versuchte, sich zu fassen. Der schlafende Mann am Fensterplatz hatte ihm das Gesicht zugewandt: Jon Smith.

»Darf ich Ihnen etwas bringen, Sir?«

Treloar starrte die Stewardess an, die neben ihn getreten war. »Nein... vielen Dank.«

Er eilte zu seinem Sitz zurück, ließ sich darauf nieder und hüllte sich in eine Decke.

Treloar erinnerte sich an die Begegnung mit Smith in Houston. Reed hatte ihn gewarnt, dass Smith ihn nichts angehe. Er hatte Treloar versichert, dass es keinerlei Anlass dafür gäbe, dass der Ermittler noch einmal Treloars Weg kreuzen würde.

Was macht er dann hier? Verfolgt er mich?

Die Fragen wollten Treloar einfach nicht loslassen, und so betrachtete er immer wieder seinen Bordcase, der zu seinen Füßen stand. Vor seinem inneren Auge sah er den glänzenden Behälter in dem Gepäckstück - und in dem Behälter die Ampullen mit ihrer tödlichen, goldgelben Flüssigkeit. Vor Schrecken wie gelähmt versuchte er gegen die Panik anzukämpfen, die ihn erfasst hatte.

Denk doch logisch! Wäre Smith über die Pockenerreger informiert gewesen, hätte er dich dann in London an Bord gehen lassen? Natürlich nicht. Du würdest bereits im Gefängnis sitzen. Also weiß er es nicht. Dass er hier ist, ist reiner Zufall. Kann gar nicht anders sein!

Diese Gedanken beruhigten ihn ein wenig, aber sobald die eine Fragenkette beantwortet war, drängte sich ihm die nächste auf: Vielleicht wusste Smith, dass er das Virus bei sich trug, aber die Zeit hatte nicht ausgereicht, ihn unbehindert in London verhaften zu lassen. Vielleicht hatten die Briten ihm die Unterstützung versagt. Vielleicht ließ Smith zu, dass er in die Staaten zurückkehrte, weil er zusätzliche Zeit brauchte, um in Washington alles vorzubereiten. Sie würden sich auf ihn stürzen, sobald er von Bord ging...

Treloar zog sich die Decke ans Kinn. Bei hellem Tageslicht in der sicheren Umgebung von Houston war ihm Reeds Plan so einfach und so perfekt vorgekommen. Ja, eine gewisse Gefahr war damit natürlich verbunden, aber im Vergleich mit dem Honorar, das er einstreichen würde, schien diese Gefahr verschwindend gering. Und vor der Gefahr hatten die Freuden Moskaus gewinkt.

Treloar schüttelte den Kopf. Er hatte sich in allen Details eingeprägt, was er nach der Ankunft in Dulles tun musste. Dass plötzlich und völlig unerwartet Smith aufgetaucht war, hatte einen dicken Strich durch ihre sorgfältig ausgedachten Pläne gemacht. Er brauchte jetzt Rat, Erklärungen und Zuspruch.

Treloar griff nach dem in die Mittellehne eingelassenen Telefon. In dieser Phase der Operation war jegliche Kommunikation streng verboten. Aber diese Regel galt nicht mehr, wo Smith doch nur ein paar Schritte von ihm entfernt saß. Treloar fummelte mit seiner Kreditkarte herum und schaffte es schließlich, sie durch den Schlitz des Telefonhörers zu ziehen. Sekunden später war die Leitung freigegeben, und er hörte einen Wählton.

Der Raum neben Randis Büro war als kleines Konferenzzentrum eingerichtet worden und verfügte über die neuesten audiovisuellen Geräte, Flachbildmonitore und eine professionelle Bearbeitungsanlage für Video und DVD, die sich durchaus mit den Anlagen bei Walt Disney messen konnte. An den Freitagnachmittagen erlegte sich das Personal dort zu versammeln, sich mit Junk Food voll zu stopfen und sich die neuesten Filme auf DVD anzusehen, die Amazon.com ihnen lieferte.

Jetzt saß Randi neben Sascha Rubljew und sah dem schlaksigen Teenager dabei zu, wie dieser den Geräten das

Letzte abverlangte, um den verschwommenen Gesichtszügen auf dem Band mehr Schärfe zu verleihen. Sascha hatte seinen Computer seit Stunden nicht verlassen. Hie und da nahm er sich die Zeit, einen Schluck aus einer Colaflasche zu trinken; danach wendete er sich gleich wieder seiner Arbeit zu.

Randi war die ganze Zeit stumme Beobachterin seiner Kunstfertigkeit gewesen und hatte fasziniert zugesehen, wie Sascha Pixel für Pixel aus der verschwommenen Videoaufnahme herauskitzelte. Und dabei zeichnete sich immer deutlicher auf dem Monitor das Bild eines Mannes ab. Wieder huschten Saschas Finger über die Tastatur; dann rollte er seinen Kopf im Nacken, um seine schmerzenden Muskeln zu entlasten.

»Das war's, Randi«, sagte er. »Besser schaffe ich es nicht.«

Randi drückte seine Schulter. »Sie haben es großartig gemacht.«

Sie starrte das Bild eines fleischigen Gesichts mit aufgedunsenen Wangen und dicken Lippen an. Das Auffälligste waren die Augen: Sie wirkten groß wie Hühner- und sahen aus, als würden sie aus den Höhlen quellen.

»Ein hässlicher Mann.«

Randi zuckte zusammen, als sie Saschas Stimme hörte. »Wie meinen Sie das?«

»Er sieht aus wie ein Troll - und hat etwas Böses an sich.«

Er hielt inne. »Der Bahnhof...?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Randi der Wahrheit gemäß und tätschelte Saschas Wange. »Vielen Dank. Sie waren eine große Hilfe. Ich brauche jetzt ein paar Minuten, um hier Ordnung zu machen, und dann besorge ich uns eine

Ladung Egg McMuffins. Okay?«

Sascha deutete auf den Laptop und das Handy auf dem Konferenztisch. »Und was ist damit?«

Randi lächelte. »Vielleicht später.«

Sobald er den Raum verlassen hatte und sie alleine war, stellte Randi ein sicheres e-link mit dem leitenden Beamten des Auslandsdienstes in der Botschaft her, der auch CIA-Stationsleiter war. Sobald er sich von ihrer Identität überzeugt hatte, forderte sie ausführliche Informationen über den Mann an, dessen Foto sie gleich übermitteln würde.

Randi schob einen Ausdruck des Bildes in das Faxgerät und überlegte nach einem Blick auf ihre Armbanduhr, dass sie in etwa einer halben Stunde Antwort bekommen würde. Als sie nach ihrer Handtasche griff, dachte sie an Jon Smith und fragte sich, warum dieser »hässliche« Mann für ihn so wichtig war.

»Ganz ruhig bleiben, Adam. Bleiben Sie ruhig.«

Adam Treloar drückte sich in eine Ecke seines komfortablen Fensterplatzes. Er war dankbar, dass er nur wenige Mitreisende in der Ersten Klasse hatte und niemand neben ihm saß. Auch das Dröhnen der Motoren kam ihm zustatten. Trotzdem sprach er im Flüsterton.

»Was soll ich denn tun, Price?«, wollte er wissen. »Smith ist an Bord dieser Maschine. Ich habe ihn *gesehen!*«

Anthony Price drehte seinen Sessel herum und sah durch sein kugelsicheres Fenster hinaus, das von außen undurchsichtig war. Er wählte einen beliebigen Punkt am Himmel und fixierte ihn. Dann verdrängte er alles aus seinem Bewusstsein, was nichts mit dem augenblicklichen

Thema zu tun hatte.

»Aber er hat Sie nicht gesehen, oder?«, erwiderte er, bemüht, seine Stimme beruhigend klingen zu lassen. »Und das wird er auch nicht. Nicht so lange Sie vorsichtig sind.«

»Und - was macht er hier?«

Price hätte viel darum gegeben, das zu wissen. »Das weiß ich nicht«, sagte er bedächtig. »Sobald wir fertig sind, werde ich mich erkundigen. Aber denken Sie daran: *Smith braucht Sie nicht zu kümmern*, und es gibt absolut keinen Grund für ihn, sich für Sie zu interessieren.«

»Lügen Sie mich nicht an!«, zischte Treloar. »Glauben Sie, ich weiß nicht, welche Rolle Smith in der Hades Geschichte gespielt hat?«

»Smith ist nicht mehr bei USAMRIID«, erwiderte Price. »Und dann gibt's da noch etwas, was Sie vielleicht nicht wissen: Seine Verlobte ist bei der Hades Sache ums Leben gekommen. Ihre Schwester arbeitet in Moskau bei einer Investmentfirma.«

»Wollen Sie sagen, dass Smith aus persönlichen Gründen dort war?«

»Könnte durchaus sein.«

»Ich weiß nicht...«, murmelte Treloar. »Ich mag keine Zufälle.«

»Aber manchmal gibt es die eben«, redete Price ihm zu. »Adam, hören Sie mir jetzt zu. Ich Sorge dafür, dass Sie in Dulles sofort und ungehindert durch die Zoll- und Einreisebehörde kommen. Einer von unseren Leuten wird mit einem Wagen auf Sie warten. Sie haben es bereits geschafft. Also beruhigen Sie sich bitte.«

»Und wenn doch etwas schief läuft? Wenn die herausfinden...«

»Adam!«, tadelte Price mit scharfer Stimme. »Darüber

brauchen wir jetzt nicht zu sprechen.«

»Tut mir Leid...«

»Rufen Sie mich sofort an, wenn Sie im Wagen sitzen. Und machen Sie sich keine Sorgen.«

Price beendete das Gespräch. Treloar war immer das schwache Glied in der Kette gewesen. Aber zugleich war er auch unersetzlich. Er war das einzige Mitglied ihrer Gruppe mit wirklich plausiblen Gründen dafür, regelmäßig nach Russland zu reisen. Und außerdem war er Wissenschaftler und wusste, wie man mit Pockenerregern umgeht. Aber das hielt Price, der nichts für Schwächlinge übrig hatte, nicht davon ab, ihn zu verachten.

»Sehen Sie zu, dass Sie nach Hause kommen, Adam«, flüsterte er dem Punkt am Himmel zu. »Sehen Sie zu, dass Sie nach Hause kommen, dann werden Sie ganz bestimmt Ihren gerechten Lohn erhalten.«

Nachdem Nathaniel Klein Washington hinter sich gelassen hatte, fuhr er auf der US 15 bis Thurmont, Maryland, und bog dann auf die Route 77, wo er an Hagerstown vorbei und am Hunting Creek entlangfuhr, bis er das Besucherzentrum des Catoclin Mountain Park erreichte. Er passierte das Häuschen des Parkaufsehers und rollte auf einer zweispurigen Asphaltstraße, bis er schließlich eine Tafel mit der Aufschrift erreichte:

ANHALTEN, WENDEN ODER ABSTELLEN VON FAHRZEUGEN STRENGSTENS VERBOTEN

Um die Anordnung zu unterstreichen, ratterte ein Humvee Geländewagen vom Straßenrand auf ihn zu und baute sich mitten auf der Straße auf.

Klein bremste seinen unauffälligen Buick ab, ließ die Scheibe herunter und zeigte seinen Ausweis. Der Beamte, dem man Kleins Eintreffen avisiert hatte, warf einen Blick auf die Karte und wies Klein dann an, weiterzufahren. Sobald er sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, sumnte sein Autotelefon.

»Hier Klein.«

»Kirov in Moskau. Wie geht es Ihnen, Sir?«

So wie es aussieht besser als Ihnen, dachte er, behielt diese Ansicht aber für sich und sagte nur: »Danke, sehr gut, General.«

»Ich habe Informationen.«

Dann ein kurzes Zögern, als würde der Russe nach der

richtigen Formulierung suchen. Schließlich platzte es förmlich aus ihm heraus: »Beria hat es geschafft, nach St. Petersburg zu kommen, genau wie Sie das vermutet hatten. Ich begreife offen gestanden nicht, wie das möglich war.«

»Und Sie sind sicher?«, wollte Klein wissen.

»Ohne jeden Zweifel. Ein Busfahrer ist an einer Kontrollstelle auf der Fernstraße zwischen Moskau und St. Petersburg angehalten worden. Man hat ihm ein Foto gezeigt, und er hat Beria identifiziert.«

»Wie weit außerhalb von St. Petersburg befindet sich diese Kontrollstelle?«

»In dem Punkt haben wir ein wenig Glück: nur eine Stunde. Ich habe meine Einsatzkräfte sofort in der Stadt und insbesondere im Flughafenbereich konzentriert. Bis zu diesem Zeitpunkt waren keine amerikanischen Maschinen gestartet.«

Kleins Atem ging jetzt etwas ruhiger. Wohin auch immer Beria unterwegs sein mochte, jedenfalls nicht hierher.

»Aber vor fast zehn Stunden ist ein Finnair Flug gestartet«, sagte Kirov. »In der Maschine befindet sich eine amerikanische Reisegruppe.«

Klein schloss die Augen. »Und?«

»Der Beamte an der Zollkontrolle erinnert sich daran, dass die Reiseleiterin ihm einen Stapel Pässe gegeben hat. Er ließ sich bei der Kontrolle Zeit, und einer der Namen fiel ihm auf, weil es ein russischer Name in einem amerikanischen Pass war. Iwan Beria nennt sich jetzt John Strelnikov. Wenn die Finnair Maschine pünktlich ist, wird sie in fünfzehn Minuten auf dem Dulles Airport in Washington landen.«

Klein starrte durch seine Windschutzscheibe auf die Blockhütten, die jetzt vor ihm auftauchten. »General, ich muss Sie noch einmal anrufen.«

»Ich verstehe. Alles Gute, Sir.«

Klein fuhr an den rustikal wirkenden Häusern vorbei, bis er das größte erreicht hatte, das an einem kleinen Teich stand. Er hielt an, stieg aus dem Wagen und eilte zur Tür. Nathaniel Klein hatte Aspen erreicht, das Präsidenten-Blockhaus in Camp David.

Als Camp David 1938 als Erholungsgebiet für Franklin Delano Roosevelt errichtet worden war, hatte es noch den Namen Catoctin Recreational Demonstration Area (RDA) getragen und war damals von Bundesangestellten und ihren Familien benutzt worden. Das umzäunte Gelände umfasste sechzig Hektar Land, auf dem reichlich Eichen, Pappeln, Eschen und Hickorysträucher wuchsen. Die Gästehäuser - die von Staatsgästen, Freunden, der Familie des Präsidenten und anderen Besuchern benutzt wurden - waren jeweils ein Stück von Aspen entfernt und mit ihm durch Fußwege verbunden.

Zwischen den Bäumen konnte Klein den Präsidentenhubschrauber, Marine One, ausmachen. In der augenblicklichen Situation war er froh, dass die Flugzeit nach Washington nur eine halbe Stunde betrug.

Der Secret Service Agent öffnete ihm die Tür, und Klein trat in ein kleines, mit Fichtenbrettern vertäfeltes Foyer. Ein zweiter Agent führte ihn durch ein gemütliches Wohnzimmer in den großen, behaglich ausgestatteten Raum, der dem Präsidenten als Büro diente.

Samuel Adams Castilla saß hinter einem schlichten Schreibtisch und arbeitete. Der ehemalige Gouverneur von New Mexico war mit einem Jeanshemd und einer schlichten Strickjacke bekleidet; er stand auf und streckte

Klein seine kräftige, schwielige Hand hin. Kühle, schiefergraue Augen hinter einer titangeränderten Brille musterten den Besucher.

»Unter normalen Umständen würde ich jetzt sagen: Schön Sie zu sehen, Nate«, begann der Präsident. »Aber da Sie erwähnt haben, dass es dringend ist...«

»Es tut mir sehr Leid, Sie hier stören zu müssen, Mr. President, aber dieses Problem kann nicht warten.«

Castilla fuhr sich über die dunklen Bartstoppeln. »Hat es mit der Geschichte zu tun, über die wir in Houston gesprochen haben?«

»Leider ja.«

Der Präsident wies auf eine der beiden Couchen. »Bringen Sie mich auf den neuesten Stand«, sagte er knapp. Fünf Minuten später wusste Castilla mehr, als er je hatte wissen wollen. »Und wie lautet Ihre Empfehlung, Nate?«, fragte er ruhig.

»Wir ordnen *FIREWALL* an«, erklärte Klein mit angespannter Stimme. »Wir können es uns nicht leisten, dass auch nur einer von diesen Passagieren das Terminalgebäude verlässt.«

Operation *FIREWALL* war in Zusammenarbeit zwischen der Luftfahrtbehörde, dem FBI und dem Pentagon entwickelt worden und stellte eine gezielte Reaktion auf das Eindringen irgendwelcher Terroristen in die Vereinigten Staaten dar. Wenn die Warnung früh genug kam, würde jeder internationale Flughafen und jeder Hafen der Vereinigten Staaten von Sicherheitsbeamten besetzt werden, die dort auf eine Zielperson warteten. Klein wusste, dass es bereits zu spät war, das in Dulles zu tun. Die Zeit reichte gerade noch aus, jeden zur Verfügung stehenden Beamten in Uniform oder Zivil in der Anlage zu alarmieren und die Suchaktion einzuleiten.

Während die Beamten bereits ausschwärmten, würde die Luftfahrtbehörde die Passagierliste an die zentrale Kommandostelle faxen.

Der Präsident starrte ihn ein paar Sekunden lang an, nickte dann und griff nach dem Telefon. Binnen Sekunden hatte er Jerry Matthews, den Leiter des FBI, an der Leitung und erklärte diesem, was zu tun war.

»Ich habe im Augenblick keine Zeit, Sie mit allen Einzelheiten vertraut zu machen, Jerry. Lösen Sie einfach FIREWALL aus. Ich gebe Ihnen, während wir sprechen, die Beschreibung des Verdächtigen per Fax durch.«

Der Präsident nahm die Skizze entgegen, die Klein ihm hinhielt, und schob sie in das Gerät.

»Sein richtiger Name lautet Iwan Beria, Jerry. Er ist serbischer Staatsangehöriger, nennt sich jetzt aber John Strelnikov und reist mit einem gefälschten US Pass. Er ist nicht - ich wiederhole *nicht* - amerikanischer Staatsbürger. Und eines noch, Jerry - das ist eine Situation der Stufe fünf.«

Fünf war die höchste Stufe. Sie bedeutete, dass die fragliche Person nicht nur als bewaffnet und gefährlich galt, sondern auch als eindeutige und unmittelbare Gefahr für die Sicherheit der Nation.

Der Präsident legte den Hörer auf und wandte sich wieder Klein zu. »Er wird sich sofort bei mir melden, sobald er die Dinge in Gang gesetzt hat.«

Kopfschüttelnd fuhr er fort: »Er hat mich gefragt - mit allem Respekt natürlich - woher meine Informationen stammen.«

»Ich verstehe, in welcher Lage Sie sich jetzt befinden, Sir«, erwiderte Klein.

»Ich habe es ja so gewollt.«

Nach dem Albtraum von Hades und den danach stattgefundenen Wahlen hatte Samuel Castilla geschworen, dass es nie wieder dazu kommen würde, dass die Vereinigten Staaten unvorbereitet in eine Krise gerieten. Er hatte vollen Respekt für die Arbeit der traditionellen Sicherheitsbehörden, hielt es aber für dringend geboten, eine neue spezielle Gruppe ins Leben zu rufen - eine kleine Eliteeinheit, geführt von einer einzigen Person, die ausschließlich ihm verantwortlich war.

Nach langen Überlegungen hatte Castilla Nathaniel Klein als Leiter dieser Gruppe, die schließlich den Namen Covert-One bekam, ausgewählt. Unter Einsatz von Mitteln, die aus verschiedenen Behörden abgezweigt worden waren - und ausschließlich mit höchst begabten und vertrauenswürdigen Männern und Frauen besetzt - war Covert-One von einer Idee zu einer eisernen Faust des Präsidenten geworden. *Diesmal, dachte Castilla, haben wir eine Chance, das Ungeheuer aufzuhalten, und nicht von seiner schrecklichen Brut überflutet zu werden.*

Das Klingeln des Telefons riss ihn aus seinen Gedanken.
»Ja, Jerry?«

Castilla lauschte, legte dann die Hand über die Sprechmuschel und wandte sich an Klein.

»Sie haben Strelnikov entdeckt. Nach den Angaben der Einwanderungsbehörde ist er acht Minuten vor Einsetzen von FIREWALL durch die Sperre gegangen.«

Er hielt kurz inne. »Wollen Sie den Alarm aufrecht erhalten, Nate?«

Plötzlich fühlte Klein sich wie ein alter Mann. Beria war ihnen wieder um eine Nasenlänge zuvorgekommen. Für jemanden wie ihn waren acht Minuten eine Ewigkeit.

»Wir haben es jetzt mit einer völlig anderen Situation zu tun, Sir. Wir müssen nach einem Alternativplan handeln.«

Er schilderte mit knappen Worten, was er vorhatte.

Der Präsident wandte sich erneut dem Telefon zu.
»Jerry, hören Sie mir gut zu...«

Noch während Castilla ihm Kleins Vorhaben schilderte, setzte der FBI-Direktor die Anti-Terrorismus Teams des Bureaus, die in Buzzard's Point stationiert waren, in Marsch. Berias Beschreibung wurde auf die Bildschirme in ihren Fahrzeugen übermittelt. Binnen dreißig Minuten würden sie die ersten Taxifahrer, Gepäckträger und sonstige Leute, die irgendwie mit dem Verdächtigen Verbindung gehabt haben könnten, befragen.

»Sagen Sie mir sofort Bescheid, wenn Sie etwas haben«, bat Castilla und beendete das Gespräch. Er wandte sich wieder Klein zu. »Welche Mengen an Pockenerregern sind denn genau gestohlen worden?«

»Genug für eine sich blitzartig ausbreitende Epidemie an der gesamten Ostküste.«

»Wie sieht es mit unseren Beständen an Impfstoff aus - außer denen, die USAMRIID für militärische Einsätze bereithält?«

»Nicht einmal ausreichend, um eine halbe Million Menschen zu impfen. Ich weiß, was Sie als Nächstes fragen werden, Mr. President: Wie lange dauert es, genügend Impfstoff herzustellen? Zu lange. Wochen.«

»Wir müssen es dennoch versuchen. Wie steht es mit Großbritannien, Kanada, Japan - können wir von denen kaufen?«

»Die haben weniger als wir, Sir. Und sie würden ihre Vorräte brauchen, um ihre eigene Bevölkerung zu schützen.«

Einen Augenblick lang herrschte Stille.

»Gibt es irgendwelche Gründe für die Annahme, dass

Beria mit der ausdrücklichen Absicht, den Virus freizusetzen, hierher gekommen ist?«, fragte der Präsident.

»Nein, Sir. Das ist ja das Verrückte - ich meine, dass das unser einziger Hoffnungsschimmer ist. Beria war nie etwas anderes als ein Auftragskiller, ein Vermittler. Was ihn motiviert ist ausschließlich das Honorar, das er für geleistete Dienste bekommt.«

»Vermittler? Wollen Sie damit andeuten, dass er das Virus jemandem hier überbringt?«

»Ich weiß sehr wohl, dass das nur schwer vorstellbar ist, Mr. President. Wenn ein Terrorist einen Bio-Waffen-Angriff auf uns auslösen wollte, wäre es schließlich wesentlich sicherer für ihn, die Waffe *außerhalb* unserer Grenzen bereitzustellen und nicht hier.«

»Und der Pockenerreger ist bereits eine Waffe, oder nicht, General?«

»Ja, Sir. Selbst im Rohzustand ist das Virus äußerst wirksam. Brächte man es in die Wasserversorgung von New York City, würde man damit eine Krise von gewaltigen Ausmaßen auslösen. Aber, Mr. President, wenn man die gleiche Menge des Erregers neu konfiguriert und sie stark verdünnt, sie mit einem Aerosol versetzt, dann kann man damit eine wesentlich größere Fläche sozusagen besprühen - ich meine so, wie man in der Landwirtschaft Unkrautvertilger versprüht.«

Der Präsident verdrehte die Augen. »Sie wollen sagen, warum das Potenzial vergeuden, wenn man es auch maximieren kann?«

»Genau das.«

»Gehen wir einmal davon aus, dass Beria ein Kurier ist - wie weit kann er kommen?«

»Hoffentlich schaffen wir es, ihn im Bereich von

Washington D.C. dingfest zu machen. Beria hat einige Probleme: Er spricht nicht gut Englisch und war noch nie in diesem Land, geschweige denn in diesem speziellen Gebiet. Er wird daher mit Sicherheit irgendwie auffallen.«

»Theoretisch schon, Nate. Aber er wird sich ja nicht gerade einer Besuchergruppe im Weißen Haus anschließen. Er wird das Virus abliefern und verduften. Zumindest wird er das versuchen.«

»Beria muss Helfer auf dieser Seite haben«, räumte Klein ein. »Aber, noch einmal, es handelt sich hier um eine begrenzte Zone. Und wir sollten auch nicht vergessen, dass die Leute, für die Beria tätig ist, nicht daran interessiert sein können, das Virus freizusetzen, bevor der richtige Zeitpunkt für sie gekommen ist. Das bedeutet, dass sie das Virus lagern müssen - sicher lagern müssen. Und das setzt ein sehr gutes Laboratorium voraus. Wir brauchen also keine auffälligen Mietskasernen oder verlassene Lagerhallen zu untersuchen, Mr. President. Irgendwo in der Umgebung gibt es ein Labor, das nach dem neuesten Stand der Technik ausgerüstet ist und speziell für diesen Zweck eingerichtet wurde.«

»Also gut«, erklärte der Präsident. »Die Jagd auf Beria ist eingeleitet. Und außerdem werden wir nach diesem Labor suchen. Für den Augenblick sorgen wir dafür, dass nichts an die Öffentlichkeit gelangt. Totale Nachrichtensperre. Sonst noch etwas?«

»Nein, Sir. Was die Medien betrifft: Kirov hat sich mächtig darum bemüht, in Russland nichts durchsickern zu lassen. Aber wenn etwas herauskommt, dann wird das dort der Fall sein. Ich schlage vor, Sie fragen Präsident Potrenko, wenn Sie ihn anrufen, was er unternommen hat, um die Nachrichtensperre auf seiner Seite sicherzustellen.«

»Wird gemacht. Und was ist jetzt mit diesem zweiten Mann, den Sie erwähnt haben, den, mit dem Beria sich möglicherweise in Moskau getroffen hat?«

»Der ist unser geheimer Trumpf«, sagte Klein leise. »Wenn wir ihn in die Finger bekommen, dann können wir ihn dazu benutzen, an Beria heranzukommen.«

Unmittelbar nachdem Adam Treloar die zwei Klingeltöne gehört hatte, die darauf hinwiesen, dass das Flugzeug das Gate erreicht hatte, stand er auf und eilte zum vorderen Ausgang. Die restlichen Passagiere der Ersten Klasse schlossen sich ihm an und versperrten daher dem Mann, der ihn nicht sehen durfte, die Sicht auf ihn.

Treloar trommelte mit den Fingern auf seinem Bordcase und wartete ungeduldig darauf, dass die Eingangstür nach oben glitt. Seine Anweisungen waren präzise gewesen. Er hatte sie sich ständig wiederholt, bis er sie wie eine Litanei auswendig kannte. Die einzige Frage war, ob er alles würde ungestört ausführen können...

Die Tür glitt auf, die Flugbegleiterin trat zur Seite, und Treloar schoss nach draußen. Er eilte mit langen Schritten durch den Tunnel, trat in einen grell beleuchteten Korridor hinaus, der zu einer Rolltreppe führte, hastete sie hinunter und stand kurz drauf vor den Schaltern der Einreisekontrolle. Dahinter waren die Gepäckausgaben und die Zollkontrolle.

Treloar hatte mit Überfüllung gerechnet und hätte das auch vorgezogen. Aber auf dem Dulles Airport herrschte nicht so viel Betrieb wie im Kennedy oder Los Angeles, und gleichzeitig oder kurz vor American 1710 waren keine weiteren Auslandsflüge gelandet. Also trat er an einen freien Schalter und reichte seine Papiere einem Beamten, der einen kurzen Blick auf seinen Pass warf und ihm die

sinnlose Frage stellte, wo er gewesen sei. Treloar erklärte wahrheitsgemäß, dass er in Russland das Grab seiner Mutter besucht habe, worauf der Beamte würdevoll nickte, etwas auf das Zollformular kritzelte und ihn durchwinkte.

Treloar hatte Gepäck, wollte aber keine Zeit mit Warten vergeuden, bis es auf dem Laufband auftauchte. Die Anweisungen an ihn waren in diesem Punkt ganz eindeutig gewesen: Er sollte das Terminalgebäude so schnell wie möglich verlassen. Also ging Treloar an den Gepäckkarussells vorbei und riskierte es, sich kurz umzusehen. Am anderen Ende stand Jon Smith an einem für Diplomaten und Flugzeugbesatzungen reservierten Einreiseschalter. Wieso...? Aber natürlich! Smith gehörte zum Pentagon und würde daher mit Militärpapieren und nicht mit einem zivilen Pass reisen.

Mit seiner Karte in der Hand ging Treloar auf den Zollbeamten zu.

»Sie reisen mit leichtem Gepäck, Sir«, meinte der Beamte.

Treloar erinnerte sich an seine Instruktionen und erklärte, er habe sein Gepäck vorausschicken lassen und sich dabei eines speziellen Kurierdienstes bedient, der hauptsächlich für wohlhabende Reisende tätig war, die sich nicht mit ihren eigenen Koffern belasten wollten. Der Mann war mit dieser Einrichtung vertraut und winkte ihn durch.

Aus dem Augenwinkel sah Treloar, wie Smith zu demselben Beamten ging. Er bog nach rechts ab, um Smith auszuweichen.

»Nein, Sir!«, rief der Zollbeamte. »Sie müssen nach links.«

Treloar drehte sich ruckartig um und wäre beinahe in den Tunnel gerannt, der die Ankunftshalle mit dem

Terminalgebäude verband.

»Dr. Smith?«

Er wandte sich dem Zollbeamten zu, der ihn ansprach.
»Ja?«

»Da ist ein Gespräch für Sie, Sir. Sie können es dort drinnen entgegennehmen.«

Der Beamte öffnete die Tür zu einer kleinen Zelle, wo gewöhnlich Reisende verhört wurden, die man aus irgendeinem Grund zurückgehalten hatte. Er wies auf ein Telefon, das auf dem Schreibtisch stand, und sagte:
»Leitung eins.«

»Hier Smith.«

»Jon, ich bin's, Randi.«

»Randi!«

»Hör zu. Ich hab nicht viel Zeit. Der Mann auf dem Bild ist positiv identifiziert worden. Es ist Adam Treloar.«

Smith' Finger krampften sich um den Telefonhörer.
»Bist du sicher?«

»Eindeutig. Wir haben das Video so lange bearbeitet, bis wir einen guten Ausdruck bekommen konnten, und den habe ich in die Botschaft geschickt. Du brauchst dir aber keine Sorgen zu machen. Die Katze ist immer noch im Sack. Ich habe einfach behauptet, Treloar sei ein potenzieller Investor und habe gebeten, allgemeine Erkundigungen über ihn einzuziehen.«

»Und was hast du dabei in Erfahrung gebracht?«

»Seine Mutter war Russin, Jon. Sie ist vor einer Weile gestorben. Treloar kommt häufig hierher, ich nehme an, um ihr Grab zu besuchen. Oh, und er war in derselben Maschine wie du - American Airlines 1710.«

Das verblüffte Smith. »Randi, ich kann dir gar nicht genug danken. Aber jetzt muss ich mich beeilen.«

»Was soll ich mit dem Laptop und dem Handy machen, die du mir gebracht hast?«

»Kannst du deinen Wunderknaben darauf ansetzen?«

»Das habe ich mir schon gedacht. Ich rufe dich an, sobald ich etwas weiß.«

Smith verließ das kleine Büro und ging mit schnellen Schritten zum Zollschalter, wo er den Beamten fand, der ihm das Gespräch vermittelt hatte.

»Ich muss Sie um Unterstützung bitten«, sagte er eindringlich und zeigte ihm seinen Militärausweis. »An Bord von AA 1710 war ein Passagier namens Adam Treloar. Können Sie herausfinden, ob er bereits die Zollkontrolle passiert hat?«

Der Beamte sah auf seinen Bildschirm. »Da haben wir ihn... Treloar. Er ist vor etwa zwei Minuten durchgekommen. Wollen Sie...?«

Aber Smith war bereits unterwegs. Er zog sein Handy heraus und wählte Kleins Nummer, während er in die Empfangshalle rannte.

»Hier Klein.«

»Sir, ich bin's, Smith. Der Mann, der mit Beria zusammen war, ist Amerikaner. Dr. Adam Treloar. Er ist Wissenschaftler bei der NASA und war Passagier auf dem Flug von London nach Washington.«

»Können Sie ihn finden?«, fragte Klein eindringlich.

»Er hat zwei Minuten Vorsprung, Sir. Vielleicht hole ich ihn noch ein, bevor er den Terminal verlässt.«

»Jon, ich bin in Camp David mit dem Präsidenten zusammen. Bleiben Sie bitte dran.«

Das Handy ans Ohr gepresst, bahnte Smith sich seinen

Weg durch die Menschen in der Halle.

»Jon, hören Sie zu. Vor kurzem ist FIREWALL-Alarm für Beria gegeben worden. Aber er ist durchgeschlüpft. Jetzt, wo wir wissen, mit wem man ihn gesehen hat, ist es äußerst wichtig, dass Sie Treloar finden. Wir haben FBI-Agenten in der Gegend...«

»Das bringt nichts, Sir. Die zu informieren würde viel zu lange dauern. Ich glaube, wenn hier jemand eine Chance hat, dann bin ich das.«

»Dann nutzen Sie sie.«

Smith rannte durch den Tunnel; er war mit der Anlage von Dulles genau vertraut. Nach der Zoll- und Einwanderungskontrolle gingen die Passagiere durch den Ankunftsbereich zu den anderen Gates oder, falls Washington ihr Endziel war, in ein Areal, wo speziell gebaute Transitbusse bereitstanden, die ihr Chassis bis zum Abflugbereich hochfahren konnten. Sobald die Passagiere eingestiegen waren, wurde das Chassis abgesenkt, und die Busse fuhren quer über das Flughafengelände zum Hauptterminal. Dort wiederholte sich dieser Andockprozess; die Passagiere stiegen aus und gingen zu den Ausgängen.

Smith rannte an den Läden und Zeitungsständen vorbei, huschte zwischen den Passagieren durch und versuchte immer wieder Treloar zu entdecken. Als er das Ende der Halle erreicht hatte, fand er sich in einem großen Wartesaal. An einer Wand befanden sich Glastüren von der Art, wie sie bei Fahrstühlen benutzt werden; die Passagiere gingen hindurch, um zu den Bussen zu gelangen. Im Moment parkte nur ein einziger Bus an der Laderampe. Smith drängte sich rücksichtslos an den etwa zwanzig Reisenden vorbei, die gerade im Begriff waren einzusteigen.

Ohne auf ihre Proteste zu achten, schob Smith sich in den Bus und musterte die Gesichter der dort Wartenden. Treloar war nicht dabei.

Smith schlug mit der Faust an die Trennscheibe, hinter der der Fahrer saß. Ein verstörtes schwarzes Gesicht sah ihn an und blickte dann auf den Ausweis, den er gegen das Glas drückte.

»Ist hier gerade ein anderer Bus abgefahren?«, schrie er.

Der Fahrer nickte und deutete auf einen Bus, der etwa die Hälfte der Strecke zwischen dem Ankunftsbereich und dem Hauptterminal zurückgelegt hatte.

Smith drehte sich um und bahnte sich den Weg wieder nach draußen. Als er einen Notausgang entdeckte, rannte er darauf zu. Alarmglocken schrillten, als er die Tür mit der großen roten Warntafel aufriss.

Er hastete die Rampe hinunter und entdeckte neben einer Reihe Gepäckkarren den leeren PKW eines Flughafenaufsehers. Der Motor lief. Er riss die Tür auf, sprang mit einem Satz hinter das Steuer und trat das Gaspedal durch, worauf der Wagen sich mit einem Satz über die Piste in Bewegung setzte und gerade noch eine Kollision mit einem heranrollenden Tankwagen vermeiden konnte.

Die Fahrt quer über die Piste nahm keine halbe Minute in Anspruch. Smith ließ den Wagen einfach stehen und rannte auf den Bus zu. Da das nach oben ausgefahrene Chassis fast zweieinhalb Meter über ihm war, konnte er nur die Köpfe der aussteigenden Passagiere sehen.

Smith riss eine weitere Nottür auf und fand sich in einem identischen Warteraum, der mit Passagieren gefüllt war, die darauf warteten, einzusteigen. Er drehte sich um und beobachtete die Rücken der Leute, die gerade aus dem Bus gekommen waren. Sein Blick huschte über die Gesichter,

die ihn umgaben. Treloar konnte unmöglich bereits hinausgeschlüpft sein. Nicht so schnell.

Dann sah er ihn, zuerst nur ganz kurz. Aber es war unverkennbar Treloar, bereits hinter der Glasschiebetür zum Wartebereich draußen für Taxis, Limousinen und Privatfahrzeuge.

Smith rannte weiter und zwängte sich gerade noch rechtzeitig durch die Schiebetür, um sehen zu können, wie der Verfolgte in eine schwarze Lincoln Limousine mit dunkel getönten Scheiben steigen wollte.

»Treloar!«

Smith hastete auf den Wagen zu, sah das Entsetzen in den eigentümlichen Augen des anderen und registrierte, wie Treloar seine Reisetasche an sich presste.

Treloar sprang in den Wagen und knallte die Tür zu. Smith erreichte das Fahrzeug gerade noch rechtzeitig, um nach dem Türgriff zu greifen. Aber da schoss die schwere Limousine schon davon und warf ihn zu Boden. Smith zog die Schulter ein, schützte sich damit vor dem Aufprall und ließ sich abrollen. Als er wieder auf den Beinen war, hatte der Lincoln sich bereits in den Verkehrsstrom eingereiht.

Zwei Flughafenpolizisten kamen gerannt und packten ihn an beiden Armen. Dreißig wertvolle Sekunden wurden vergeudet, während Smith sich auswies. Schließlich erreichte er Klein.

»Haben Sie die Nummer?«, fragte Klein, nachdem Smith ihm von dem Wagen berichtet hatte.

»Nein. Aber die letzten drei Ziffern habe ich gesehen. Und in der unteren rechten Ecke war ein gelber Aufkleber. Sir, der Lincoln ist auf eine Regierungsbehörde zugelassen.«

»Wo fahren wir hin?«

Die dunkel getönte Trennscheibe hinderte Adam Treloar daran, den Fahrer zu sehen. Dessen Stimme, die aus versteckten Lautsprechern kam, klang schnarrend.

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, Dr. Treloar. Alles ist arrangiert. Bitte, verhalten Sie sich ruhig und genießen Sie die Fahrt. Und bitte keine weiteren Gespräche, bis wir unser Ziel erreicht haben.«

Treloars Blick huschte zu den Türschlössern. Er drückte die Knöpfe, um sie zu entriegeln, aber ohne Erfolg.

Was geht hier vor?

So sehr er auch bemüht war, sich zu beruhigen, konnte Treloar das Bild von Smith doch nicht verdrängen: Er sah ihn im Flugzeug vor sich - und im Zollbereich, wo Smith ihn entdeckt hatte; Smith' Gesichtszüge hatten das verraten. Treloar betrachtete es als ein Wunder, dass der Bus angefahren war, bevor Smith hatte einsteigen können. Aber das hatte ihn nicht aufgehalten. Smith kam ihm vor wie ein Bluthund, der die Jagd einfach nicht aufgab. Auch im Hauptgebäude war er von Smith entdeckt worden, nur Sekunden, bevor er durch die Ausgangstür gerannt war. Und auch jetzt hatte ihn Smith beinahe eingeholt. Treloar zuckte zusammen, als er wieder die Hand vor sich sah, die sich um den Türgriff schloss und ihn zu öffnen versuchte.

Jetzt bin ich in Sicherheit, dachte er, immer noch bemüht, ruhiger zu werden. *Der Wagen hat auf mich gewartet, wie man es versprochen hat. Und dort, wo ich hinfahre, kommt Smith nicht an mich heran.*

Das linderte seine Sorge etwas, aber andere Fragen konnte es nicht verdrängen: Warum war Smith hinter ihm her? Argwöhnte er etwa, dass Treloar die Pockenerreger bei sich hatte? Oder wusste er es gar?

Unmöglich!

Treloar war mit der Vorgehensweise bei Biowaffenalarm durchaus vertraut. Wenn Smith auch nur den leisesten Verdacht gehabt hätte, dass er der Kurier war, wäre es Treloar niemals gelungen, den Laufgang zu verlassen, ohne verhaftet zu werden.

Warum also? Was hatte Smith dazu veranlasst, ihm zu folgen?

Treloar lehnte sich in die weichen Lederpolster zurück und blickte nach draußen. Durch die abgedunkelten Scheiben kam es ihm vor, als führe er durch die Nacht. Der Wagen rollte schnell über die Fernstraße, die von den Industrieparks rund um den Flughafen in die Stadt führte. Der Fahrer schien keinen Gedanken daran zu verschwenden, dass man ihn wegen Überschreitung der Geschwindigkeitsbegrenzung anhalten könnte.

Treloar sollte das nur recht sein. Je früher sie ihr Ziel erreichten, umso früher würde er Antwort auf seine Fragen finden.

Dass Adam Treloar entkommen war, passte Nathaniel Klein gar nicht. »Ich weiß, dass Sie Ihr Bestes getan haben, Jon«, sagte er über eine abhörsichere Verbindung. »Aber jetzt müssen wir uns um Beria und Treloar kümmern.«

Smith lehnte an einer Säule vor dem Terminalgebäude.

»Das ist mir klar, Sir. Aber was Treloar angeht wissen wir immerhin, dass der Wagen, der ihn abgeholt hat, ein

Regierungskennzeichen trägt.«

»Das lasse ich gerade untersuchen«, erwiderte Klein.
»Ich begreife nur nicht, weshalb er weggerannt ist.«

»Weil er schuldig ist«, erklärte Smith kühl. »Treloar hatte keinen Anlass, mir aus dem Weg zu gehen. Es war klar, dass er sich von der Begegnung in Houston her an mich erinnerte. Weshalb also wegrennen? Wovor hatte er solche Angst?«

Smith hielt kurz inne. »Und wohin war er in solcher Eile unterwegs? Er hat nicht einmal sein Gepäck abgeholt.«

»Aber Sie sagen doch, dass er ein Bordcase dabei hatte.«

»Das hat er festgehalten, als ob die Kronjuwelen drin wären.«

»Augenblick mal«, sagte Klein. »Da kommt etwas wegen dieser Nummernschilder.«

Smith hörte das Geräusch eines Druckers, und dann meldete Klein sich wieder.

»Der Wagen, der auf Treloar gewartet hat, ist auf die NASA zugelassen.«

»Na schön; Treloar hat dort eine leitende Position. Das könnte durchaus ausreichen, dass sie ihm einen Fahrer schicken. Was aber immer noch die Frage unbeantwortet lässt, weshalb er es so eilig hatte.«

»Wenn er auf der Flucht ist, Jon, hätte er sich dann ein so auffälliges Fahrzeug bestellt?«

»Sicher - weil er ja nicht damit gerechnet hat, mich zu sehen oder irgendwie angehalten zu werden.«

Smith überlegte. »Sehen wir zu, dass wir den Wagen finden und fragen ihn dann, Sir.«

»Ich weiß etwas Besseres. Ich werde eine BOLO-Fahndung nach Treloar veranlassen.«

Das war eine sehr weitreichende Maßnahme. Eine BOLO-Fahndung bedeutete, dass jeder Vollzugsbeamte im Umkreis von hundert Meilen von Washington Treloars Beschreibung und die Anweisung erhalten würde, ihn sofort festzunehmen.

»Und bis wir ihn haben«, fuhr Klein fort, »bitte ich Sie, hierher nach Camp David zu kommen. Der Präsident möchte über Beria informiert werden. Ich will, dass er Ihren Bericht aus erster Hand erhält.«

Der Lincoln rollte die Wisconsin Avenue hinauf und bog dann in eine ruhige, schattige Seitenstraße. Treloar hatte an der Georgetown University studiert und kannte die Gegend daher: Volta Place, ein Viertel am äußeren Rand des Campus, das gerade im Begriff war, in Mode zu kommen.

Die Türschlösser schnappten hoch, und der Fahrer hielt ihm die Tür auf. Treloar zögerte kurz, griff dann nach seinem Bordcase und stieg langsam aus dem Wagen. Jetzt hatte er zum ersten Mal Gelegenheit, sich den Fahrer näher anzusehen - gebaut wie ein Footballprofi, mit einem kantigen, ausdruckslosen Gesicht und dann einen Blick auf sein Ziel zu werfen, ein hübsches, erst vor kurzem renoviertes Häuschen mit weiß gestrichenen Ziegelwänden und schwarz lackierten Türen und Fensterläden.

Der Fahrer öffnete die Tür in dem schmiedeeisernen Zaun, der eine kleine Rasenfläche vor dem Haus begrenzte. »Man erwartet Sie, Sir.«

Treloar ging über den Plattenweg auf das Gebäude zu und griff gerade nach dem altmodischen Klopfer in Form eines Löwenkopfs, als sich die Tür öffnete. Er trat in einen winzigen Vorraum mit poliertem Parkettboden und einem Orientteppich.

»Adam, schön, Sie zu sehen.«

Treloar wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als er Dylan Reeds Stimme hörte.

»Erschrecken Sie doch nicht so«, sagte Reed, schloss die Tür und sperrte sie ab. »Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, dass ich hier sein würde? Jetzt ist alles in Ordnung.«

»Es ist *nicht* in Ordnung!«, brauste Treloar auf. »Sie wissen nicht, was am Flughafen passiert ist. Smith...«

»Ich weiß *genau*, was in Dulles passiert ist«, fiel Reed ihm ins Wort. »Und ich weiß auch über Smith Bescheid.«

Sein Blick wanderte zu dem Bordcase. »Ist es da drin?«

»Ja.«

Treloar reichte ihm die Tasche und folgte Reed in eine kleine Küche mit Blick auf einen Innenhof.

»Ausgezeichnet haben Sie das gemacht, Adam«, sagte Reed. »Wirklich ausgezeichnet.«

Er griff nach einem Handtuch, holte den Behälter aus dem Bordcase und stellte ihn in den Kühlschrank.

»Die Stickstoffladung...« setzte Treloar an.

Reed sah auf die Uhr. »Ich weiß. Die reicht noch zwei Stunden. Keine Sorge. Bald wird das Zeug richtig gelagert sein.«

Er wies auf einen runden Tisch in der Frühstücksnische. »Setzen Sie sich doch. Ich hole Ihnen einen Schluck zu trinken, und dann können Sie mir alles erzählen.«

Treloar hörte, wie Eiskwürfel in ein Glas fielen. Als Reed zurückkehrte, hielt er zwei hohe Gläser mit Eis und eine Flasche Scotch in der Hand.

Nachdem er reichlich eingesehen hatte, hob er sein Glas. »Gut gemacht, Adam.«

Treloar würgte einen Schluck hinunter und schüttelte

dann heftig den Kopf. Reeds Gleichmut machte ihn wahnsinnig.

»Ich sage Ihnen doch, es ist *nicht* alles in Ordnung!«

Der Whisky löste ihm die Zunge, und es sprudelte förmlich aus ihm heraus. Er verschwieg nichts, nicht einmal was er im *Krokodil* getrieben hatte, weil Reed ihm schon vor langem klar gemacht hatte, dass er über seine Neigungen informiert war. Er ließ keine Minute seiner Reise aus, um Reed damit die Möglichkeit zu geben, seine Überlegungen nachzuvollziehen.

»Verstehen Sie denn nicht?«, fragte er mit fast kläglichem Stimme. »Es *kann* kein Zufall gewesen sein, dass Smith in derselben Maschine wie ich saß. In Moskau muss sich etwas ereignet haben. Jemand muss der Kontaktperson, wer auch immer sie war, gefolgt sein. Die haben uns zusammen gesehen, Dylan. Die können eine Verbindung zwischen ihm und mir herstellen! Und dann diese Szene im Flughafen - Smith hat versucht, mich aufzuhalten. *Warum?* Es sei denn, er wusste...«

»Smith weiß gar nichts.«

Reed füllte Treloars Glas nach. »Wenn man Sie verdächtigen würde - glauben Sie denn nicht, dass dann das halbe FBI Sie erwartet hätte?«

»Ja, daran habe ich auch gedacht! Ich bin doch nicht blöd. Aber so ein Zufall...«

»So - jetzt haben Sie es selbst gesagt: Zufall.«

Reed beugte sich vor und sah sein Gegenüber mit ernster Miene an. »Ich glaube, vieles davon war meine Schuld. Als Sie mich vom Flugzeug aus anriefen, habe ich Ihnen Anweisungen erteilt, die Sie, das ist mir bewusst, buchstabengetreu befolgt haben. Aber was ich Ihnen geraten habe, war unklug. Ich hätte Ihnen sagen sollen, dass Sie *nicht* wegzulaufen brauchen, wenn Smith auf Sie

zukommt. Das war ganz bestimmt nur normale Wissbegierde seinerseits, schließlich hat er sich von Houston her an Sie erinnert. Da ist es doch ganz normal, dass er Sie ansprechen wollte.«

»Glauben Sie mir, es war mehr«, erwiderte Treloar hartnäckig. »Sie waren nicht dabei.«

Das ist wahr. Aber meine Gedanken waren immer bei Ihnen...

»Jetzt hören Sie mir zu, Adam«, sagte Reed. »Sie sind in Sicherheit. Sie haben getan, was notwendig war und sind jetzt wieder zu Hause. Überlegen Sie doch: Was kann man denn von Ihnen wollen? Sie haben das Grab Ihrer Mutter besucht. Das ist voll dokumentiert. Sie haben sich in Moskau ein wenig umgesehen. Damit haben Sie niemandem geschadet. Und dann kommen Sie wieder nach Hause. Der Flughafen? Sie hatten es eilig. Sie hatten keine Zeit, Ihren Koffer mitzunehmen. Und Smith? Den haben Sie doch nie richtig zu Gesicht bekommen, oder?«

»Aber warum war er hinter mir her?«, wollte Treloar wissen.

An diesem Punkt half nur ein Stückchen Wahrheit, erkannte Reed. »Weil Ihre Kontaktperson in Scheremetjevo von einer Überwachungskamera aufgenommen worden ist - und Sie mit ihm.«

Treloar stöhnte.

»Hören Sie, Adam! Die haben ein Band von zwei Männern, die nebeneinander an der Theke eines Erfrischungsstandes in einem Flughafen sitzen. Das ist *alles!* Keine Stimme, nichts, was Sie beide miteinander in Verbindung bringt. Aber weil sie wissen, was der Kurier bei sich hatte, sehen sie sich alle Kontaktpersonen genau an.«

»Die wissen über die Erreger Bescheid«, sagte Treloar

stumpf.

»Die wissen, dass die Erreger verschwunden sind. Und dass der Kurier sie bei sich hatte. Aber derjenige, hinter dem sie her sind, ist *er*, nicht Sie. Niemand verdächtigt *Sie* in irgendeiner Weise. Sie sind nur zufällig neben diesem Mann gestanden.«

Treloar rieb sich mit beiden Händen das Gesicht. »Ich weiß nicht, ob ich das ertragen würde, Dylan... verhört zu werden, meine ich.«

»Sie haben gar nichts zu befürchten, weil Sie nichts getan haben«, wiederholte Reed. »Selbst wenn man einen Lügendetektor einsetzen würde, was könnten Sie schon sagen? Kannten Sie die Identität des Mannes, der neben Ihnen stand? Nein. Sollten Sie sich mit ihm treffen? Nein. Die Kontaktperson hätte genauso gut eine Frau sein können.«

Treloar nahm wieder einen Schluck aus seinem Glas. So betrachtet sah alles schon besser aus. Er fühlte sich ein wenig wohler. Da war so vieles, was er verneinen konnte. »Ich bin völlig erschöpft«, sagte er. »Ich brauche jetzt Schlaf, irgendwo, wo niemand mich stören kann.«

»Ist bereits veranlasst. Der Fahrer bringt Sie zum Four Seasons. Dort ist eine Suite für Sie reserviert. Lassen Sie sich so viel Zeit, wie Sie brauchen. Rufen Sie mich dann später an.«

Als Treloar aufstand, legte Reed ihm den Arm über die Schulter und brachte ihn zur Tür. »Der Wagen wartet draußen. Adam, ich danke Ihnen. Wir alle danken Ihnen. Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen.«

Treloars Hand lag bereits auf dem Türknauf. »Das Geld?«, fragte er halblaut.

»Im Hotel erwartet Sie ein Umschlag. In dem Umschlag finden Sie zwei Nummern. Die eine ist für das Konto, die

andere ist die Privatnummer des Bankdirektors in Zürich.«

Treloar trat ins Freie. Wind war aufgekommen, und er fröstelte. Als er sich umschaute, hatte sich die schwarz lackierte Tür bereits hinter ihm geschlossen.

Der Wagen wartete nicht vor dem Haus. Treloar sah die Straße hinauf und hinunter und entdeckte ihn schließlich eine halbe Straße entfernt. Er glaubte zu begreifen, warum das so war: Es gab keine Parkplätze.

Während er die Straße hinunterging und spürte, wie der Scotch ihn von innen heraus wärmte, vergegenwärtigte er sich noch einmal, was Reed zu ihm gesagt hatte. Er hatte Recht: Alles, was in Russland geschehen war, lag hinter ihm. Niemand besaß irgendwelche Beweise, die ihn belasteten. Und außerdem wusste er so viel über Reed, Bauer und die anderen, dass die ihn immer würden schützen müssen.

Der Gedanke, über so viel Macht zu verfügen, machte Treloar unvorsichtig. Er blickte auf und rechnete damit, den Lincoln zu seiner Linken zu sehen. Aber er stand noch ein Stück weiter die Straße hinunter, einen Steinwurf von der Wisconsin Avenue entfernt. Er schüttelte den Kopf. Offenbar war seine Müdigkeit größer, als ihm das bewusst gewesen war; er musste die Entfernung falsch eingeschätzt haben. Dann hörte er das weiche Klatschen von Leder-sohlen auf Beton, Schritte, die sich ihm näherten.

Treloar sah zuerst die Schuhe, dann die Hosenbeine mit den messerscharfen Bügelfalten. Als er aufblickte, war die Gestalt keine zwei Schritte mehr von ihm entfernt.

»Sie!«

Treloars Augen weiteten sich, als er Iwan Beria anstarrte. Beria trat schnell einen Schritt auf ihn zu. Treloar konnte seinen Atem riechen, hörte das leise Pfeifen in Berias Nase.

»Ich habe Sie vermisst«, sagte Beria leise.

Treloar stieß einen schwachen Schrei aus, als ein scharfer Schmerz durch seine Brust zuckte. Einen Augenblick dachte er, er habe einen Herzanfall.

»Als Sie ein kleiner Junge waren, haben Sie da mit einer Nadel Luftballons angestochen? Mehr sind Sie nämlich auch nicht. Bloß ein Luftballon.«

Treloar klammerte sich absurderweise an dem Bild fest, als Berias Stilett bereits sein Herz durchbohrte. Er seufzte tief und spürte, wie alle Luft aus seinen Lungen strömte. Als er dann auf dem Bürgersteig lag, konnte er die Fußgänger auf der Wisconsin Avenue sehen, und Beria, der den Bürgersteig verließ. Er musste wohl versucht haben, einen Schrei auszustoßen, denn Beria drehte sich um und sah ihn an. Dann, während seine Augen sich schlossen, schloss sich auch die Tür des schwarzen Lincoln.

Dr. Dylan Reed hatte Adam Treloar bereits aus seinem Bewusstsein verdrängt, als die Tür hinter ihm zugefallen war. Da er die Arrangements selbst getroffen hatte, wusste er, was dem arglosen Wissenschaftler bevorstand. Als er in die Küche zurückkehrte, erwarteten ihn dort Dr. Karl Bauer und General Richardson - Letzterer in Zivil.

Richardson klappte gerade sein Handy zu. »Ich habe soeben mit Beria gesprochen. Alles erledigt.«

»Dann sollten wir machen, dass wir hier wegkommen«, erwiderte Reed.

Er sah zu Bauer hinüber, der den Behälter bereits aus dem Kühlschrank geholt hatte und ihn jetzt auf der Anrichte öffnete. Zu seinen Füßen stand eine Titankiste von der Größe einer Kühlbox, wie man sie zu Picknicks verwendet.

»Wollen Sie das wirklich hier tun, Karl?«

Bauer schraubte den Behälter erst ganz auf, bevor er antwortete. »Öffnen Sie bitte die Box, Dylan.«

Reed kniete nieder und zog an den Handgriffen. Ein leichtes Zischen war zu hören, als der Deckel sich öffnete.

In der Box war erstaunlich wenig Platz, aber Reed wusste, dass es sich bei der Box lediglich um eine etwas größere Version des Behälters handelte, den Treloar aus Russland mitgebracht hatte. Die dicken Wände waren mit Stickstoffkapseln besetzt, die das Innere auf einer gleichmäßigen Temperatur von minus zweihundert Grad Celsius halten würden. Bei der Box handelte es sich um eine Entwicklung der Bauer-Zermatt AG, die allgemein für den Transport toxischer Kulturen eingesetzt wurde.

Die Hände mit dicken Spezialhandschuhen geschützt, holte Bauer die innere Kammer mit den Ampullen aus dem thermosflaschenähnlichen Behälter. Sie sahen aus wie winzige Geschosse, dachte er. Nur dass sie wesentlich gefährlicher als jede Kernwaffe im Arsenal der Vereinigten Staaten waren.

Obwohl Bauer den Umgang mit Viruskulturen seit mehr als vierzig Jahren gewöhnt war, vergaß er nie ihre Gefährlichkeit. Er achtete darauf, dass die Arbeitsplatte und der Boden völlig trocken und seine Hände ganz ruhig waren, bevor er nach den Ampullen griff und sie in die dafür vorgesehenen Vertiefungen in der Box legte. Dann klappte er den Deckel zu, tippte eine alphanumerische Kombination in das Sicherheitsschloss und stellte die Temperatur ein.

»Gentlemen, die Uhr läuft«, sagte er, als er aufblickte.

Die Reihenhäuser am Volta Place hatten eines gemeinsam: Jedes verfügte über eine kleine Garage in den Hinterhöfen, die an eine schmale Gasse grenzten. Reed

und Richardson trugen die Kühlbox in die Garage und verstaute sie im Laderaum eines Volvo Kombi. Bauer blieb noch einen Augenblick zurück und vergewisserte sich, dass nichts liegen geblieben war, was eine Verbindung zwischen den drei Männern und diesem Haus ermöglichen würde. Wegen Fingerabdrücken, Fasern von ihrer Kleidung oder sonstigen forensischen Kleinigkeiten machte er sich keine Sorgen; in wenigen Augenblicken würde ein spezielles NSA Reinigungsteam eintreffen und das Innere des Hauses feucht auswischen und absaugen. Die NSA unterhielt im Bereich Washingtons mehrere derartige Safe Houses. Für das Reinigungsteam war das nicht mehr als eine beliebige Station auf ihrem Einsatzplan.

Als Bauer zur Garage ging, hörte er das Heulen von Sirenen auf der Wisconsin Avenue.

»Wie es scheint, wird Adam Treloar jetzt gleich seine letzte Rolle spielen«, murmelte er, als er zu den beiden anderen in den Kombi stieg.

»Nur schade, dass er die Kritiken nicht mehr lesen kann«, sagte Reed und fuhr den Wagen aus der Garage.

Peter Howell stand auf der obersten Stufe der breiten Freitreppe, die zur Galleria Regionale an der Via Alloro hinaufführte. Die wohl berühmteste Galerie Siziliens besaß Gemälde von Antonello da Messina und das grandiose Fresko *Triumph des Todes* von Laurana aus dem 15. Jahrhundert, das Howell ganz besonders schätzte.

Er hielt sich ein Stück abseits von den Touristen, die die Treppe bevölkerten, vergewisserte sich, dass niemand ungewöhnliches Interesse für ihn zeigte, zog dann sein abhörsicheres Handy aus der Tasche und wählte die Nummer, die Jon Smith ihm gegeben hatte.

»Jon? Hier Peter. Wir müssen miteinander reden.«

Achttausend Kilometer von ihm entfernt, steuerte Smith den Wagen auf den Randstreifen von Route 77.

»Sprechen Sie, Peter.«

Ohne seine Umgebung aus dem Auge zu lassen oder seine Wachsamkeit zu reduzieren, schilderte Howell sein Treffen mit dem Schmuggler Franco Grimaldi, den Attentatsversuch, den man auf ihn verübt hatte, und seine Begegnung mit Master Sergeant Travis Nicols und seinem Partner Patrick Drake.

»Und Sie sind sicher, dass es amerikanische Soldaten waren?«, fragte Smith.

»Absolut«, erwiderte Howell. »Ich habe das Postamt beobachtet, Jon. Da stand ein Offizier an dem Schließfach, genau wie Nicols das gesagt hatte. Aber ich hatte keine Chance, ihn mir zu schnappen - und weiß auch nicht, wie ich in Ihren Stützpunkt außerhalb von Palermo gelangen

sollte.«

Howell hielt kurz inne. »Jetzt sagen Sie mir, was Ihre Soldaten da für ein Spiel treiben, Jon.«

»Glauben Sie mir, das würde ich auch gern wissen.«

Das plötzliche Auftauchen von amerikanischem Militärpersonal - Soldaten als Meuchelmörder - fügte der ohnehin schon komplizierten Gleichung ein weiteres Glied hinzu. Eines, um das er sich unverzüglich würde kümmern müssen.

»Wenn Nicols und sein Partner sanktionierte Killer waren, dann muss sie doch jemand bezahlt haben«, folgerte Smith.

»Genau das war auch mein Gedanke«, erwiderte Howell.

»Haben Sie eine Vorstellung, wie man den Geldgeber ausfindig machen könnte?«

»Allerdings, ja«, erwiderte Howell und erläuterte Smith dann seinen Plan.

Zehn Minuten später setzte Smith seine Fahrt auf der Route 77 fort. Am Eingang von Camp David wurde er von einer militärischen Eskorte zu Rosebud geleitet, dem Gästeblockhaus, das unmittelbar neben Aspen stand. Drinnen saß Klein vor einem gemauerten Kamin und telefonierte. Er bedeutete Smith mit einer Handbewegung, dass er Platz nehmen solle, beendete sein recht einsilbiges Gespräch und wandte sich seinem Besucher zu.

»Das war Kirov. Seine Leute verhören jeden Einzelnen bei Bioaparat und versuchen Yardenis Kontaktleute herauszubekommen. Bis jetzt ohne Ergebnis. Dieser Yardeni hat offenbar den Mund gehalten. Er hat auch nicht mit Geld um sich geworfen oder damit geprahlt, bald im Westen das süße Leben führen zu wollen. Niemand

erinnert sich daran, ihn je in Gesellschaft irgendwelcher Ausländer gesehen zu haben. Kirov lässt seine Telefonate und seine Post überprüfen, aber ich bin nicht sehr optimistisch, dass dabei etwas herauskommt.«

»Wer auch immer sich an Yardeni herangemacht hat, war also äußerst vorsichtig«, stellte Smith fest. »Man hat sich vergewissert, dass er der richtige Mann für diesen Job war - jemand ohne Familie, korrupt, aber einer, der den Mund halten konnte.«

»So sehe ich das auch.«

»Was hat Kirov denn sonst noch zu bieten?«

»Nichts. Und das weiß er auch«, schnaubte Klein. »Er hat sich große Mühe gegeben, nicht zu viel Erleichterung darüber zu zeigen, dass das Ganze jetzt unser Problem ist. Nicht, dass ich ihm das übel nehmen könnte.«

»Die Auslöser dieser ganzen Schweinerei sind immer noch russische Pockenerreger, Sir. Wenn das bekannt wird...«

»Das wird es nicht.«

Klein sah auf die Uhr. »Der Präsident erwartet in einer Viertelstunde meinen Anruf. Was gibt's für Neuigkeiten?«

Smith berichtete in knappen Worten über das, was in Russland geschehen war, sowie von seiner Begegnung mit Treloar am Dulles Flughafen. Kleins Augen weiteten sich überrascht, als Smith ihm berichtete, dass jetzt amerikanische Soldaten mit im Spiel waren. Dann erläuterte Smith ihm, wie er weiter vorgehen wollte.

Klein überlegte einen Augenblick. »Das sagt mir im Großen und Ganzen zu«, meinte er schließlich. »Aber es gibt da ein paar Punkte, die Außenstehenden recht schwierig zu verkaufen sein dürften.«

»Ich wüsste nicht, dass wir eine andere Wahl hätten,

Sir.«

Bevor Klein antworten konnte, wurde von seiner Sekretärin ein Anruf durchgestellt. Smith sah, wie es in seinen Augen aufleuchtete, als er zuhörte.

Er legte die Hand über die Sprechmuschel und flüsterte:
»Man hat Treloar mit BOLO festgenagelt!«

Smith beugte sich sichtlich erfreut in seinem Sessel vor, sah aber, wie Kleins Miene sich wieder verdüsterte.

»Sind Sie sicher?«, fragte er und dann, nach einer kurzen Pause: »Keine Zeugen? Niemand hat etwas gesehen?«

Er lauschte weiter und entschied dann: »Ich möchte den Bericht der Ermittler und die Fotos vom Tatort sofort per Fax auf meinem Schreibtisch haben. Und, ja, BOLO kann abgepfiffen werden.«

Der Hörer krachte auf die Gabel.

»Treloar«, sagte Klein und knirschte mit den Zähnen.
»Die Cops haben ihn am Volta Place in der Nähe der Wisconsin erstochen aufgefunden.«

Smith schloss die Augen und sah den verängstigten kahlköpfigen Mann mit den seltsamen Augen vor sich.

»Ein Irrtum ist ausgeschlossen?«

»Bei der Leiche hat man einen Pass und sonstige Ausweispapiere gefunden. Er ist es zweifellos. Jemand hat ihm aus nächster Nähe ein Stilett ins Herz gestoßen. Die Polizei sagt, es sei ein Überfall gewesen.«

»Ein Überfall... Hat man bei der Leiche etwas gefunden, eine Reisetasche?«

»Nichts.«

»Ist er beraubt worden?«

»Geld und Kreditkarten waren verschwunden.«

»Aber nicht seine Brieftasche oder sein Pass. Die hat

man ihm gelassen, um die Identifizierung zu erleichtern.«

Smith schüttelte den Kopf. »Beria. Derjenige, der Treloar eingesetzt hatte, wusste, dass er ein schwaches Glied in der Kette war. Sie haben Beria dazu benutzt, ihn zu beseitigen.«

»Und wer sind ›sie‹...?«

»Das weiß ich nicht, Sir. Aber die Übergabe hat stattgefunden. Jetzt haben ›sie‹ die Erreger. Treloar wurde nicht mehr gebraucht.«

»Beria...«

»Deshalb ist Beria nach St. Petersburg gefahren, und deshalb hat er die Finnair Maschine genommen. Das war keine Flucht. Er ist hierher gekommen, um das schwache Glied zu eliminieren.«

»Das hätte doch jeder andere auch tun können.«

»Die Exekution? Ja. Aber wäre es denn nicht besser, einen Mann einzusetzen, der uns unbekannt ist - oder zumindest war? Wir besitzen eine Beschreibung, aber keine Fingerabdrücke, kennen seine Methoden nicht. Beria ist die perfekte Wahl, weil er für uns ein völlig unbeschriebenes Blatt ist. Gibt es denn eine bessere Tarnung für einen Auftragskiller?«

»Dann hat also in Scheremetjevo *doch* ein Austausch stattgefunden?«

Smith nickte. »Treloar hatte die Erreger die ganze Zeit bei sich.«

Er schüttelte den Kopf. »Und ich saß keine zehn Meter von ihm entfernt.«

Ohne den Blick von Smith zu wenden, griff Klein nach dem Telefon. »Wir wollen den Präsidenten nicht warten lassen.«

Smith war überrascht, den Präsidenten in Freizeitkleidung und formloser Umgebung anzutreffen. Nachdem Klein ihn vorgestellt hatte, sagte Castilla: »Ihr Ruf geht Ihnen voraus, Colonel Smith.«

»Vielen Dank, Mr. President.«

»Nun, wie ist die neueste Entwicklung?«

Klein berichtete von dem Mord an Adam Treloar und erläuterte die Folgerungen, die daraus zu ziehen waren.

»Treloar«, sagte der Präsident. »Können Sie sich vorstellen, dass Sie über ihn einen Hinweis auf die restlichen Verschwörer bekommen werden?«

»Ganz bestimmt nehmen wir sein ganzes Leben unter die Lupe«, erwiderte Klein. »Aber viel Hoffnung habe ich nicht. Die Leute, mit denen wir es hier zu tun haben, waren in der Wahl ihrer Verbündeten äußerst vorsichtig. Der in Russland - Yardeni hat uns keinerlei Hinweise auf seine Hintermänner geliefert. Und bei Treloar kann es durchaus genauso sein.«

»Kommen wir doch noch einmal auf diese ›Leute‹ zurück, von denen Sie sprechen. Glauben Sie, dass es sich um ausländische Staatsangehörige handelt? Jemanden wie Osama Bin Laden?«

»Das ist nicht Bin Ladens Handschrift, Mr. President.«

Klein sah zu Smith hinüber. »Die Tatsache, dass die Hand der Verschwörer so weit reicht - von Russland bis zur NASA in Houston -, deutet auf einen ausnehmend hohen Kenntnisstand hin. Das ist jemand, der ebenso mit unserer Arbeitsweise wie mit der der Russen vertraut ist, jemand der weiß, wo wir unsere Kronjuwelen aufbewahren und wie wir sie bewachen.«

»Wollen Sie damit andeuten, dass jemand in diesem Land hinter dem Diebstahl in Russland stehen könnte?«

»Die Erreger befinden sich jetzt in den USA, Mr. President. Der Mann, der die Viren gestohlen hat, und der Mann, der sie ins Land gebracht hat - sie sind jetzt beide tot, von jemandem ermordet, der bis vor kurzem im Westen praktisch unbekannt war. Nein, eine Verbindung zur arabischen Welt besteht da ganz sicher nicht. Bedenken Sie bitte auch, dass das Material, mit dem wir es zu tun haben, nicht nur äußerst gefährlich ist, sondern dass man auch hochmoderne Laboranlagen braucht, um daraus eine Biowaffe herzustellen. Außerdem ist Militärpersonal der USA im Spiel, zumindest am Rande.«

»Militärpersonal?«, wiederholte der Präsident verblüfft.

Klein wies auf Smith, worauf dieser dem Präsidenten das Geschehen in Palermo schilderte.

»Ich werde mich über diese beiden Soldaten und ihre Vergangenheit informieren«, sagte Klein und hielt dann kurz inne. »Aber um Ihre Frage zu beantworten - ja, es ist sehr wahrscheinlich, dass jemand in diesem Land hinter dem Ganzen steht.«

Der Präsident brauchte einen Augenblick, um das zu verarbeiten. »Ungeheuerlich«, flüsterte er dann. »Einfach unvorstellbar. Mr. Klein, wenn wir wüssten, warum diese Leute die Erreger in ihren Besitz bringen wollten, könnten wir dann daraus nicht schließen, was sie vorhaben, vielleicht sogar wer sie sind?«

»Ja, das könnten wir, Mr. President«, nickte Klein betreten. »Aber dieses ›warum‹ ist uns ebenso ein Rätsel wie alles andere, was bisher geschehen ist.«

»Mal sehen, ob ich das richtig verstanden habe. Wir haben es mit der Gefahr einer möglichen Seuche irgendwo im Bereich von Washington D.C. zu tun. Und dann gibt es einen Killer, der auf freiem Fuß ist...«

»Mr. President«, fiel Smith ihm ins Wort, »dieser Killer

ist möglicherweise unsere beste Chance.«

»Würden Sie mir das bitte näher erklären, Mr. Smith?«

»Die Verschwörer haben die beiden Männer beseitigt, von denen wir möglicherweise etwas hätten erfahren können. Sie haben ihren eigenen Killer zu genau diesem Zweck hierher gebracht. Und ich denke, den halten sie sich in Reserve, für den Fall, dass es weitere schmutzige Arbeit für ihn gibt.«

»Und was wollen Sie damit sagen?«

»Beria ist unser letztes Bindeglied zu den Verschwörern, Mr. President. Wenn wir ihn finden und ihn lebend in die Hand bekommen, wäre es möglich, dass wir aus ihm genügend herausbekommen, um in Erfolg versprechender Richtung weiter suchen zu können.«

»Aber eine groß angelegte Jagd auf diesen Killer birgt doch die Gefahr, dass etwas an die Öffentlichkeit gelangt. Möglicherweise verscheuchen wir ihn damit sogar.«

»Möglicherweise«, räumte Klein ein. »Aber eines spricht dagegen: Beria hat am helllichten Tag und mitten auf der Straße in Washington einen Menschen ermordet. Damit ist er nicht länger ein Terrorist, sondern ein ganz gewöhnlicher Mörder. Wenn wir eine Verbindung zwischen ihm und dem Mord herstellen, macht die Polizei in fünf Staaten Jagd auf ihn.«

»Noch einmal: Würde ihn das nicht dazu veranlassen, sich noch besser zu verstecken? In den Untergrund zu gehen, sozusagen?«

»Eigentlich nicht. Beria und die Männer, die ihn steuern, gehen bestimmt davon aus, dass sie genau wissen, wie gegen ihn vorgegangen wird. Und sie würden sich sicher fühlen, weil sie darauf vertrauen könnten, dass ihnen ganz klar ist, welche Schritte die Polizeibehörden als Nächste unternehmen. Und noch eines, wenn wir bei der Suche

nach Beria jede Publicity vermeiden wollten und die Verschwörer keine Ahnung hätten, welche Maßnahmen wir ergreifen, könnten sie zu dem Schluss gelangen, dass die Gefahr, die in seiner Festnahme liegt, größer ist als der Nutzen, den sie sich noch von ihm versprechen«, fügte Smith hinzu. »In dem Fall würde er genauso enden wie Yardeni und Treloar.«

»Das leuchtet mir ein, Mr. Smith«, nickte der Präsident. »Ich nehme an, Sie haben einen Plan in Hinblick auf Beria?«

»Ja, allerdings«, nickte Smith und begann dann, diesen Plan darzulegen.

Inspektor Marco Dionetti von der Questura in Venedig trat elegant wie immer von der Polizeibarkasse auf die Anlegestelle vor seinem Palazzo. Er erwiderte die Ehrenbezeugung des Beamten und blickte dann dem Boot nach, als dieses zwischen den hell beleuchteten Fahrzeugen auf dem Kanal verschwand.

Am Eingang schaltete Dionetti die Alarmanlage ab, bevor er den Palazzo betrat. Seine Köchin und seine Hausangestellte waren beides alte Frauen, die schon seit Jahrzehnten in seinen Diensten standen. Einem Einbrecher hätte keine von beiden Widerstand leisten können, und da der Palazzo genügend Kunstschatze enthielt, um damit ein kleines Museum zu füllen, waren solche Vorsichtsmaßnahmen erforderlich.

Dionetti nahm seine Post, die ihn auf einem Tischchen im Foyer erwartete, schlenderte in den Salon, ließ sich dort auf einem Clubsessel nieder und schlitzte den Brief von der Offenbach Bank in Zürich auf. Er nippte an seinem Aperitif, aß ein paar schwarze Kalamata Oliven und blickte dabei wohlgefällig auf seinen Kontostand.

Man konnte über die Amerikaner sagen, was man wollte - nicht sehr viel Gutes -, aber sie hatten bis jetzt noch nie eine Rate an ihn verpasst.

Marco Dionetti interessierte sich nicht für das Geschehen im großen Ganzen. Ihm war es gleichgültig, weshalb die Rocca-Brüder mit einem Mord beauftragt wurden oder weshalb man sie beseitigt hatte. Freilich, Peter Howell ans Messer liefern zu müssen, hatte sein Gewissen belastet. Aber Howell war nach Sizilien gereist, und er würde nie wieder von ihm hören. Wichtig war nur, den Besitz der Dionettis mit Hilfe amerikanischer Dollars weiterhin blühen und gedeihen zu lassen.

Nach einer erfrischenden Dusche nahm Dionetti an der großen Tafel, die dreißig Gästen Platz bot, eine einsame Mahlzeit ein. Als man ihm den Kaffee und das Dessert gereicht hatte, entließ er die Bediensteten, die sich daraufhin in ihre Räume im dritten Stock zurückzogen. Tief in Gedanken delectierte Dionetti sich an Erdbeeren, in Cointreau getränkt, und träumte davon, wo er seinen nächsten von der Großzügigkeit der Amerikaner finanzierten Urlaub verbringen würde.

»Guten Abend, Marco.«

Dionetti erstickte fast an der Erdbeere in seinem Mund. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er Peter Howell an, der den Raum so ruhig und selbstverständlich betrat, als ob er ein geladener Gast wäre, und am anderen Ende der langen Tafel Platz nahm.

Dionetti riss eine Beretta aus der Innentasche seiner Samtjacke und richtete sie über die sechs Meter lange Tafel aus poliertem Kirschholz auf den Amerikaner.

»Was machen Sie hier?«, fragte er heiser.

»Warum fragen Sie, Marco? Sollte ich tot sein? Hat man Ihnen das gesagt?«

Dionettis Mund arbeitete wie der eines Fisches auf dem Trockenen. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden!«

»Warum richten Sie dann Ihre Waffe auf mich?«

Howell öffnete seine rechte Hand, die er bisher zur Faust geschlossen hatte, und legte ein kleines Fläschchen auf den Tisch.

»Hat Ihnen Ihr Essen geschmeckt, Marco? Der *Risotto di Mare* duftet ausgezeichnet. Und die Erdbeeren - schmecken sie gut?«

Dionetti starrte das Fläschchen an und dann wieder die wenigen Beeren, die noch in der Glasschüssel vor ihm lagen. Er versuchte die düsteren Gedanken zu verdrängen, die ihn plagten.

»Denken Sie jetzt, ich hätte Ihr Obst irgendwie vergiftet, Marco? Schließlich bin ich an Ihrer Sicherheitsanlage vorbeigekommen. Ihre Angestellten haben nicht gemerkt, dass jemand im Haus ist. Wäre es da so schwierig gewesen, ein wenig Atropin in Ihren Nachtschrank zu tun?«

Der Lauf der Waffe begann zu zittern, als Dionetti begriff, was Howell da sagte. Atropin war ein organisches Gift aus der Belladonnafamilie. Es war völlig geruch- und geschmacklos und wirkte unmittelbar auf das Zentralnervensystem. Dionetti versuchte verzweifelt sich daran zu erinnern, wie schnell das Gift wirkte.

»Bei jemandem Ihrer Größe und Ihres Gewichts würde ich meinen, in etwa vier oder fünf Minuten - in Anbetracht der Dosis, die ich verwendet habe«, ließ Howell ihn wissen. Er tippte an das Fläschchen auf dem Tisch. »Aber hier ist das Gegenmittel.«

»Pietro, verstehen Sie doch...«

»Ich verstehe, dass Sie mich verraten haben, Marco«, erwiderte Howell mit plötzlich schroffer Stimme. »Das ist

alles, was ich verstehen muss. Und wenn Sie nicht etwas hätten, was ich brauche, dann wären Sie jetzt schon tot.«

»Auch ich kann Sie jetzt sofort töten!«, zischte Dionetti.

Howell schüttelte verweisend den Kopf. »Sie haben doch geduscht, erinnern Sie sich nicht? Ihre Pistole legten Sie vorher im Halfter auf der Anrichte im Badezimmer ab. Ich habe die Patronen herausgenommen, Marco. Schießen Sie doch, wenn Sie mir nicht glauben.«

Dionetti betätigte den Abzug. Aber da war nur ein mehrfaches Klicken zu hören, wie Nägel, die jemand in seinen Sarg schlug.

»Pietro, ich schwöre...«

Howell hob die Hand. »Ihre Zeit wird sehr knapp, Marco. Ich weiß, dass amerikanische Soldaten die Roccas getötet haben. Mit Ihrer Hilfe?«

Dionetti leckte sich über die Lippen. »Ich habe ihnen gesagt, wie die Roccas ihre Flucht geplant hatten.«

»Und wieso wussten Sie das?«

»Ich habe meine Instruktionen telefonisch erhalten. Die Stimme war elektronisch verzerrt. Man hat mich angewiesen, zuerst den Roccas behilflich zu sein und dann den Soldaten, die ihnen folgen würden.«

»Und mir.«

Dionetti nickte heftig. »Und Ihnen«, flüsterte er.

Sein Mund war völlig ausgetrocknet. Seine Stimme klang als käme sie aus weiter Ferne. Er spürte, wie sein Herz gegen seine Rippen hämmerte.

»Pietro, bitte! Das Gegenmittel...«

»Wer bezahlt Sie, Marco?«, fragte Howell leise. Dionetti nach den Amerikanern zu befragen wäre Zeitvergeudung gewesen. Die würden sich ihm nie zu erkennen gegeben haben. Da war es besser, der Spur des Blutgeldes zu

folgen. Howell klopfte mit dem Fläschchen auf den Tisch.
»Marco...«

»Herr Weißel... die Offenbach Bank in Zürich... Um Himmels willen, Pietro, das Gegenmittel!«

Howell schob sein Handy über die Tafel. »Rufen Sie ihn an. Ich bin sicher, dass er einem so wichtigen Kunden wie Ihnen seine Privatnummer gegeben hat.«

Dionetti klappte zitternd das Telefon auf und drückte in fieberhafter Eile die Tasten. Während er darauf wartete, dass sich die Verbindung aufbaute, konnte er den Blick nicht von dem Fläschchen wenden.

»Pietro, bitte!«

»Alles zu seiner Zeit, Marco. Alles zu seiner Zeit.«

Der Learjet setzt kurz vor Beginn der Dämmerung auf dem Kona Airport auf der Hauptinsel der Hawaii-Gruppe auf. Unter Bauers Aufsicht luden drei Techniker den Behälter mit dem Virus aus und brachten ihn in einen bereitstehenden Humvee Geländewagen. Die Fahrt zu dem Bauer-Zermatt Gelände dauerte eine Dreiviertelstunde.

Da der Gebäudekomplex früher einmal eine militärische Forschungsanlage gewesen war, erfüllte er gewisse Bauvorschriften. So hatte man beispielsweise das Erdreich zwischen den Klippen und den Lavafeldern völlig abgetragen, um zu vermeiden, dass irgendwelche Eindringlinge sich Zutritt zu der Anlage verschaffen oder tödliche Erreger entkommen und sich unter die Keime der Inselpopulation mischen konnten. Anschließend hatte man dann die riesige Grube mit Tausenden von Kubikmetern Beton gefüllt, die einen gewaltigen mehrstöckigen Sockel bildeten. Dieser neu errichtete Gebäudekomplex teilte sich in drei Etagen oder Zonen, wobei die unterste den Labors vorbehalten war, in denen die gefährlichsten Viren untergebracht werden sollten. Als Bauer die Anlage übernommen hatte, war dort bereits praktisch alles vorhanden gewesen, was er benötigte. Die Umbauarbeiten hatten noch ein knappes Jahr beansprucht und hundert Millionen Dollar verschlungen, und dann hatte die Anlage ihre Tätigkeit aufgenommen. Sobald der Humvee sicher in der massiv gebauten Garage stand, wurde der Behälter auf einen automatisch funktionierenden Rollwagen geladen, der ihn zu einem wartenden Aufzug beförderte. Drei Stockwerke tiefer wurde Bauer von Klaus Jaunich, dem Leiter seines handverlesenen Forschungsstabes begrüßt.

Jaunich und sein sechsköpfiges Team waren aus der Firmenzentrale in Zürich eingeflogen worden, um sich ausschließlich mit den Pockenerregern zu befassen. Alle waren seit Jahren für Bauer tätig und hatten aus ihrer Zusammenarbeit mit ihm Vorteile gezogen, die ihre kühnsten Träume weit übertrafen.

Und allen ist bewusst, dass ich Dinge weiß, die sie binnen Sekunden vernichten könnten, dachte Bauer und begrüßte Jaunich mit einem Lächeln.

»Freut mich, Sie hier zu sehen, Jaunich.«

»Die Freude ist ganz meinerseits, Herr Direktor.«

Jaunich schien nur aus Kontrasten zu bestehen: Ein massiv gebauter Mann Ende der Fünfzig, dessen Gestalt an die eines Bären erinnerte, der aber stets mit leiser, weicher Stimme sprach. Sein bärtiges Mondgesicht wirkte wie das eines Holzfällers, aber wenn er lächelte und seine winzigen Babyzähne zeigte, vergaß man das.

Jaunich winkte den beiden Helfern zu, die mitgekommen waren und die in ihren orangefarbenen Isolieranzügen wie Astronauten aussahen. Sie hoben den Behälter von dem Karren und trugen ihn in die erste von vier Dekontaminationskammern, der ersten Station auf dem Weg zum eigentlichen Laboratorium.

»Wollen Sie den Vorgang mit ansehen?«, erkundigte sich Jaunich.

»Natürlich.«

Jaunich ging Bauer in einen Zwischenstock voraus, wo man aus einem Raum mit Glaswänden die Dekontaminationskammern und das Labor überblicken konnte. Von diesem Aussichtspunkt aus sah Bauer zu, wie die beiden Männer den Behälter von einer Kammer in die nächste beförderten. Das Ganze nahm nur wenige Minuten in Anspruch.

Als das Team schließlich das Labor erreicht hatte, öffneten sie den Behälter. Bauer beugte sich vor und sprach in ein Mikrofon: »Größte Vorsicht, wenn ich bitten darf«, warnte er die beiden Männer.

»Ja, Herr Direktor«, hallte es blechern aus den Lautsprechern.

Bauer spürte wie seine Muskeln sich spannten, als die beiden in die Stickstoffwolke griffen und langsam die Trommel mit den Ampullen aus dem Behälter hoben. Im Hintergrund öffnete sich die Tür zu der Kühlkammer, die sich nur wenig von dem Cola-Automaten bei Bioaparat unterschied.

»Wir haben nicht viel Zeit«, murmelte Bauer. »Ist das restliche Team bereit?«

»Mehr als nur bereit«, versicherte ihm Jaunich. »Der ganze Vorgang wird in nicht einmal acht Stunden abgeschlossen sein.«

»Sie werden damit ohne mich beginnen«, erklärte Bauer. »Ich möchte mich jetzt zurückziehen und komme dann später zum Rekombinationsprozess zurück.«

Jaunich nickte. Es lag nahe, dass Bauer am Anfang dieser Prozedur hatte teilnehmen wollen, schließlich würde die Nachwelt das, was hier geschah, einmal als einen Meilenstein der Biotechnik bezeichnen. Aber die Begleitumstände, die erforderlich gewesen waren, um die Erreger hierher zu bringen - worin auch immer sie bestanden haben mochten -, hatten den älteren Wissenschaftler ganz offensichtlich ziemlich mitgenommen. Er brauchte daher Ruhe, bevor er sich der hektischen Laboratmosphäre aussetzen konnte.

»Sie können sich darauf verlassen, dass wir jeden Schritt der ganzen Prozedur auf Videoband aufzeichnen, Herr Direktor.«

»Ja, wie es sich gehört«, nickte Bauer. »Was wir heute hier schaffen werden, ist noch nie zuvor versucht worden. Die Russen bei Bioaparat waren dazu nicht fähig. Und die Amerikaner haben zu viel Angst, um es auch nur zu probieren. Überlegen Sie doch, Jaunich: Die ersten Schritte in der genetischen Veränderung einer der größten Geiseln der Menschheit, der Anfang einer Umwandlung, die alle Impfstoffe der Vergangenheit und der Gegenwart wirkungslos macht! Und das Ergebnis? Die perfekte Waffe.«

»Eine Waffe, für die es nur ein Gegenmittel gibt«, führte Jaunich den Gedanken zu Ende. »Strengste Quarantäne.«

Bauers Augen leuchteten. »Genau! Da es keine bekannten Gegenmittel gibt, muss jedes betroffene Land sofort seine Grenzen schließen. Nehmen Sie beispielsweise den Irak. Bagdad reagiert nicht auf die Warnung, gewisse Maßnahmen zu unterlassen. Man führt unsere kleine Prinzessin in die Wasserversorgung oder in den Nahrungskreislauf ein. Leute stecken sich mit der Krankheit an, die Zahl der Toten wächst schnell und steigert sich ins Gigantische. Die Bevölkerung will fliehen, aber die Grenzen sind dicht. Es hat sich herumgesprochen: Jeder Iraker muss als angesteckt betrachtet werden. Selbst diejenigen, die versuchen, über die Berge zu entkommen, würden gejagt und getötet werden.«

Bauer breitete die Hände aus wie ein Zauberkünstler, der eine weiße Taube aufsteigen lässt. »Pfft! Mit einem einzigen Schlag ist der Feind erledigt. Er kann nicht kämpfen, weil es keine Armee mehr gibt. Er kann keinen Widerstand leisten, weil seine Infrastruktur zusammengebrochen ist. Er kann nicht an der Macht bleiben, weil diejenigen Bewohner seines Landes, die die Seuche überlebt haben, sich gegen ihn stellen werden. Ihm bleibt also keine andere Wahl als bedingungslose Kapitulation.«

»Oder flehentliche Bitten um Impfstoffe«, meinte Jaunich.

»Die aber auf taube Ohren stoßen werden, da es keinen Impfstoff gibt.«

Bauer genoss den Augenblick sichtlich. »Wenigstens wird man das den Opfern sagen.«

Er lächelte. »Aber eines nach dem anderen: Die Proben müssen für die Rekombination vorbereitet werden. Wenn alles gut geht, können wir ja sehen, wie es um ein Gegenmittel steht.«

Er legte Jaunich die Hand auf die Schulter und drückte zu. »Ich überlasse das jetzt Ihren fähigen Händen. Wir sehen uns dann in ein paar Stunden wieder.«

Einige Zeitzonen weiter östlich in Houston ließ Megan Olson ihren kirschroten Mustang auf dem für die Angehörigen des Shuttle Teams reservierten NASA-Parkplatz ausrollen. Sie sperrte den Wagen ab und ging mit schnellen Schritten in das Verwaltungsgebäude. Dylan Reeds Nachricht war mitten in ihr Abendessen mit einem sympathischen, aber äußerst langweiligen Weltraumingenieur hineingeplatzt. Das letzte Wort, das sie über das kleine Display ihres Pagers hatte huschen sehen, war DRINGEND gewesen.

Megan passierte die Sicherheitskontrollen und stieg in einen Fahrstuhl, der sie blitzschnell in den fünften Stock trug. Trotz der taghellen Beleuchtung herrschte in den Korridoren gespenstische Stille. Die Tür zu Reeds Büro stand offen, und der gelbliche Schein seiner Schreibtischlampe fiel in den Flur. Megan klopfte und trat ein.

Das Büro enthielt einen Arbeitsraum und eine wesentlich größere Besprechungszone, die von einem langen ovalen Konferenztisch dominiert wurde. Megans Augen weiteten

sich. An der Tafel saßen der Pilot des Shuttle, Frank Stone, und der Kommandant, Bill Karol. Neben ihnen hatten der Flugdirektor, Harry Landen und der stellvertretende Direktor der NASA, Lome Allenby, Platz genommen. Die beiden Letzteren wirkten müde und abgespannt und ihre Anzüge waren zerdrückt, als ob sie einen langen Flug hinter sich hätten. Vermutlich war das auch der Fall, dachte Megan. Bis zu dem geplanten Start waren es keine achtundvierzig Stunden mehr, und Landon und Allenby hätten deshalb bereits in Cape Canaveral sein sollen.

»Megan«, nickte Dylan Reed. »Danke, dass Sie so schnell gekommen sind. Ich glaube, Sie kennen alle hier.«

Megan tauschte murmelnd ein paar Begrüßungsfloskeln mit den am Tisch Versammelten aus und nahm neben Frank Stone, dem Piloten des Shuttle, Platz.

Reed rieb sich den Nacken, stützte sich dann mit beiden Händen auf den Tisch und sah Megan an.

»Haben Sie es schon gehört?«

Megan schüttelte den Kopf. »Ob ich was gehört habe?«

»Adam Treloar ist heute Nachmittag in Washington ermordet worden.«

Er legte eine kurze Pause ein. »Ein Überfall.«

»Du liebe Güte! Was ist denn passiert?«

»Die Washingtoner Polizei konnte uns nicht viel sagen - und hat auch selbst nicht sehr viel in der Hand«, erwiderte Reed. »Adam war gerade aus Russland zurückgekehrt - seine Mutter ist dort begraben. Er hatte eine Suite in einem Hotel reserviert, ich nehme daher an, dass er dort über Nacht bleiben wollte, bevor er zum Cape flog. Er war zu Fuß in der Nähe der Wisconsin Avenue unterwegs - eine gute Gegend, wie man mir sagt -, als der Mistkerl ihn

angegriffen hat.«

Reed fuhr sich durchs Haar. »Was dann passiert ist, kann man nur vermuten. Niemand hat etwas gesehen oder gehört. Adam war bereits tot, als ihn schließlich ein Passant entdeckte und die Polizei rief.«

Er schüttelte den Kopf. »Ein schrecklicher Verlust!«

»Dylan, das ist alles wirklich sehr schlimm«, sagte Lome Allenby von der NASA. »Aber wir werden in Cape Canaveral gebraucht, der Countdown läuft.«

Eine Handbewegung Reeds deutete an, dass ihm das wohl bewusst war. Als er sich zu Megan wandte, spürte sie, wie ihr Herzschlag sich beschleunigte.

»Sie sind Treloars Ersatz. Diese Situation macht es erforderlich, dass sie als Spezialistin einspringen. Sind Sie bereit, Megan?«

Sie spürte, wie ihr Mund trocken wurde, glaubte aber, dass ihre Worte genügend selbstsicher klangen. »Unbedingt. So habe ich mir meinen Einsatz zwar nicht gewünscht, aber, ja, ich bin bereit.«

»Sie wissen gar nicht wie froh wir alle sind, das zu hören«, sagte Reed. Er sah sich am Tisch um. »Irgendwelche Fragen?«

»Keine Fragen«, das war Frank Stone, der Pilot der Mission. »Bloß ein klares Vertrauensvotum. Ich war mit Megan in der Ausbildung zusammen. Ich weiß, dass sie die Fähigkeit besitzt.«

»Da schließe ich mich an«, fügte Bill Karol, der Kommandant, hinzu.

»Landon?«, fragte Reed.

Der Flugdirektor rutschte auf seinem Stuhl zur Seite. »Ich habe die Berichte aus dem Ausbildungszentrum gelesen und weiß, dass Megan mit den Experimenten klar

kommt, die Adam und Sie vorbereitet haben.«

Er reckte den Daumen hoch.

»Freut mich, das zu hören«, erklärte Allenby. »Die Erbsenzähler im Kongress beobachten diese Mission wie die Geier. Ich habe das, was wir uns von diesen Experimenten erwarten, hochgespielt und brauche daher Resultate.«

Er sah Megan an. »Bringen Sie uns etwas mit, das wir vorzeigen können - etwas, womit wir eine gute Figur machen.«

Megan zwang sich zu einem schwachen Lächeln. »Ich werde mir Mühe geben.«

Sie sah sich am Tisch um. »Und Dank allen für Ihr Vertrauensvotum.«

»Also gut dann«, sagte Reed. »Ich werde den Rest des Teams morgen rufen. Ich weiß, dass einige von Ihnen noch unter Jetlag leiden, also sollten wir vielleicht für heute Schluss machen und uns morgen, bevor Sie abfliegen, noch einmal zusammensetzen.«

Alle nickten dankbar, und der Raum leerte sich schnell, bis nur noch Reed und Megan zurückblieben.

»Sie sind Chef des biomedizinischen Forschungsprogramms, Dylan«, sagte sie ruhig. »Sie und Treloar haben eng zusammengearbeitet. Was haben Sie für ein Gefühl dabei, dass ich an Bord sein werde?«

»Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, könnte ich nicht behaupten, dass ich Adam sonderlich gut gekannt habe. Sie wissen ja, wie er war - schweigsam und verschlossen, ein wenig eigenbrötlerisch. Ganz und gar nicht der Typ, mit dem man nach der Arbeit ein Bier trinkt oder am Wochenende zum Football geht. Aber er war Mitglied des Teams - ein wichtiges Mitglied -, und ich werde ihn vermissen.«

Er ließ eine kurze Pause eintreten. »Und was Sie betrifft, so könnte ich mir dort oben keinen besseren Ersatz wünschen.«

Megan versuchte ihre miteinander im Widerstreit liegenden Gefühle in Einklang zu bringen. Ein Teil von ihr ging bereits in Gedanken all die Details durch, die jetzt vor ihr lagen: die Vorbereitungen am Cape, die Integration in das Team und die Startprozedur. Sie wusste, dass die Crew unter normalen Umständen sieben Tage vor dem Start unter Quarantäne gestellt wurde, auch wenn man in letzter Zeit diese Periode etwas verkürzt hatte. Trotzdem musste sie sich noch einer gründlichen Untersuchung unterziehen, um ganz sicherzustellen, dass sie nicht irgendwelche Erreger in sich trug.

Ein anderer Teil von ihr konnte das Bild des so seltsam wirkenden Treloar einfach nicht aus ihren Gedanken verdrängen. Reed hatte Recht: Treloar war so etwas wie ein Einzelgänger gewesen. Dass sie ihn persönlich nicht näher gekannt hatte, machte es leichter, seinen plötzlichen Tod zu bewältigen. Trotzdem schauderte sie bei dem Gedanken, wie er ums Leben gekommen war.

»Alles in Ordnung?«, fragte Reed.

»Ja. Ich versuche bloß, das alles zu verarbeiten.«

»Kommen Sie. Ich bringe Sie zu Ihrem Wagen. Sehen Sie zu, dass Sie sich gründlich ausschlafen. Und morgen legen Sie dann einen guten Start hin.«

Megan bewohnte ein kleines Apartment in einer Wohnanlage, in der hauptsächlich kurzfristig nach Houston versetztes NASA-Personal untergebracht war. Nach einer unruhigen Nacht, in der sie sich ständig hin und her gewälzt hatte, stand sie schließlich auf und ging zum Pool, bevor sie dort jemand antreffen würde. Als sie dann zu

ihrem Apartment zurückkam, klebte ein Zettel an ihrer Tür.

Nachdem ihre Verblüffung sich gelegt hatte, zog Megan sich schnell an und fuhr mit dem Aufzug nach unten. Ein paar Minuten später erreichte sie das kleinen Imbisslokal, das nur eine Straße entfernt war. In Anbetracht der frühen Stunde war das Lokal fast leer. Sie hatte keine Mühe, ihn zu entdecken.

»Jon!«

Er erhob sich von einem Tisch in der Ecke. »Tag, Megan.«

»Du meine Güte, was machst du denn hier?«, fragte sie und schob sich ihm gegenüber auf die schmale Bank.

»Das werde ich dir gleich sagen.«

Er hielt kurz inne. »Ich habe gehört, dass man dich für die Mission eingeteilt hat. Du hast diesen Einsatz verdient, ganz gleich, welche Umstände dazu geführt haben.«

»Danke. Mir wäre natürlich auch lieber, wenn es nicht so gekommen wäre, aber...«

Die Kellnerin trat an ihren Tisch, und sie bestellten.

»Ich wünschte, du hättest angerufen«, meinte sie dann.

»Ich fliege in ein paar Stunden nach Cape Canaveral.«

»Ich weiß.«

Sie musterte ihn scharf. »Du bist doch nicht bloß hierher gekommen, um mir zu gratulieren - obwohl mich das natürlich beeindrucken würde.«

»Ich bin wegen dem hier, was mit Treloar passiert ist«, erklärte Smith.

»Warum? Nach den Berichten im Fernsehen und den Zeitungen kümmert sich die Mordkommission in Washington D.C. doch um den Fall.«

»Ja, das tut sie. Aber Treloar war der leitende medizinische Offizier, ein wichtiges Mitglied des NASA-Teams. Man hat mich hierher geschickt, um herauszubekommen, ob es in Treloars Vergangenheit oder seiner Tätigkeit irgendetwas gibt, das uns Hinweise darauf liefern könnte, weshalb er getötet worden ist.«

Megans Augen verengten sich. »Das verstehe ich nicht.«

»Megan, hör mir gut zu. Du übernimmst seinen Platz bei dieser Mission. Du musst mit ihm zusammengearbeitet haben. Alles, was du mir über ihn sagen kannst, würde uns weiterhelfen.«

Sie verstummten wieder, als die Bedienung mit ihrem Frühstück zurückkam. Der Gedanke an Essen bereitete Megan plötzlich Übelkeit. Sie atmete tief durch und bemühte sich, Ordnung in ihre Gedanken zu bekommen. »Zunächst einmal wurde meine Ausbildung fast ausschließlich von Dylan Reed geleitet. Der Titel leitender medizinischer Offizier ist ein wenig irreführend. Das heißt nicht etwa, dass man dort oben dafür zuständig ist, Aspirintabletten oder Heftpflaster auszugeben. Es geht da um reine Forschungsarbeit. Als Chef des biomedizinischen Forschungsprogramms hat Dylan eng mit seinem leitenden medizinischen Offizier Treloar zusammengearbeitet. Und die gleichen Experimente hat er auch mit mir durchgeführt, als Sicherheitsvorkehrung für den Fall, dass ich Treloars Platz einnehmen müsse. Ich hatte also nie sehr eng mit Treloar zu tun.«

»Und was weißt du über ihn persönlich? Stand er irgendjemand nahe? Gab es Klatsch über ihn?«

»Er war ein Einzelgänger, Jon. Ich habe nie gehört, dass er sich mit jemandem verabredet hätte, von irgendwelchen festen Beziehungen ganz zu schweigen. Und Spaß hat es nicht gemacht, mit ihm zusammenzuarbeiten. Ein

brillanter Kopf, aber als Persönlichkeit eine Null, keinerlei Witz, gar nichts. Er wirkte eigentlich so, als ob ein Teil von ihm - der geniale Forscher - sich effizient entwickelt habe, während der Rest von ihm nie erwachsen geworden ist.«

Sie hielt inne, überlegte. »Deine Ermittlungen werden doch nicht etwa den Start beeinträchtigen, oder?«

Smith schüttelte den Kopf. »Dafür gibt es keinen Anlass.«

»Schau, ich könnte dir die Namen der Leute geben, die direkt mit Treloar zusammengearbeitet haben, sonst fällt mir nichts ein. Vielleicht haben die etwas für dich.«

Smith war überzeugt, dass er diese Namen bereits besaß - und auch noch mehr. Er hatte die halbe Nacht damit verbracht, Adam Treloars Unterlagen durchzugehen, die ihm das FBI, die NSA und die NASA übermittelt hatten. Trotzdem hörte er aufmerksam zu, als Megan ihm die Namen nannte.

»Mehr weiß ich wirklich nicht«, schloss sie.

»Das ist schon eine ganze Menge. Vielen Dank.«

Megan zwang sich zu einem Lächeln. »Du wirst damit jetzt ziemlich beschäftigt sein. Ich nehme an, das lässt dir keine Zeit, zu dem Start zu kommen? Ich könnte dir einen Logenplatz beschaffen.«

»Ich wünschte, das wäre möglich«, erwiderte er der Wahrheit gemäß. »Aber vielleicht treffen wir uns in Edwards, wenn du wieder landest.«

Der Edwards Luftwaffenstützpunkt in Kalifornien war der Hauptlandeplatz des Shuttle Programms.

Einen Augenblick lang schwiegen beide, dann meinte Megan: »Ich muss jetzt gehen.«

Er griff über den Tisch nach ihrer Hand, hielt sie eine

Weile fest. »Komm gesund wieder nach Hause.«

Tief in Gedanken ging Megan zu ihrem Apartment zurück. Adam Treloar war tot - ermordet -, und Jon Smith war plötzlich wie aus heiterem Himmel in Houston aufgetaucht. Der Frage, wer ihn hierher beordert hatte, war er elegant aus dem Weg gegangen. Er hatte sie geschickt ausgefragt, seinerseits aber überhaupt nichts preisgegeben. Was machte Smith wirklich hier? Hinter wem war er her und warum? Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden. Als sie sich wieder in ihrem Apartment befand, holte Megan ihr digital verschlüsseltes Handy heraus und wählte die Nummer, die sie sich schon vor langer Zeit eingeprägt hatte.

»Hier Klein.«

»Hier Megan Olson.«

»Megan... ich hätte gedacht, dass Sie inzwischen schon zu Ihrem Shuttle Start unterwegs sind.«

»Ich werde in Kürze abreisen, Sir. Aber es gibt hier Dinge, die Sie wissen sollten.«

Sie berichtete über ihr Gespräch mit Jon Smith. »Sein Verhalten als verschlossen zu bezeichnen, wäre noch untertrieben«, sagte sie. »Gibt es etwas, was Sie für ihn tun könnten?«

»Negativ«, erwiderte Klein lakonisch. »Smith ist wegen seiner Erfahrung bei USAMRIID eingeschaltet.«

»Das verstehe ich nicht, Sir. Wie kommt das denn ins Spiel?«

Klein machte eine kurze Pause. »Hören Sie mir gut zu, Megan. In Russland hat es ein Leck gegeben, bei Bioaparat.«

Er hielt kurz inne, um Megan Zeit zu lassen, das zu

verarbeiten. »Dort sind Proben gestohlen worden. Adam Treloar befand sich zu der Zeit in Moskau. Die Russen haben eine Bandaufnahme, die ihn zusammen mit dem Kurier zeigt, der das Material bei sich hatte. Eine Übergabe hat stattgefunden. Wir sind sicher, dass Treloar das Zeug in dieses Land gebracht hat. Und dann, als er aufhörte für seine Auftraggeber nützlich zu sein, hat man ihn ermordet.«

»Und das, was er bei sich hatte?«

»Verschwunden.«

Megan schloss die Augen. »Was hat er ins Land gebracht?«

»Pockenerreger.«

»Du großer Gott!«

»Hören Sie mir gut zu, Megan. Sie befinden sich im Zentrum des Geschehens. Wir hatten bereits einen Verdacht, dass Treloar ein unsauberes Spiel treibt. Jetzt sind wir absolut sicher, dass es so war. Die Frage ist - hatte er Komplizen im Shuttle Programm?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Megan. »Ich kann mir das einfach nicht vorstellen. Das sind doch alles Leute voller Idealismus. Soweit ich das erkennen kann, läuft hier auch nichts, was Verdacht erregen würde.«

Sie schüttelte den Kopf. »Andererseits - Treloar habe ich auch nicht verdächtigt, oder?«

»Das gilt für uns alle«, erwiderte Klein. »Deshalb sollten Sie sich keine Vorwürfe machen. Das Entscheidende ist jetzt, dass wir die Erreger aufspüren. Covert-One geht von der Annahme aus, dass die Viren sich irgendwo im Raum Washington befinden. Die Leute, die sie jetzt haben, wollen sie ganz sicherlich nicht weiter transportieren als unbedingt notwendig ist. Und von London aus hätte

Treloar Nonstop-Flüge praktisch überallhin bekommen können - Chicago, Miami, Los Angeles. Er hatte seine Gründe, sich für Washington zu entscheiden. Wir nehmen an, dass hier Vorkehrungen für die sichere Aufbewahrung des Erregers getroffen worden sind.«

»Sie wollen immer noch, dass ich den Shuttle Flug mitmache?«

»Unbedingt. Aber bis der Vogel gestartet ist, sollten Sie unter keinen Umständen irgendwie auf sich aufmerksam machen. Wenn Sie etwas Verdächtiges sehen, rufen Sie mich sofort an.«

Er hielt kurz inne. »Und, Megan, wenn wir keine Gelegenheit mehr haben sollten, miteinander zu sprechen, dann viel Glück - und kommen Sie sicher nach Hause.«

Klein beendete das Gespräch, und Megan ertappte sich dabei, wie sie das stumm gewordene Telefon anstarrte. Die Versuchung war sehr groß gewesen, Klein zu fragen, ob Jon Smith ebenfalls für Covert-One tätig war, ob etwa das der Grund für sein ausweichendes Verhalten sein könnte. Jon war ebenso wie sie selbst jemand ohne persönliche Verpflichtungen und nur wenigen Bindungen, dafür aber in Krisen erprobt. Megan erinnerte sich daran, wie Klein während eines ihrer kurzen Besuche in den Staaten plötzlich in ihrem Leben aufgetaucht war und ihr vorgeschlagen hatte, bei etwas ganz Besonderem, Einmaligem mitzumachen, etwas, das ihrem Leben eine neue Richtung geben würde. Sie erinnerte sich auch noch ganz deutlich daran, wie er ihr damals erklärt hatte, dass sie wahrscheinlich nie ein anderes Mitglied von Covert-One kennen lernen würde und dass sie gerade deshalb für ihn und seine Organisation so nützlich sein würde, weil sie sich ein weltweites Netz von Kontakten aufgebaut hatte, Männer und Frauen, an die sie sich wenden konnte, wenn sie Informationen brauchte, eine Gefälligkeit, oder gar

Zuflucht.

Klein würde mir das nie sagen... und Jon auch nicht, falls es wirklich stimmt.

Während sie noch einmal ihr Gepäck durchsah, dachte Megan daran, dass sowohl Klein wie auch Jon zu ihr gesagt hatten, dass sie sicher und unversehrt nach Hause kommen solle. Aber wenn Klein die Pockenerreger nicht fand, würde es dann überhaupt etwas geben, zu dem sie zurückkehren konnte?

Das Sicherheitsbüro der NASA befand sich im ersten Stock des Gebäudes in dessen nordwestlicher Ecke. Smith reichte dem Dienst habenden Beamten seinen Pentagonausweis und wartete, während dieser ihn in den Computer scannte.

»Wo ist Ihr Vorgesetzter?«, fragte Smith.

»Sir, es tut mir Leid. Wir stecken gerade mitten im Schichtwechsel. Colonel Brewster hat das Gebäude bereits verlassen, und Colonel Reeves wird sich heute wegen... einer persönlichen Angelegenheit etwas verspäten.«

»Ich kann nicht auf den Colonel warten. Lassen Sie mich hinein.«

»Aber, Sir...«

»Lieutenant, wie lautet meine Freigabestufe?«

»COSMIC, Sir.«

»Und das bedeutet, dass ich alles in dieser Anlage untersuchen darf, bis hin zu dem Bericht über Ihren letzten ärztlichen Gesundheitscheck. Stimmt das?«

»Ja, Sir!«

»So, und nachdem wir uns jetzt darüber einig sind, werde ich Ihnen sagen, was zu tun ist: Sie werden mich vorschriftsmäßig eintragen, aber meine Anwesenheit hier

gegenüber niemandem erwähnen, nur gegenüber Colonel Reeves, den Sie persönlich darauf aufmerksam machen sollten. Wenn der Colonel mich zu sprechen wünscht, dann teilen Sie ihm mit, dass ich im Archivraum bin.«

»Ja, Sir. Gibt es etwas, was das Archiv für Sie besorgen kann?«

»Sagen Sie den Leuten dort, dass sie mich überhaupt nicht zu beachten brauchen. Und jetzt sollten wir uns in Bewegung setzen, Lieutenant.«

Als Smith durch die kugelsichere Tür eingelassen wurde, dachte er, dass er mit seinem anmaßenden Auftreten die gewünschte Wirkung erzielt hatte: Er hatte den Lieutenant eingeschüchtert, und Colonel Reeves würde verstimmt und neugierig, aber auch vorsichtig sein. Es gab gute Gründe, weshalb Reeves aller Wahrscheinlichkeit nach keine Fragen bezüglich Smith stellen würde.

Formal betrachtet ist die NASA ein ziviles Programm. Aber Anfang der siebziger Jahre, als die Agency sich schließlich entscheiden musste, welche Art Shuttle sie brauchen und wie sie es starten würde, mussten sie erkennen, dass sie gar keine andere Wahl hatte, als sich an die Air Force zu wenden. Und dann kam es zu einem raffinierten Tauschgeschäft: Als Gegenleistung dafür, dass das Pentagon das Shuttle als »wesentliche militärische Erfordernis« klassifizierte, würde die NASA nicht nur die Möglichkeit bekommen, die Atlas- und Titanraketen der Air Force für ihre Starts einzusetzen, sondern würde darüber hinaus auch noch regelmäßig Geldmittel erhalten. Die Kehrseite der Medaille war, dass die Agency dem Pentagon praktisch auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war. Colonel Reeves bekleidete zwar in der NASA-Hierarchie einen hohen Rang, aber die Träger der heiß begehrten COSMIC-Stufe des Pentagon waren die echten Herrn und Meister.

Smith folgte dem Lieutenant durch ein Labyrinth von Gängen, die schließlich an einer Brandschutztür endeten. Nachdem der Offizier die entsprechenden Codes eingegeben hatte, konnte er die Tür öffnen und trat zur Seite, um Smith durchzulassen. Der Raum war wenigstens fünf Grad kühler als der Gang davor. Kein Laut war zu hören, nur das Summen von Maschinen, zehn der schnellsten Computer, die je gebaut worden waren und die man mit Datenspeichern und PCs an den einzelnen Arbeitsplätzen verbunden hatte.

Smith spürte, wie die Blicke der Mitarbeiter in dem Bereitschaftsraum zu ihm herüberhuschten, aber ihr Interesse hielt nicht lange an. Er folgte dem Offizier zu einem etwas abseits gelegenen Arbeitsplatz.

»Das hier ist der Platz von Colonel Reeves«, erklärte der Lieutenant. »Ich bin sicher, dass es ihm nichts ausmachen wird, wenn Sie seinen Computer benutzen.«

»Vielen Dank, Lieutenant. Ich glaube nicht, dass ich lange brauchen werde - sofern man mich nicht stört.«

»Ich verstehe, Sir.«

Er reichte Smith ein Handy. »Wählen Sie einfach dreinullneun, wenn Sie fertig sind, Sir. Dann hole ich Sie ab.«

Smith nahm vor dem Monitor Platz, schaltete den Computer ein und schob die Diskette, die er mitgebracht hatte, in den Schlitz. Binnen weniger Augenblicke hatte er sämtliche Sicherheitssperren passiert und verfügte damit über ungehinderten Zugang zu dem gesamten NASA-Netz in Houston.

Die Informationen über Adam Treloar, die Smith von den anderen Bundesbehörden erhalten hatte, waren erst ein Anfang. Smith war nach Houston gekommen, um an dem Ort, wo der Mann gelebt und gearbeitet hatte, seine Spur

weiter zu verfolgen. Er brauchte Aufzeichnungen über seine internen und externen Telefonate, seine E-Mail, eben alles, was auch nur entfernt einer Spur ähneln würde - sei sie nun elektronisch oder sonst wie. Er konnte hier in Erfahrung bringen, wie Treloar gelebt hatte, mit wem er gesprochen oder sich getroffen hatte, wie oft, wo und wie lange. Er würde im Leben dieses Mannes lesen wie in einem Buch, würde eine Seite nach der anderen umschlagen und nach einer Anomalie, irgendwelchen Zufällen oder einem Muster suchen, bis er schließlich zu dem ersten Glied in der Kette vorgestoßen war, die zu Treloars Mitverschwörern führte.

Smith schlug ein paar Tasten an und begann an einem Punkt, der ihm logisch erschien: Wer wusste, dass Treloar sich in Russland aufgehalten hatte? In dem elektronischen Labyrinth, in das er jetzt eindrang, würde es möglicherweise Instruktionen geben und Namen, die dazugehörten.

Als Dylan Reed in seinem Büro eintraf, konnte er nicht wissen, dass Smith seine Suche bereits begonnen hatte. Er war so auf seine Arbeit konzentriert, dass er den leisen Klingelton aus seinem Computer, der ihn alarmieren sollte, beinahe überhört hätte. Abwesend tastete er eine Ziffernfolge ein, während seine Gedanken immer noch bei der ersten Besprechung des Tages weilten. Aber der Name, der auf dem Bildschirm auftauchte, forderte sofort seine ganze Aufmerksamkeit: Adam Treloar.

Da schnüffelte jemand!

Reeds Hand flog zum Telefon. Sekunden später hörte er, wie der Dienst habende Sicherheitsoffizier ihm Smith' Anwesenheit im Archiv erklärte.

Reed gab sich alle Mühe, ruhig zu bleiben. »Nein, ist schon gut«, sagte er zu dem Offizier. »Bitte sagen Sie

Colonel Reeves, dass unser Besucher nicht gestört werden darf.«

Unser Besucher! Ein Eindringling!

Reed brauchte ein paar Augenblicke, um seine Fassung wieder zu gewinnen. Was zum Teufel hatte Smith hier verloren? Aus Washington war zu hören gewesen, dass die Polizei den Tod Treloars als ganz gewöhnlichen Überfall behandelte, wenn auch mit unerwünschten Folgen. Selbst die Medien hatten die Story nur beiläufig erwähnt, was Reed, Bauer und Richardson sehr gelegen kam.

Reed schlug mit der flachen Hand auf die lederne Schreibunterlage auf seinem Schreibtisch. Dieser verdammt Smith! Er erinnerte sich, wie verstört, ja geradezu entsetzt Treloar auf Smith reagiert hatte. Und jetzt wanderten diese Finger von Smith, die so kalt wie Eiszapfen waren und die Treloar an seiner Wirbelsäule verspürt hatte, über seinen Rücken.

Reed atmete tief durch. Bauer hatte Recht gehabt, als er empfohlen hatte, alle Unterlagen, die sich auf Treloar bezogen, zu markieren, für den Fall, dass jemand sich dafür interessieren sollte.

Und das tat jemand...

Je mehr Reed darüber nachdachte, umso weniger überraschte ihn, dass Smith der Eindringling war. Smith ging der Ruf großer Hartnäckigkeit voraus, eine Eigenschaft, die den ohnehin schon gefährlichen Mann zu einem tödlichen Feind machte. Reed wartete noch eine Weile, bis er sicher war, dass seine Nerven sich beruhigt hatten, bevor er die Nummer von General Richardson im Pentagon wählte.

»Hier Reed. Erinnern Sie sich an das potenzielle Problem, über das wir gesprochen haben? Es ist Wirklichkeit geworden.«

Er hielt inne. »Hören Sie sich an, was ich Ihnen zu sagen habe, aber ich bin sicher, dass Sie meiner Meinung sein werden: Wir müssen die Lösung aktivieren.«

Als Jon Smith am Ronald Reagan National Airport die Maschine verließ, erwartete ihn eine Limousine des Secret Service. Der Anruf, auf den er wartete, kam schließlich, als er die Hälfte der Strecke nach Camp David zurückgelegt hatte.

»Peter, wie geht es Ihnen?«

»Ich bin immer noch in Venedig. Ich habe ein paar interessante Neuigkeiten für Sie.«

Ohne auf Einzelheiten seiner Befragung Dionettis einzugehen, berichtete Peter Howell von der Schweizer Verbindung - Herr Weißel von der Offenbach Bank in Zürich.

»Möchten Sie, dass ich mich ein wenig mit dem Schweizer Gnom unterhalte, Jon?«

»Warten Sie damit noch, bis ich mich wieder bei Ihnen melde. Was ist mit Dionetti? Wir möchten nicht, dass er irgendwie Alarm schlägt.«

»Das wird er nicht tun«, versicherte ihm Howell. »Er hat eine Lebensmittelvergiftung und dürfte für mindestens eine Woche im Krankenhaus liegen. Außerdem weiß er, dass ich Unterlagen über seine sämtlichen Finanztransaktionen habe und ihn mit einem einzigen Telefonat ruinieren kann.«

Smith hielt es nicht für erforderlich, sich nach Einzelheiten zu erkundigen.

»Ich werde hier bleiben, bis ich von Ihnen höre«, sagte Howell. »Wenn nötig, kann ich innerhalb von zwei Stunden in Zürich sein.«

»Ich halte Sie auf dem Laufenden.«

Der Fahrer setzte Smith vor Rosebud ab, wo Klein ihn erwartete. »Schön, dass Sie wieder hier sind, Jon.«

»Ja, Sir. Danke. Irgendwelche Neuigkeiten über das Pockenvirus?«

Klein schüttelte den Kopf. »Nein. Aber sehen Sie sich das an.«

Er hielt Smith ein zusammengerolltes Blatt Papier hin.

Auf der Skizze waren Berias Gesichtszüge andeutungsweise zu erkennen, aber sie war nicht präzise genug, um den Killer exakt zu definieren. Beria hatte ohnehin ein Alltagsgesicht - für einen Auftragskiller ein entscheidender Vorteil. Die Skizze zeigte das Bild eines Mannes, wie man ihn überall zu Tausenden zu sehen bekam. Es wäre daher reines Glück, wenn ein Beamter zufällig auf ihn stieße - und genau das wollte Klein, das sollten die Leute glauben, die Beria führten. Wenn Beria an seinem Aussehen einige wenige kosmetische Veränderungen vornahm, würde er völlig in Sicherheit sein: die Leute, die hinter ihm standen, würden weiterhin der Meinung sein, dass der Nutzen, den er ihnen bot, deutlich die Gefahr überwog, die er für sie darstellte.

Smith rollte das Blatt zusammen und tippte damit gegen seine Handfläche. Seiner Ansicht nach ging Klein ein gewaltiges Risiko ein: Indem er den Fahndungsbehörden Berias wahres Bild vorenthielt, schränkte er die Chancen für die Fahndung erheblich ein. Auf der anderen Waagschale lag freilich ein sehr wichtiger Nebennutzen: Wenn das Fahndungsbild in Umlauf kam und Berias Hintermänner es sahen, würden sie nicht beunruhigt sein. Dass der Mord an Treloar Ermittlungen ausgelöst hatte, war logisch. Und dass ein Augenzeuge der Polizei eine allgemeine Beschreibung geliefert hatte, würde keinen

Argwohn erwecken. Berias Hintermänner würden nicht gerade unvorsichtig werden, aber jedenfalls würden sie nicht damit rechnen, dass ihre langfristigen Pläne in unmittelbarer Gefahr waren.

»Wie ist es denn in Houston gelaufen?«, wollte Klein wissen.

»Treloar war verdammt vorsichtig«, sagte Smith. »Er hat alle Spuren zu seinen Kontaktleuten mit großer Sorgfalt verwischt.«

»Trotzdem haben Sie Ihr eigentliches Ziel erreicht?«

»Ich habe sie ein wenig nervös gemacht, Sir. Wer auch immer hinter Treloar stand, weiß, dass ich herumschnüffle.«

Er grinste. »Hat der Präsident Ihre Empfehlung bezüglich des Impfstoffs akzeptiert, Sir?«

»Er spricht mit den Pharmaherstellern«, erwiderte Klein. »Die machen mit.«

In Anbetracht der Umstände war es lebenswichtig, dass die großen Pharmagesellschaften ihre Produktionsanlagen umrüsteten, um innerhalb möglichst kurzer Zeit möglichst viel Pockenimpfstoff herzustellen. Selbst wenn der gestohlene Pockenerreger genetisch abgewandelt war, würde der augenblicklich verfügbare Impfstoff vermutlich wenigstens teilweise wirksam sein. Aber um die nötigen Mengen davon herzustellen war es erforderlich, die Produktion anderer Arzneimittel zu reduzieren. Die dabei entstehenden Verluste würden gewaltig sein, ebenso wie der Aufwand für die Herstellung des Impfstoffs. Dass der Präsident sich bereit erklärt hatte, die Verluste der Firmen auszugleichen, war erst der halbe Sieg. Die Firmen würden natürlich wissen wollen, weshalb der Impfstoff so dringend gebraucht wurde und wo es zu einem Ausbruch der Seuche von so erheblichem Ausmaß gekommen war.

Da es unmöglich schien, derartige Informationen zurückzuhalten - die natürlich auch in die Medien gelangen würden -, musste der vorgebliche Ort, an dem die Epidemie ausgebrochen war, weit entfernt und doch einigermaßen dicht besiedelt sein.

»Wir haben uns dafür entschieden, den indonesischen Archipel zu benutzen«, erklärte Klein. »Die chaotischen Zustände dort haben den internationalen Reiseverkehr in die Region praktisch zum Erliegen gebracht. Es gibt in dieser Gegend kaum mehr Touristen, und Jakarta hat die Berichterstattung durch ausländische Medien praktisch unterbunden. Unsere Legende lautet, dass es dort sporadische Pockenfälle gegeben hat und dass deshalb mit der Möglichkeit gerechnet werden muss, dass das Virus sich vermehren und ausbreiten kann, wenn keine Eindämmungsmaßnahmen getroffen werden. Das erklärt den Bedarf an so großen Mengen Impfstoff innerhalb kurzer Zeit.«

Smith überlegte. »Klingt plausibel«, meinte er schließlich. »Das augenblickliche Regime in Indonesien wird von den meisten Regierungen für kaum kompetent gehalten. Aber wenn etwas durchsickert, wird es dennoch zur Panik kommen.«

»Das lässt sich nicht vermeiden«, erwiderte Klein. »Wer auch immer über den Pockenerreger verfügt, wird ihn sehr bald einsetzen - innerhalb von Wochen, wenn nicht gar Tagen. Sobald wir die Verschwörer identifiziert und ausgeschaltet haben - und das Virus wieder sicher in unserer Hand ist -, können wir Berichte lancieren, dass die ursprünglichen Diagnosen falsch waren. Es hat sich dann überhaupt nicht um Pocken gehandelt.«

»Hoffen wir das Beste.«

Smith drehte sich um, als Generalmajor Kirov in

Zivilkleidung den Raum betrat. Das Erscheinen des Russen verblüffte ihn.

Aus dem durchtrainierten Offizier war ein ziemlich schäbig wirkendes Individuum in einem abgetragenen Konfektionsanzug geworden. Krawatte und Hemdbrust waren mit Essensresten und Kaffeeflecken gesprenkelt, und seine billigen Schuhe waren ebenso abgewetzt wie seine Aktentasche. Sein Haar - er trug eine Perücke - war lang und ungepflegt; ein wenig Make-up - von der Hand eines geschickten Maskenbildners aufgetragen - verlieh seinen geröteten Augen den Ausdruck eines Alkoholikers, wozu die dunklen Tränensäcke das Ihre taten. Kirov bot einen durch und durch unerfreulichen Anblick - der Prototyp eines hoffnungslosen Versagers, eines gescheiterter Handelsvertreters, den die Bewohner der schicken Vorortshäuser am Dupont Circle nur ungern zur Kenntnis nehmen würden.

»Mein Kompliment zu Ihrem Make-up, General«, sagte Smith. »Ich musste wirklich zweimal hinsehen.«

»Hoffen wir, dass das auch für Beria gilt«, erwiderte Kirov ernst.

Smith war froh, den Russen an seiner Seite zu haben. Nach dem Debakel bei Bioaparat und in Moskau hatte Kirov den russischen Premierminister dazu überredet, ihn in die Vereinigten Staaten zu schicken, damit er dort bei der Jagd auf Iwan Beria mithelfen konnte. Klein war der Ansicht gewesen, dass Kirov, der ein Jahr in Washington verbracht hatte und daher die ethnischen Viertel gut kannte, einen wertvollen Beitrag würde leisten können. Er hatte sich dem Präsidenten gegenüber entsprechend geäußert, und dieser hatte sich schnell mit Potrenko geeinigt und zugelassen, dass Kirov nach Washington kam.

Doch den wahren Grund, weshalb der General hier war,

las Smith in den unter dem Make-up klar und hart blickenden Augen des Mannes. Er war von der Frau, die er geliebt und der er vertraut hatte, verraten worden, weil unbekannte Kräften sie korrumpiert hatten, die mit einem Killer in Verbindung standen, den er hatte entkommen lassen. Kirov musste diesen Makel auswetzen, musste seine Soldatenehre zurückgewinnen.

»Wie wollen Sie vorgehen, Jon?«, fragte der Russe jetzt.

»Ich muss kurz bei mir zu Hause vorbeischaun«, erwiderte Smith. »Und wenn Sie sich dann hier ein wenig eingewöhnt haben, fahren wir zum Dupont Circle.«

Da in der russischen Botschaft niemand über Kirovs Anwesenheit in der Stadt informiert war, hatte Smith den Vorschlag gemacht, dass der General bei ihm wohnen und sein Haus in Bethesda als Stützpunkt für ihre gemeinsame Jagd auf Beria nutzen sollte.

»Und Sie sind sicher, dass Sie auf Fernschutz verzichten wollen?«, fragte Klein.

Bei allem Vertrauen, das Klein in Kirovs Fähigkeiten und seinen Instinkt setzte, widerstrebte es ihm doch, beide Männer ohne jeglichen Schutz hinauszuschicken. Smith war zwar in Houston gewesen, um dort nach etwaigen Spuren zu suchen, die Treloar möglicherweise hinterlassen hatte. Seine eigentliche Absicht war es aber gewesen, an den Fäden des Netzes zu zupfen, das Treloar immer noch mit den Drahtziehern des ganzen Geschehens verband. Smith hatte sie wissen lassen, dass er an der Stelle, wo Treloar tätig gewesen war, gründliche Ermittlungen anstellen wollte. Dadurch hoffte er eine Reaktion auszulösen und die Verschwörer dazu zu veranlassen, sich ihrerseits auf seine Spur zu setzen... und das bedeutete, dass Beria sein Versteck verlassen würde.

»Wir dürfen das Risiko nicht eingehen, dass Beria die

Leute entdeckt, die Sie mit meinem Schutz beauftragen könnten, Sir«, erwiderte Smith.

»Mr. Klein«, meinte Kirov, »ich kann Ihre Sorge verstehen und teile sie auch. Aber ich verspreche Ihnen, ich werde nicht zulassen, dass Jon etwas passiert. Und ich habe einen ganz entscheidenden Vorteil gegenüber irgendwelchen Leuten, die Sie einsetzen könnten. Ich kenne Beria. Wenn er sich irgendwie verkleidet hat, werde ich seine Maske durchschauen. Es gibt Eigenschaften und Verhaltensweisen, die er einfach nicht verbergen kann.«

Er wandte sich an Smith. »Sie haben mein Wort darauf. Wenn Beria dort draußen ist und Sie angreifen will, dann gehört er uns.«

Neunzig Minuten später trafen Smith und Kirov bei dem im Ranch-Stil gebauten Haus von Smith in Bethesda ein. Als Smith ihn durch das Haus führte, registrierte Kirov die Gemälde, die Wandteppiche und die Kunstgegenstände aus der ganzen Welt. Der Amerikaner war wirklich ein weitgereister Mann.

Während Smith duschte und sich umkleidete, richtete Kirov sich im Gästeschlafzimmer ein. Dann trafen sie sich in der Küche, wo sie sich bei einer Tasse Kaffee mit einer großformatigen Karte von Washington vertraut machten und sich dabei besonders auf das von einem Vielvölkergemisch bewohnte Viertel um den Dupont Circle konzentrierten. Da Kirov die Gegend bereits kannte, kristallisierte sich schnell ein Plan heraus.

»Ich weiß, dass wir das Klein gegenüber nicht erwähnt haben«, sagte Smith, als sie sich anschickten, das Haus zu verlassen. »Aber...«, er hielt seinem Besucher eine Sig Sauer Pistole hin.

Kirov warf einen Blick darauf und schüttelte dann den

Kopf. Er ging ins Schlafzimmer zurück und kehrte gleich darauf mit einem harmlos aussehenden schwarzen Regenschirm zurück. Er hielt ihn schräg nach unten, fuhr mit dem Daumen über den Griff, und plötzlich schoss eine drei Zentimeter lange Klinge aus der Spitze.

»Den habe ich mir aus Moskau mitgebracht«, meinte Kirov im Gesprächston. »Die Klinge ist mit einem schnell wirkenden biologischen Beruhigungsmittel imprägniert - Acepromazine. Das lähmt einen hundert Kilo schweren Eber binnen Sekunden. Und außerdem könnte ich, falls ich aus irgendeinem Grund von Ihrer Polizei aufgehalten werden sollte, einen Regenschirm jederzeit erklären. Mit einer Pistole könnte es dagegen größere Schwierigkeiten geben.«

Smith nickte. Er selbst mochte der Köder sein, aber Kirov war derjenige, der den entscheidenden Schlag gegen ihr Opfer führen musste. Er war froh, dass der Russe Beria nicht unbewaffnet gegenüberreten würde.

Smith schob die Sig Sauer in sein Schulterhalfter. »Also gut. Ich werde Ihnen eine Dreiviertelstunde Vorsprung lassen, und dann komme ich nach.«

Kirov bewegte sich wie ein Schemen durch die Straßen und studierte dabei seine Umgebung. Wie die meisten Viertel im Zentrum Washingtons war auch der Dupont Circle zu neuem Leben erwacht, aber zwischen den schicken Cafes und Designerboutiquen zwängten sich immer noch mazedonische Bäckereien, türkische Teppichläden und serbische Kaufläden mit gehämmerten Kupfer- und Bronzegefäßen, griechische Restaurants und jugoslawische Kaffeehäuser. Kirov wusste aus eigener Erfahrung, welche Anziehungskraft solch vertraute Bilder auf jemanden ausübten, der sich in einer ansonsten

fremden und eher feindseligen Umgebung befand, selbst wenn dieser Mann ein mit allen Wassern gewaschener Killer war. Das Vielvölkergemisch hier war genau die Umgebung, von der Iwan Beria sich angezogen fühlen würde. Hier konnte er vertrautes Essen finden, Musik hören, mit der er aufgewachsen war, und von Sprachen umgeben sein, die er kannte. Kirov, der mehrere slawische Sprachen beherrschte, fühlte sich hier ebenfalls zu Hause.

Er erreichte einen kleinen, von Läden und Verkaufsständen umgebenen Platz und setzte sich an einen Tisch, dem ein Sonnenschirm Schatten spendete. Eine Frau kroatischer Herkunft, die nur gebrochen Englisch sprach, nahm seine Bestellung auf Kaffee entgegen. Der Russe unterdrückte ein Lächeln, als er hörte, wie sie halblaut den Besitzer des Lokals verfluchte.

Als Kirov dann den dicken, süßen Kaffee trank, sah er sich unter den Passanten um, registrierte die farbenfrohen Blusen und Röcke der Frauen und die ausgebeulten Hosen und Lederjacken der Männer. Wenn Beria hierher kam, würde er die schlichte, praktische Kleidung eines jugoslawischen Arbeiters tragen - vielleicht auch eine Mütze, um seine Gesichtszüge zu verdecken. Dennoch zweifelte Kirov nicht daran, dass er ihn erkennen würde. Eines konnte ein Killer nie verbergen, die Erfahrung hatte er gemacht - seine Augen.

Kirov war durchaus bewusst, dass Beria ihn ebenfalls erkennen könnte, wenn ihm dazu Gelegenheit geboten wurde. Nur dass Beria keine Ahnung hatte, dass Kirov sich in den Vereinigten Staaten aufhielt. Er würde vorzugsweise darauf bedacht sein, der Polizei aus dem Weg zu gehen, selbst wenn die Streifen in dieser Gegend recht spärlich waren. Keinesfalls würde er mit einem Gesicht aus seiner Vergangenheit rechnen, noch dazu so weit von zu Hause entfernt. Andererseits rechnete Kirov

auch nicht damit, dass er Beria einfach dabei entdecken würde, wie dieser an den Verkaufsstand eines Bäckers trat, um sich etwas zu essen zu kaufen. Er hatte zwar eine gewisse Vorstellung davon, wo der Killer sich wahrscheinlich aufhalten könnte, wusste aber natürlich nicht, wo er sich in diesem Augenblick tatsächlich befand.

Mit halb geschlossenen Augen ließ Kirov seinen Blick über die ständig wechselnde Szenerie seiner Umgebung schweifen. Dabei achtete er besonders auf die Zugänge zu dem kleinen Platz, wo immer wieder Menschen auftauchten und verschwanden. Er registrierte die Tafeln in den Schaufenstern, auf denen die Geschäftszeiten angegeben waren, und nahm sich vor, später die Seitengassen und die Lieferanteneingänge unter die Lupe zu nehmen.

Wenn Beria sich aufgemacht hatte, um seine schmutzige Arbeit zu tun, dann war dies eine Gegend, in der er sich wohl fühlen würde. Und das könnte ihm ein Gefühl der Sicherheit geben, könnte ihm die Meinung vermitteln, dass er hier die Oberhand hatte. Selbstsicherheit allerdings - machte manchmal auch blind.

Einen reichlichen Kilometer von der Stelle entfernt, wo Kirov seinen Kaffee trank, öffnete Iwan Beria gerade die Tür zu seiner Drei-Zimmer-Wohnung im obersten Stockwerk eines Gebäudes, in dem sich überwiegend Angestellte und Beamte eingemietet hatten, die auf ein paar Wochen oder Monate nach Washington versetzt worden waren.

Ihm gegenüber stand der Fahrer des Lincoln, ein großer, schweigsamer Mann mit einer Nase, die schon mindestens einmal gebrochen war, und einem verformten linken Ohr, das an Blumenkohl erinnerte. Beria war schon früher solchen Männern begegnet. Sie hatten keine Scheu vor

Gewalt, waren verlässlich, diskret und die perfekten Boten für denjenigen, der den richtigen Preis dafür bezahlen konnte.

Beria bedeutete dem Mann mit einer Handbewegung, einzutreten, sperrte die Tür ab und nahm den Umschlag entgegen, den er ihm hinstreckte. Er riss ihn auf und überflog schnell den Inhalt der in serbischer Sprache gehaltenen Mitteilung. Dann trat er einen Schritt zurück und lächelte. Seine Auftraggeber unterschätzten regelmäßig die Zahl der Leute, die eliminiert werden mussten. In diesem Fall war Beria bereits für den russischen Offizier von Bioaparat und den amerikanischen Wissenschaftler bezahlt worden. Jetzt forderte man ihn auf, eine weitere Person aus dem Weg zu räumen.

Er wandte sich dem Fahrer zu und sagte: »Foto.«

Der Mann nahm wortlos den Brief zurück und gab Beria ein Foto von Jon Smith, das von einer Sicherheitskamera aufgenommen worden war. Er blickte direkt in die Linse, und sein Gesicht war frei von jeglichen Schatten. Ein brauchbares Foto.

Beria lächelte nachdenklich. »Wann?«

Der Fahrer streckte die Hand nach dem Bild aus. »So bald wie möglich. Sie müssen bereit sein, sofort zu gehen, wenn Sie gerufen werden.«

Dann zog der Mann die Augenbrauen hoch und fragte damit stumm, ob sonst noch etwas wäre. Beria schüttelte den Kopf.

Nachdem der Fahrer gegangen war, ging Beria ins Schlafzimmer und holte ein digital verschlüsseltes Satellitentelefon aus seiner Reisetasche. Im nächsten Augenblick war er mit einem Herrn Weißel in der Offenbach Bank in Zürich verbunden. Auf dem fraglichen Konto waren soeben zweihunderttausend amerikanische

Dollar eingegangen.

Beria bedankte sich bei dem Banker und schaltete ab. Die Amerikaner haben es eilig.

Dr. Karl Bauer trat nackt aus dem letzten Dekontaminationsraum. Auf der Bank der Wechselkabine lag Unterwäsche, Socken und ein Hemd. Ein frisch gebügelter Anzug hing an einem Haken an der Tür. Ein paar Minuten später hatte Bauer sich angezogen und war zu dem Raum im Zwischenstock mit den bis zum Boden reichenden Fenstern unterwegs, wo sein erster Mitarbeiter, Klaus Jaunich, ihn erwartete.

Jaunich verbeugte sich leicht und streckte ihm die Hand entgegen. »Großartige Arbeit, Herr Direktor. Ich habe noch nie dergleichen gesehen.«

Bauer schüttelte ihm die Hand und nahm das Kompliment zur Kenntnis. »Wir werden auch wahrscheinlich so etwas nie wieder zu sehen bekommen.«

Nachdem Bauer sich ausgeruht hatte, war er in das Laboratorium zurückgekehrt. Obwohl er fast die ganze Nacht durchgearbeitet hatte, war er von einem Hochgefühl erfüllt und von Energie durchflutet. Er wusste aus langer Erfahrung, dass das nur das Adrenalin in seinen Adern war und dass bald wieder die Müdigkeit einsetzen würde. Dennoch hatte Jaunich Recht: Es war tatsächlich großartige Arbeit gewesen. Unter Einsatz höchster Konzentration hatte er seine lebenslange Erfahrung und sein Wissen für die ersten Schritte eines Vorgangs eingesetzt, der ein ohnehin schon tödliches Virus in eine unaufhaltsame mikroskopische Feuersbrunst verwandeln würde. Jetzt fühlte er sich beinahe betrogen, weil er nicht imstande sein würde, jene paar letzten Schritte bis zur Vollendung selbst vorzunehmen.

»Wir haben es von Anfang an gewusst, nicht wahr, Jaunich?«, machte er seinem Herzen Luft. »Leider werden wir das Endprodukt, das wir hier schaffen, nie mit eigenen Augen sehen. Die physikalischen Gesetze dieser Erde verwehren mir den höchsten Triumph. Um ihn zu vollenden, muss ich mein Geschöpf aus der Hand geben.«

Er hielt kurz inne. »Jetzt ist es an Reed, dorthin zu gehen, wo uns der Zugang verwehrt ist.«

»So viel Vertrauen zu einem einzigen Mann«, murmelte Jaunich.

»Er wird tun, was ihm aufgetragen wurde«, erwiderte Bauer scharf. »Und wenn er zurückkehrt, werden wir das haben, wovon wir bis jetzt nur träumen konnten.«

Er klopfte dem anderen auf die Schulter. »Es wird alles gut gehen, Jaunich. Sie werden sehen. Wie steht's mit dem Transport?«

»Die Probe ist versandbereit, Herr Direktor. Das Flugzeug wartet.«

Bauer klatschte in die Hände. »Gut! Dann sollten wir beide, Sie und ich, noch ein Glas darauf heben und feiern, bevor ich abfliege.«

Im grellen Scheinwerferlicht wirkte das Raumschiff wie das Meisterwerk eines Bildhauers, der damit ein Symbol für das neue Jahrtausend hatte schaffen wollen. Megan Olson blickte aus drei Meilen Entfernung von Ehrfurcht erfüllt auf das Space Shuttle, das huckepack an seinem Außentank und den beiden etwas kleineren Feststoffraketen hing.

Es war zwei Uhr morgens in einer mondlosen, windstillen Nacht in Cape Canaveral. Megan roch die salzige Luft, und ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Die Mannschaft war gewöhnlich um drei Uhr auf den Beinen, aber Megan hatte schon nach Mitternacht keinen Schlaf mehr gefunden. Der Gedanke, sich in weniger als acht Stunden an Bord des Shuttle zu befinden und in die Nacht des Weltraums hinauszurasen, nahm ihr den Atem.

Sie drehte sich um und ging an dem Gebäude entlang, in dem die Crew untergebracht war. Vielleicht hundert Meter von ihr entfernt glitzerten die scharfen Spitzen des Stacheldrahtzauns, der das Gelände umgab. Von Ferne hörte sie das Brummen eines Jeeps der Sicherheitsabteilung, der die Anlage umrundete. Die Sicherheitsvorkehrungen am Cape waren ebenso beeindruckend wie unauffällig. Am Sichtbarsten waren die uniformierten Männer der Air Police, auf die sich die Fernsehkameras gerne richteten, aber dann gab es auch noch die Zivilstreifen, die rund um die Uhr die ganze Anlage überwachten und sicherstellten, dass nichts und niemand den Start störte.

Megan wollte gerade auf ihr Zimmer zurückkehren, als

sie in der Nähe Schritte hörte. Sie drehte sich um und sah, wie eine Gestalt aus dem Gebäudeschatten heraus ins Licht trat.

Dylan Reed?

Alle machten sich darüber lustig, dass Reed nicht nur den eigenen Wecker nicht hören, sondern wahrscheinlich auch den Start verschlafen würde, wenn man ihn das ließe. Was hatte er also eine Stunde vor dem Appell draußen zu suchen?

Megan wollte schon den Arm heben und ihm zurufen, als sich ein heller Scheinwerferbalken um die Ecke schob. Sie trat instinktiv einen Schritt zurück - neben Reed hielt eine Limousine mit dem NASA-Logo auf der Tür. Aus dem Schatten sah Megan zu, wie ein älterer Mann aus dem Wagen stieg und auf Reed zuing.

Jemand, den er erwartet hatte. Aber wer war das? Und weshalb die Quarantäne brechen?

Die Quarantäne war ein wichtiger Bestandteil der Startprozedur, auch wenn sie diesmal notwendigerweise abgekürzt worden war und nicht die vollen sieben Tage betrug. In dieser späten Phase jemanden von draußen direkt mit einem Mitglied der Crew Verbindung aufnehmen zu lassen, war trotzdem ein unerhörter Vorgang.

Als der Besucher und Reed ins Licht traten, sah Megan, dass der Mann etwas um den Hals hängen hatte: eine Kontrollkarte der ärztlichen Abteilung. Dieser Besucher, wer auch immer er sein mochte, hatte also von den NASA-Ärzten Zutrittserlaubnis erhalten.

Megan schickte sich schon an, weiterzugehen; Reeds Besucher war also berechtigt, sich in einer Sperrzone aufzuhalten. Aber da war etwas, was sie davon abhielt. Sie vertraute wie immer auf ihren Instinkt und ihre Intuition; das hatte ihr schon mehr als einmal das Leben gerettet.

Jetzt flüsterte ihr eine innere Stimme zu, dass sie nicht einfach weggehen und damit das tun sollte, was die Höflichkeit eigentlich gebot.

Megan blieb stehen. Sie konnte nicht hören, was die beiden Männer miteinander redeten. Aber es war nicht zu übersehen, dass der Besucher Reed etwas übergab: einen glänzenden, vielleicht zehn Zentimeter langen zylinderförmigen Metallgegenstand. Megan sah ihn nur ganz kurz, bevor er in einer der Taschen von Reeds Overall verschwand.

Dann legte der Besucher Reed die Hand auf die Schulter, stieg wieder in seinen Wagen und fuhr weg. Reed starrte den Rücklichtern nach, bis sie zu winzigen Punkten zusammengeschrumpft waren. Schließlich drehte sie sich um und ging zum Gebäude zurück.

Er hat Lampenfieber vor dem Start wie wir anderen auch. Jemand, der ihm nahe steht, ist hergekommen, um ihm einen guten Flug zu wünschen.

Aber die Erklärung kam ihr leer und unbefriedigend vor. Reed hatte schließlich sechs Shuttle Missionen hinter sich und schien völlig abgebrüht. Und ein Verwandter konnte der Besucher auch nicht gewesen sein. Mit Einsetzen der Quarantäne gab es zwischen Familienmitgliedern und der Crew keinerlei Kontakt mehr. Man hatte für sie einen speziellen Bereich in drei Meilen Entfernung eingerichtet, von wo aus sie den Start beobachten konnten.

Also ist es jemand aus dem Programm. Jemand, dem ich noch nie begegnet bin.

Bevor Meg in die Kantine ging, wo die Crew ihre letzte Mahlzeit vor dem Start einnehmen würde, suchte sie kurz ihr Zimmer auf. Sie überlegte, was sie tun sollte, unter anderem auch, ob sie das Thema nicht einfach ganz beiläufig Reed gegenüber ansprechen sollte. Schließlich

hatte er sie seit ihrem Eintritt bei der NASA ständig unterstützt, und sie sah in ihm so etwas wie einen Freund. Dann erinnerte sie sich an Adam Treloar, die verschwundenen Pockenerreger und die verzweifelte Suche danach, die augenblicklich unter strenger Geheimhaltung im Gange war. Kleins Anweisung war unzweideutig gewesen: Sie sollte alles irgendwie Verdächtige melden. Obwohl Megan überzeugt war, dass es für Reeds Verhalten eine völlig harmlose Begründung geben würde, griff sie dennoch nach dem Telefon.

Um sechs Uhr dreißig betrat die Crew den Clean Room, um die Anzüge anzulegen. Megan - als einzige Frau, die an der Mission teilnahm - hatte eine Umkleidekabine für sich. Sie schloss die Tür und musterte den für Start und Wiedereintritt vorgesehenen Schutzanzug, den LES oder *Launch/Entry Suit*. Er war nach Maß gefertigt, wog mehr als vierzig Kilogramm und bestand aus über fünfzehn einzelnen Teilen, darunter einem Fallschirm, einer Schwimmweste, Gravitationshosen und einer Windel. Megan hatte Reed gegenüber Zweifel geäußert, ob die Windel wirklich notwendig sei, worauf dieser ihr erklärt hatte, welchem Druck der Körper beim Eintritt ins Orbit ausgesetzt war. Dass die Blase sich dabei nicht entleerte, war ein Ding der Unmöglichkeit.

»Wirklich sehr schick, Megan«, meinte Frank Stone, der Pilot, als sie in den Umkleideraum der Männer trat.

»Am besten gefallen mir die Patches«, erwiderte Megan.

»Das müssen Sie meiner Frau sagen«, ließ Bill Karol, der Kommandant, sich vernehmen. »Sie hat sie entworfen.«

Jede Mission hatte einen eigenen Patch - meist ovale oder runde etwa fünf Zentimeter große Stoffabzeichen, die

entweder von den Mitgliedern der Crew oder deren Verwandten entworfen wurden. Dieser hier zeigte das Shuttle dabei, wie es in den Weltraum raste. Am Rand waren die Namen der Crew eingestickt.

Die Crew Mitglieder überprüften gegenseitig ihre Anzüge und vergewisserten sich, dass jedes Stück festsaß und dicht war. Dann sprach die Gruppe gemeinsam mit David Carter, einem der Einsatzspezialisten, ein kurzes Gebet. Irgendwie verminderte das das drückende Gefühl, das Adam Treloars plötzlicher Tod hinterlassen hatte.

Bis zum Start waren es jetzt noch etwas mehr als drei Stunden, und sie traten aus ihren Räumen in das Blitzlichtgewitter der Kameras hinaus. Dieser Augenblick war die letzte Chance für einige wenige Beobachter von draußen - alle waren sorgfältig überprüft worden und hatten spezielle Ausweise -, die Astronauten zu sehen. Als Megan vor die Kameras trat, winkte sie kurz. Und als sie lächelte, rief ein Reporter: »Noch mal! Genau so!«

Die Fahrt zum Startturm in einem Fahrzeug, das an die braunen Lieferfahrzeuge von UPS erinnerte, dauerte nur ein paar Minuten. Dann stieg die Crew in eine Aufzugkabine, die sie die knapp sechzig Meter zum so genannten White Room brachte, wo sie ihre Fallschirme, Sicherheitsgurte, Kommunikationssets, Helme und Handschuhe anlegten.

»Wie ist Ihnen denn zumute?«

Megan drehte sich halb herum und erkannte Reed, der bereits volle Montur trug.

»Nicht übel, glaube ich.«

»Schmetterlinge vor dem Flug?«

»Ist es das, was in meinem Magen herumflattert?«

Er beugte sich näher zu ihr. »Erzählen Sie es nicht rum,

aber ich hab sie auch.«

»Doch nicht Sie!«

»Ganz besonders ich.«

Es musste wohl ihr Blick gewesen sein, mit dem sie ihn ansah, der ihn zu seinen nächsten Worten veranlasste: »Stimmt etwas nicht? Sie sehen so aus, als ob Sie mich etwas fragen wollten.«

Megan machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das liegt wohl an dem Augenblick jetzt. Man träumt davon, rackert sich ab und arbeitet darauf hin, und dann ist es eines Tages so weit.«

Reed klopfte ihr auf die Schulter. »Sie werden es schon gut machen. Denken Sie nur an das, was Allenby gesagt hat: Wir zählen alle auf die Experimente, die Sie ausführen sollen.«

»Ladies und Gentlemen, es ist so weit!«, rief jemand von der Bodenmannschaft.

Megan atmete erleichtert auf, als Reed sich abwandte. Bei ihrem Telefongespräch mit Klein hatte der erklärt, er würde sofort Erkundigungen über Reeds geheimnisvollen Besucher einholen, versuchen, ihn konkret zu identifizieren und sich dann wieder mit ihr in Verbindung setzen. Da sie nichts mehr von ihm gehört hatte, vermutete Megan, dass Klein entweder noch mit seinen Ermittlungen beschäftigt war oder festgestellt hatte, dass alles ganz harmlos war.

»Bühne frei«, verkündete Reed. Er winkte Megan zu. »Ladies first.«

Megan atmete tief durch, zog den Kopf ein und ging durch die Luke zum Flugdeck. Sie stieg die Leiter ins Mitteldeck hinunter, das neben den Schlafstationen und den Behältern für Lebensmittel und Gerätschaften sowie

der Toilette drei spezielle Startessel für sie, Randall Wallace, den anderen Spezialisten, und David Carter, den Spezialisten für die Nutzlast, enthielt.

Sie ließ sich in dem Startessel nieder, der nach dem Start zusammengeklappt und verstaут werden würde, und stellte fest, dass sie auf dem Rücken lag, sodass ihre Knie zur Decke wiesen.

»Die dritte Mission, und ich habe mich immer noch nicht an diese Sitze gewöhnt«, brummelte Carter, als er auf dem Sessel neben ihr Platz nahm.

»Das liegt daran, dass Sie ständig zunehmen, guter Mann«, stichelte Wallace. »Das gute Essen bei Muttern.«

»Wenigstens habe ich ein Zuhause«, konterte Carter.

Wallace tat so als würde er die Asche von einer imaginären Zigarre abstreifen und sagte in einer gut gelungenen Imitation von Groucho Marx: »Das muss wahre Liebe sein.«

Als dann die Bodencrew hereinkam und die Astronauten anschnallte, verstummte das Geplänkel.

»Mikros?«

Megan überprüfte das ihre und nickte, so gut sie das bei dem geringen Bewegungsspielraum konnte. Während ihre Kollegen angeschnallt wurden, hörte sie zu, wie die Crew des Orbiters mit der Einsatzkontrolle die Start Checkliste durchging.

Als die Bodencrew ihre Arbeit beendet hatte, traten die drei Männer zurück. Obwohl Megan sie nicht sehen konnte, ahnte sie, wie ernst sie jetzt blickten.

»Ladies and Gentlemen, guten Flug. Und kommen Sie gesund nach Hause.«

»Amen«, murmelte Carter.

»Ich hätte mir ein gutes Buch mitbringen sollen«, sin-

nierte Wallace. »Megan, wie kommen Sie denn zurecht?«

»Ganz prima, vielen Dank. Und wenn es den Herrn jetzt nichts ausmacht, würde ich gerne meine eigene Checkliste durchgehen.«

Ein paar hundert Meilen nordöstlich von dem Weltraumgelände leerte Jon Smith gerade seine zweite Tasse Kaffee und sah auf die Uhr. Kirov sollte jetzt genug Zeit gehabt haben, am Dupont Circle Position zu beziehen. Beim Hinausgehen warf Smith noch einmal einen Blick auf die Bildschirme seiner Sicherheitskameras. Sein Haus stand auf einem Eckgrundstück und war von hohen Bäumen umgeben, die es vor den Nachbarn abschirmten. Hinter dem Haus gab es nur Rasen ohne irgendwelche Büsche oder Sträucher, in denen sich ein Eindringling hätte verstecken können. Bewegungssensoren, die in die Steinmauern des Hauses eingelassen waren, scannten ständig die Umgebung ab.

Wenn es jemand schaffen sollte, an den Sensoren vorbeizukommen, würde er es mit einem hochmodernen Alarmsystem zu tun bekommen, das in die mit Doppelscheiben ausgestatteten Fenster und die Türschlösser eingebaut war. Und falls er auch daran irgendwie vorbeikam, würden druckempfindliche Sensoren im ganzen Haus aktiviert werden und nicht nur den Alarm auslösen, sondern auch ein lähmendes Gas durch das Sprinklersystem verströmen. Das Gas war in mehreren Vollzugsanstalten des Bundes erprobt worden und setzte einen Eindringling in weniger als zehn Sekunden außer Gefecht, weshalb Smith immer eine Gasmaske in der Nachttischschublade verwahrte.

Obwohl Smith nicht damit rechnete, dass Beria versuchen würde, ihn mit einem Schuss aus der Ferne zu

töten, hielt er es doch für klug, die Umgebung noch einmal zu überprüfen. Als er sich vergewissert hatte, dass draußen niemand lauerte, ging er durch die Küche zurück, die einen direkten Zugang zur Garage hatte. Er griff gerade nach dem Schalter, um den kleinen Fernseher auf der Küchentheke abzustellen, als er auf dem Bildschirm etwas sah, das ihn zum Lächeln veranlasste. Er zögerte kurz und griff dann nach dem Telefon.

Einundzwanzig Minuten vor dem Start kam die Stimme des Flugdirektors Harry Landon über die Kopfhörer der Crew.

»Leute«, sagte er in seinem gedehnten Oklahoma-Tonfall, »anscheinend gibt es eine unerwartete Entwicklung.«

Obwohl ihnen bewusst war, dass dreihundert Mitarbeiter in der Einsatzkontrolle jeden Laut hörten, den sie von sich gaben, stöhnte doch die ganze Crew wie aus einem Munde auf.

»Jetzt sagen Sie mir bloß nicht, dass wir das alles noch einmal machen müssen«, schimpfte Carter.

»Was gibt es denn für ein Problem, Mission Control?«, fragte der Pilot scharf.

»Habe ich etwas von einem Problem gesagt? Nein. Ich habe gesagt, eine Entwicklung.«

Er machte eine kurze Pause. »Dr. Olson, sind Sie mit Ihrer Checkliste fertig?«

»Ja, Sir«, erwiderte Megan und spürte, wie ihr Herzschlag sich beschleunigte.

Jetzt sagen Sie mir bloß nicht, dass ich Mist gebaut habe. Alles, bloß das nicht.

»Wollen Sie dann diesen Anruf annehmen?«

Megan versuchte unwillkürlich sich aufzusetzen, kam aber nicht weiter. Wer konnte das sein? *Du meine Güte!*

»Harry«, sagte sie der Panik nahe, »ich weiß nicht, ob das eine gute Idee wäre.«

»Jetzt machen Sie sich keine Gedanken. Ich werde das Gespräch nur zu Ihnen durchstellen.«

Das Letzte, was sie hörte, bevor es in ihrem Kopfhörer zu rauschen begann, war Carters »Mistkerle!«

»Megan?«

Ihr Pulsschlag beschleunigte sich. »Jon? Bist du das?«

»Ich konnte dich doch nicht starten lassen, ohne dir viel Glück zu wünschen.«

»Jon, wie hast du...? Ich meine, wie konntest du...«

»Keine Zeit, dir das zu erklären. Alles in Ordnung bei dir? Bist du bereit?«

»Bereit, ja. Alles in Ordnung? Nun, ich muss mich noch daran gewöhnen, auf einer Tonne flüssigem Treibstoff zu sitzen.«

»Ich wollte dir alles Gute wünschen... und sieh zu, dass du sicher und gesund nach Hause zurückkommst.«

Megan lächelte. »Das werde ich.«

»Tut mir Leid, Leute«, schaltete Landon sich ein. »Die Zeit ist um.«

»Danke, Harry«, sagte Megan.

»Ich schalte Sie jetzt wieder ins allgemeine Netz. Bereit?«

»Nur zu.«

Megan war darauf gefasst, sich ein paar freundschaftliche Sticheleien anhören zu müssen, aber der Rest der Crew war vollauf mit letzten Instruktionen und Einzelheiten beschäftigt. Sie schloss die Augen und

flüsterte ein paar Worte aus dem vierundzwanzigsten Psalm. Gerade als sie damit fertig war, ging ein winziger Ruck durch das Shuttle. Im nächsten Augenblick lief der Zündvorgang für die Feststoffraketen an, und ein tiefes, lautes Dröhnen erfüllte das ganze Shuttle.

Aus dem Geschnatter der Bodenkontrolle, die den Start ein letztes Mal überprüfte, hörte Megan: »Houston, wir haben *Discovery* Liftoff!«

Während der Außentank die Hauptaggregate des Shuttle mit Treibstoff versorgte, fühlte sich Megan als ob sie in einer Achterbahn säße, die ihr sämtliche Knochen durchschüttelte - nur dass diese Fahrt nicht aufhören würde. Zwei Minuten und sechs Sekunden nach dem Abheben lösten sich die Feststoffaggregate von dem Orbiter und fielen ins Meer, wo man sie später bergen würde. Von dem Treibstoff in dem externen Tank angetrieben, der die Hauptaggregate speiste, mühte *Discovery* sich ab, die Fesseln der Schwerkraft abzuschütteln. Je höher das Shuttle aufstieg und je schneller es flog, desto mehr näherte die Crew sich dem maximalen Andruck von 3G. Megan war gewarnt worden, dass es so sein würde, als ob man ihr einen Gorilla auf die Brust geschnallt hätte.

Falsch. Eher einen Elefanten, Sechs Minuten später, auf einer Höhe von 184 Meilen, verstummten die Hauptaggregate. Der externe Treibstofftank löste sich und fiel der Erde entgegen. Megan wunderte sich über die plötzliche Stille und auch, wie ruhig der Flug plötzlich geworden war. Als sie den Kopf zur Seite wandte, wusste sie, weshalb das so war: Hinter dem schmalen Fenster, durch das sie blickte, funkelten die Sterne. Sie und *Discovery* befanden sich im Orbit.

Am Abend zuvor noch hatte Iwan Beria sich mit dem Fahrer des Lincoln vor der Metrostation an der Q Street und Connecticut Avenue getroffen. Der Fahrer hatte weitere Informationen und Instruktionen überbracht, die Beria studiert hatte, als der Wagen in Richtung auf Bethesda gerollt war.

Der Fahrer war erforderlich, weil Beria das Risiko nicht eingehen konnte, sich auf den Straßen sehen zu lassen - und auch weil er nur ganz rudimentäre Fahrkenntnisse besaß. Einen Menschen zu töten war für ihn eine Frage von Sekunden, aber dichter Stadtverkehr verwirrte ihn und ließ ihn in kürzester Zeit die Orientierung verlieren. In einem Notfall hätte er daher möglicherweise die Flucht nicht schaffen können. Und dann bot der Wagen noch einen weiteren Vorteil neben der reinen Transportfunktion: Er eignete sich geradezu ideal dazu, unauffällig die Umgebung zu erforschen. Washington wimmelte geradezu von Limousinen der Art, die er benutzte, und deshalb würde der Lincoln in einer Umgebung wie Bethesda überhaupt nicht auffallen.

Als sie sich Smith' Haus näherten, wurde der Fahrer langsamer, als würde er nach einer bestimmten Hausnummer suchen. Beria konnte sich das großzügige Haus im ländlichen Stil, das ein gutes Stück von der Straße entfernt stand, gründlich ansehen. Er registrierte die Bäume, die das Grundstück säumten, und vermutete, dass sie sich auch in den hinteren Teil fortsetzen würden. Hinter den Fenstern brannte Licht, aber es waren keine Schatten zu erkennen, die darauf hindeuteten, dass sich

jemand im Haus bewegte.

»Noch eine Runde«, forderte Beria den Fahrer auf.

Beim zweiten Mal sah Beria sich die anderen Häuser an der Straße gründlich an. Bei den meisten lagen Fahrräder oder Spielzeug auf dem Rasen vor dem Haus, an der einen oder anderen Garage hing ein Basketballkorb, und in einer Einfahrt stand ein Anhänger mit einem kleinen Motorboot. Im Gegensatz dazu wirkte Smith' Haus leer, brütend. Das Haus eines Mannes, dachte Beria, der allein lebt und das auch so will, jemand, dessen Arbeit Abgeschiedenheit und Geheimhaltung erfordert. Ein solches Haus würde über eine wesentlich ausgefeiltere - und gefährlichere - Alarmanlage verfügen als das, was die anderen Wachgesellschaften anboten, deren Schilder in den Vorgärten der benachbarten Häuser angebracht waren.

»Ich habe jetzt genug gesehen«, ließ er den Fahrer wissen. »Wir kommen morgen zurück. Früh.«

Jetzt, ein paar Minuten nach sechs Uhr am Morgen darauf, saß Beria auf dem Rücksitz des Lincoln am anderen Ende der Straße, an der Smith' Haus stand. Der Motor lief kaum hörbar im Leerlauf, der Fahrer stand vor dem Wagen und rauchte. Für jemanden der vorbeijoggte oder seinen Hund spazieren führte sah er so aus, als würde er auf einen Kunden warten.

In dem angenehm klimatisierten Wagenfonds ließ Beria noch einmal alles an sich vorbeiziehen, was er über Smith wusste. Sein Auftraggeber wollte, dass der Amerikaner möglichst schnell aus dem Weg geschafft wurde. Aber es gab Hindernisse. Smith ging nicht in ein Büro. Sein Haus machte den Eindruck, gut gesichert zu sein. Die Exekution musste daher im Freien stattfinden, eben dort, wo sich Gelegenheit dazu bot. Ein weiteres Problem bestand darin, dass Smith' Bewegungen nicht vorhersehbar waren. Er

hatte keine feste Tageseinteilung, und deshalb konnte Berias Auftraggeber nicht sagen, wo er sich zu einem bestimmten Zeitpunkt befinden würde. Das bedeutete, dass Beria Smith so dicht wie möglich folgen und auf eine günstige Gelegenheit warten musste. Zustatten kam ihm, dass der Amerikaner weder Bodyguards hatte noch - soweit das seinem Auftraggeber bekannt war - eine Waffe bei sich trug. Und was das Wichtigste war, er hatte nicht die leiseste Ahnung, dass er sich in Gefahr befand.

Der Lincoln schaukelte ein wenig, als der Fahrer sich hinter das Steuer setzte. »Smith kommt heraus.«

Beria sah durch die Windschutzscheibe die Straße entlang, wo jetzt ein dunkelblauer Wagen rückwärts aus einer Garage rollte. Nach den Informationen von Berias Auftraggeber war das Smith' Fahrzeug.

»Und wir folgen ihm«, sagte er leise.

Auf der Fahrt in die Stadt sah Smith immer wieder in die Rückspiegel. Nach ein paar Meilen hatte er den schwarzen Lincoln entdeckt, der jedes Mal die Spur wechselte, wenn auch er das tat. Er rief Kirov über Handy an.

»Es ist der Lincoln vom Flughafen. Er beschattet mich. Ich glaube, Beria hat angebissen.«

»Ich bin bereit«, versicherte ihm Kirov.

Smith bremste an einer Ampel und sah in den Rückspiegel. Der Lincoln befand sich drei Fahrzeug hinter ihm. Als sie die Stadt erreicht hatten, fuhr Smith so schnell, wie die Verkehrslage das zuließ, wechselte häufig die Spur und hupte auch. Er hoffe, dass Beria daraus den Eindruck eines Mannes gewann, der eine wichtige Verabredung hatte und im Begriff war sich zu verspäten, eines Mannes, den das nervös machte, der unvorsichtig war, leichte Beute eben. Er wollte, dass der Killer sich ganz auf

ihn konzentrierte, sonst auf nichts und niemanden achtete. Das sollte dazu beitragen, dass er Kirov nicht beachtete.

Er hat es eilig, dachte Beria. Warum?

»Er fährt zum Dupont Circle«, sagte der Fahrer, ohne den Blick von Smith' Wagen zu wenden.

Beria runzelte die Stirn. Dupont Circle - dort wohnte er. War es möglich, dass Smith sein Apartment entdeckt hatte? War das sein Ziel?

Auf der Connecticut Avenue wurde der blaue Wagen schneller, bog nach links in die R Street und dann nach rechts in die 21st Street.

Wo will er hin?

Als Smith sich dem Dreieck am Ende der S Street näherte, verlangsamte er seine Fahrt. Beria beobachtete ihn, wie er den Wagen auf einem Parkplatz abstellte und dann die 21st Street überquerte. Dieses Viertel, mit seinen osteuropäischen Restaurants und Geschäften, war ihm vertraut. Seit seiner Ankunft in Washington war das der einzige Teil der Stadt, wo er sich wohl fühlte.

Er ist hier, um Witterung aufzunehmen. Oder vielleicht hat jemand meinen Steckbrief beachtet.

Beria hatte das Fahndungsbild in einer TV-Nachrichtensendung gesehen. Er fand die Skizze ziemlich schlecht, konnte kaum eine Ähnlichkeit erkennen. Aber vielleicht hatte ihn trotzdem jemand in der Gegend erkannt, obwohl Beria sein Apartment nie vor Anbruch der Dunkelheit verließ.

Nein. Wenn er den Verdacht hätte, dass ich hier bin, wäre er nie alleine gekommen. Er ist sich nicht sicher. Er hat nur einen vagen Hinweis.

»Bleiben Sie, wo ich Sie wiederfinden kann«, wies Beria den Fahrer an.

Der Fahrer zeigte auf ein Restaurant. Es hieß Dunn's River Falls. »Ich werde dort parken.«

Beria stieg aus, trottete über die Straße und konnte gerade noch sehen, wie Smith durch einen Torbogen zwischen einer Bar und einem Posterladen ging. Jetzt wusste er genau, wohin sein Opfer unterwegs war: zu dem kleinen Platz zwischen der 21st Street und der Florida Avenue. Er fand es recht schlau von Smith, dass der an einem Ort auf ihn Jagd machte, zu dem Beria sich hingezogen fühlen würde. Aber zugleich war das auch eine Umgebung, in der Beria sich sicher wähnte.

Er ging unter dem Bogen durch und trat unter das Vordach eines makedonischen Cafes. An einem der Tische spielten alte Männer Domino; aus den Lautsprechern tönten die schmachtenden Klänge eines Volkslieds. Und da war Smith, er näherte sich dem Brunnen mitten auf dem kleinen Platz. Jetzt nicht mehr so schnell, er sah sich um, als würde er jemanden erwarten. Beria meinte fast, das Unbehagen von Smith riechen zu können, das Unbehagen eines Menschen, dem bewusst war, dass er hier nicht zu Hause ist. Seine Hand griff in seine Jackettasche, seine Finger krümmten sich um den Korkgriff seines Klappstiletts.

Zehn Meter vor ihm spürte Smith das Vibrieren seines Pagers an seiner Niere. Kirov signalisierte ihm, dass Beria in der Zone eingetroffen war, fünfzehn Meter von Smith entfernt. Langsamer werdend, trat Smith vor einen Verkaufsstand mit handgeknüpften Läufern, die über einer Wäscheleine hingen. Er blieb stehen, sah auf die Uhr und blickte sich dann um, als würde er nach jemand Bestimmtem Ausschau halten. In Anbetracht der Morgenstunde waren Kunden unterwegs - hauptsächlich Leute auf dem Weg zur Arbeit oder um ihre Läden zu öffnen, die sich vorher noch einen Kaffee oder ein Stück Gebäck

kauften. Smith dachte, dass Beria das für einen logischen Zeitpunkt halten würde, um sich mit einem Informanten zu treffen.

Wieder vibrierte der Pager - zweimal. Beria war nur noch fünf Meter entfernt und rückte näher. Smith spürte ein kaltes Prickeln an seiner Wirbelsäule, als er an den Teppichen vorbeiging. Er sah sich um, konnte aber weder Beria noch Kirov entdecken. Dann hörte er hinter sich leise Schritte.

Kirov hatte im Eingang eines geschlossenen Textilladens Stellung bezogen und Beria in dem Augenblick entdeckt, als der durch den Torbogen gekommen war. Jetzt näherte er sich ihm schräg von hinten; die Spezialsohlen seiner Turnschuhe verschluckten jeden Laut.

Nicht umsehen, Jon. Nicht weglaufen. Haben Sie Vertrauen zu mir.

Beria war jetzt keine fünf Meter mehr von Smith entfernt und kam ihm schnell näher. Seine Hand glitt in die Tasche; Kirov sah den Korkgriff und das Aufblitzen von Stahl, als Beria auf den Knopf drückte, der die Klinge aus dem Heft springen ließ.

Kirov hatte seinen unauffällig wirkenden schwarzen Regenschirm dabei. Er ließ ihn locker schwingen, als er auf Beria zueilte. In genau dem Augenblick, in dem der Killer den nächsten Schritt machte, das hintere Bein leicht angehoben, ließ Kirov den Schirm heruntersausen. Die rasiermesserscharfe Spitze schnitt den Stoff von Berias Hosenbein auf und bohrte sich einen halben Zentimeter tief ins Fleisch. Beria wirbelte herum, sein Stilett glitzerte in der fahlen Morgensonne. Aber Kirov war bereits zwei Schritte entfernt. Beria entdeckte ihn, und seine Augen weiteten sich entsetzt. Das Gesicht aus Moskau! Der russische General aus dem Bahnhofsgebäude!

Beria machte einen Schritt auf Kirov zu, erreichte ihn aber nicht. Sein rechtes Bein verkrampfte sich und knickte ein. Das Stilett fiel ihm aus der Hand, als er vornüber kippte. Das Gift an der Schirmspitze jagte durch seine Adern, machte seinen Blick verschwommen, nahm seinen Muskeln die Kraft.

Mit glasigen Augen wurde Beria undeutlich bewusst, dass zwei starke Arme ihn stützten. Kirov hielt ihn, lächelte, machte ihm in serbischer Sprache klar, was für ein unartiger Junge er gewesen sei und dass er überall nach ihm gesucht habe. Beria machte den Mund auf, brachte aber nur ein unartikulierte Gurgeln hervor. Jetzt zog Kirov ihn zu sich heran, flüsterte etwas. Er spürte, wie Kirovs Lippen über seine Wange strichen, dann hörte er einen Ausruf in serbischer Sprache - die Beleidigung eines Passanten, der ihn als Schwulen bezeichnete.

»Komm schon, Liebster«, sagte Kirov leise. »Wir bringen dich hier weg, bevor es unangenehm wird.«

Beria drehte sich herum und sah, wie einige alte Männer mit obszönen Gesten auf ihn wiesen. Jetzt war Smith neben ihm, stützte seine andere Schulter. Beria versuchte die Füße zu bewegen, konnte sie aber nur kraftlos hinter sich herziehen. Sein Kopf fiel schlaff nach hinten, und er sah das Gemäuer des Torbogens von unten. Außerhalb des kleinen Platzes toste der Verkehr wie das Rauschen eines mächtigen Wasserfalls. Kirov zog die Tür eines blauen Lieferwagens auf und holte einen zusammenklappbaren Rollstuhl heraus. Hände an seinen Schultern zwangen Beria, darauf Platz zu nehmen; Lederriemen schlangen sich um seine Hand- und Fußgelenke. Er hörte das Summen eines Elektromotors und erkannte, dass der Rollstuhl auf eine Rampe gerollt worden war, die jetzt nach oben fuhr. Dann schob Kirov den Stuhl in den Lieferwagen und blockierte die Räder. Plötzlich

verschwand alles, mit Ausnahme der kalten blauen Augen des Russen.

»Du weißt gar nicht, welches Glück du hast, du Mörderschwein!«

Und dann hörte er nichts mehr.

Die hintere Terrasse von Peter Howells Refugium am Ufer der Chesapeake Bay überblickte einen völlig unbewegte daliegenden Teich, den ein kleiner, sich dahinschlängelnder Bach speiste. Es war später Nachmittag, Beria befand sich jetzt seit fast acht Stunden in ihrer Gewalt. Die warme Sonne schien Smith aufs Gesicht; er lehnte sich zurück und sah zwei Falken zu, die am Himmel kreisten und auf Beute warteten. Hinter sich hörte er Kirovs Schritte auf dem Bretterboden.

Smith hatte keine Ahnung, wem dieser rustikale Zufluchtsort wirklich gehörte, aber wie Peter Howell ihm in Venedig gesagt hatte, war er sowohl völlig abgelegen als auch sehr gut ausgestattet. Das Blockhaus war sauber und bequem und verfügte über einen reichlich bestückten Vorratsraum. Unter den Dielenbrettern des Wohnraums lagen unter einer Falltür Waffen, Verbandszeug und andere wesentliche Dinge verborgen, was darauf hindeutete, dass der Besitzer des Hauses zweifellos in der gleichen Branche wie Howell tätig war. Und draußen, in einer Art Werkzeugschuppen, gab es noch etwas anderes.

»Es ist Zeit, General.«

»Wir sollten ihn noch eine Weile allein lassen, Jon. Schließlich hat keiner von uns Lust, das noch einmal zu tun.«

»Ich habe dieselben medizinischen Artikel wie Sie gelesen. Die meisten Männer sind nach sechs Stunden erledigt.«

»Beria ist nicht ›die meisten Männer‹.«

Smith schlenderte über die kleine Terrasse und lehnte sich an das Geländer. Sie hatten beide von dem Augenblick an, wo sie die Operation geplant hatten, gewusst, dass Beria, wenn sie ihn gefangen nahmen, nicht reden würde. Nicht ohne Druck. Und dieser Druck durfte nichts so Primitives wie Elektroschock oder Gummiknüppel beinhalten. Es gab höchst wirksame chemische Präparate, die in der richtigen Kombination äußerst effektiv und verlässlich waren. Aber sie hatten auch ihre Nachteile. Man konnte nie sicher sein, ob derjenige, dem man sie verabreichte, nicht in unerwarteter Weise darauf reagierte, einen Schock davonzutragen oder noch Schlimmeres. Mit Beria konnten sie dieses Risiko nicht eingehen. Sein Wille musste klar und eindeutig und, was das Wichtigste war, risikolos gebrochen werden.

Smith machte sich nichts vor. Ob elektrischer Strom, chemische Präparate oder sonst etwas, es lief alles auf Folter hinaus. Die Vorstellung, dass er den Einsatz solcher Mittel sanktionieren musste, bereitete ihm Übelkeit, als Mensch wie als Arzt. Doch in diesem Fall war diese Vorgehensweise gerechtfertigt, das hatte er sich immer wieder eingedet. Woran Beria beteiligt war, konnte Millionen einen schrecklichen Tod bringen. Es war unerlässlich, an die Informationen heranzukommen, die in seinem Bewusstsein gespeichert waren.

»Gehen wir«, sagte Smith.

Iwan Beria war von blendender Weiße umgeben. Selbst wenn er die Augen geschlossen hielt, was er die meiste Zeit tat, sah er weiß vor sich. Als er wieder zur Besinnung gelangt war, hatte er festgestellt, dass er in einem tiefen zylinderähnlichen Rohr stand, einer Art Silo. Das Rohr

war etwa fünf Meter hoch, seine Innenwände waren völlig glatt verputzt und anschließend mit etwas behandelt worden, das den Verputz glänzen ließ. Hoch über ihm, und für ihn außer Reichweite, gab es zwei Flutlichter, die ständig brannten; nirgendwo etwas Dunkles, nicht einmal die Andeutung von Schatten.

Zuerst dachte Beria, dass es sich um eine improvisierte Zelle handelte. Das hatte ihn beruhigt. Er hatte gelegentlich kurze Erfahrungen mit Gefängniszellen gemacht. Aber dann stellte er fest, dass der Durchmesser des Silos kaum groß genug war, um seinen Schultern Platz zu lassen. Er konnte sich zwar ein paar Zentimeter in jede Richtung bewegen, aber er konnte sich nicht setzen.

Nach einer Weile glaubte er, er könne ein schwaches Summen hören, wie ein fernes Radiosignal. Und während die Stunden verstrichen schien es, als würde das Signal stärker werden und die Wände weißer. Und dann fingen sie an, sich um ihn zu schließen. Zum ersten Mal schloss Beria kurz die Augen. Als er sie wieder öffnete, kam ihm das Weiß noch greller vor, falls so etwas überhaupt möglich war. Jetzt wagte er überhaupt nicht mehr, die Augen zu öffnen. Das Summen war zu einem Brausen angeschwollen, einem Brüllen - das zunahm. Und noch etwas hörte Beria, etwas, das vielleicht eine menschliche Stimme sein konnte. Er hatte keine Ahnung, dass das seine eigene Stimme war.

Plötzlich taumelte er nach hinten, fiel durch eine versteckte Tür, die Kirov geöffnet hatte. Er packte Beria am Arm, riss den Killer aus dem Silo und stülpte ihm sofort eine schwarze Kapuze über den Kopf.

»Alles wird gut werden«, flüsterte Kirov ihm auf Serbisch ins Ohr. »Ich werde den Schmerz zum Verschwinden bringen, ihn ganz verschwinden lassen. Du wirst etwas Wasser bekommen, und dann kannst du mit

mir reden.«

Unvermittelt schlang Beria die Arme um Kirov und hielt ihn fest, so wie ein Ertrinkender sich vielleicht an einem Stück Treibholz festklammern würde. Und Kirov redete die ganze Zeit auf ihn ein, um ihn zu beruhigen, bis Beria stockend die ersten Schritte tat.

Smith war von Berias Aussehen entsetzt - nicht weil der verängstigt oder verletzt war, ganz im Gegenteil: Er sah genauso aus wie beim letzten Mal, als Smith ihm begegnet war.

Einiges war aber doch anders. Berias Augen waren glasig und ausgewaschen wie die von Fischen, die seit einem Tag auf Eis lagen. Seine Stimme klang monoton ohne das geringste Timbre. Als er sprach klang es, als stünde er unter Hypnose.

Die drei saßen auf der Terrasse um einen kleinen Tisch, auf dem ein Tonbandgerät lief. Beria trank schluckweise Wasser aus einem Plastikbecher. Kirov saß neben ihm und beobachtete jede seiner Bewegungen. Auf seinem Schoß, von einem Tuch bedeckt, lag eine Pistole, deren Lauf auf Berias Schulter wies.

»Wer hat Sie engagiert, den russischen Offizier zu töten?«, fragte Smith leise.

»Ein Mann aus Zürich.«

»Sie waren in Zürich?«

»Nein. Wir haben am Telefon miteinander gesprochen. Nur am Telefon.«

»Hat er Ihnen seinen Namen genannt?«

»Er nannte sich Gerd.«

»Wie hat Gerd Sie bezahlt?«

»Das Geld ist auf ein Konto bei der Offenbach Bank

eingezahlt worden. Herr Weißel hat das erledigt.«

Weißel! Der Name, den Peter Howell aus dem korrupten italienischen Polizeibeamten herausgepresst hatte, diesem Dionetti...

»Herr Weißel... sind Sie ihm persönlich begegnet?«, fragte Smith leise.

»Ja. Einige Male.«

»Und Gerd?«

»Nie.«

Smith sah zu Kirov hinüber, und der nickte und deutete damit an, dass Beria seiner Meinung nach die Wahrheit sagte. Auch Smith glaubte das. Er hatte damit gerechnet, dass mehrere Kontaktpersonen eingeschaltet gewesen waren. Schweizer Bankleute verstanden sich auf so etwas hervorragend.

»Wissen Sie, was Sie dem russischen Offizier abgenommen haben?«, fuhr Smith fort.

»Bakterien.«

Smith schloss die Augen. *Bakterien...*

»Kennen Sie den Namen des Mannes, dem Sie die Bakterien am Moskauer Flughafen übergeben haben?«

»Ich glaube, er hieß Robert. Es war aber nicht sein richtiger Name.«

»Wussten Sie, dass Sie ihn töten sollten?«

»Ja.«

»Hat Gerd Ihnen das aufgetragen?«

»Ja.«

»Hat Gerd je irgendwelche Amerikaner erwähnt? Sind irgendwelche Amerikaner unmittelbar an Sie herangetreten?«

»Nur mein Fahrer. Aber ich kenne seinen Namen nicht.«

»Hat er je über Gerd oder sonst jemanden mit Ihnen gesprochen?«

»Nein.«

Smith legte eine Pause ein und gab sich alle Mühe, seinen Ärger zu unterdrücken. Wer auch immer diese Operation führte, hatte zwischen sich und dem Killer allem Anschein nach undurchdringliche Schutzmauern errichtet.

»Iwan, ich möchte, dass Sie jetzt nicht zuhören.«

»Ist gut.«

Beria sah weg, sein Ausdruck war völlig unbeteiligt.

»Jon, er weiß jetzt nichts mehr, was er Ihnen geben könnte«, sagte Kirov. »Vielleicht kriegen wir noch ein paar Einzelheiten aus ihm heraus, was auch immer die wert sein mögen.«

Er spreizte die Hände. »Was ist mit dem Lincoln?«

»Das ist ein Fahrzeug aus dem NASA-Fuhrpark. Es wird von Dutzenden von Fahrern benutzt. Klein stellt gerade Einzelheiten fest.«

Er hielt kurz inne. »Wir hätten uns den Fahrer schnappen sollen. Inzwischen hat der bereits gemeldet, dass Beria verschwunden ist. Daraus werden die Leute, die die Operation leiten, nahe liegende Schlüsse ziehen. Sie werden künftig wesentlich vorsichtiger sein.«

»Darüber hatten wir gesprochen«, erinnerte ihn Kirov. »Für uns beide allein wäre es unmöglich gewesen, Beria und den Fahrer gleichzeitig zu schnappen. Wir hätten dann Verstärkung gebraucht.«

»Beria hat uns zwei Namen geliefert: die Offenbach Bank und diesen Weißel«, sagte Smith und erklärte Kirov dann, was in Venedig geschehen war.

Der Russe blickte auf. »Weißel muss mit Gerd

verhandelt haben. Er muss mit ihm gesprochen haben, vielleicht hat er ihn sogar persönlich zu Gesicht bekommen...«

Smith führte den Gedanken zu Ende: »Also würde er auch Gerds wahren Namen kennen, nicht wahr?«

Nachdem Iwan Beria nicht innerhalb der verabredeten Zeit erschienen war, ließ der Fahrer des Lincoln den Wagen einfach stehen. In einem Viertel wie diesem war die Wahrscheinlichkeit recht hoch, dass er im Laufe der nächsten paar Stunden gestohlen wurde. Und anschließend würde er entweder fachmännisch in einer Werkstätte ausgeschlachtet und unkenntlich gemacht, oder einfach von Dieben Stück für Stück zerlegt werden. In beiden Fällen würde er verschwinden.

Aber selbst wenn die Behörden schon vorher auf das Fahrzeug stießen, würden sie nicht viel damit anfangen können. Der Fahrer trug immer Handschuhe, also gab es keine Spuren, die auf eine Verbindung zwischen ihm und dem Wagen hingewiesen hätten. Und sein Name tauchte auch nirgends in den Akten der NASA auf. Der Wagen war an einen Fahrer ausgegeben worden, der augenblicklich in Pasadena in Kalifornien arbeitete.

An der Metrohaltestelle Ecke Connecticut Avenue und Q Street rief der Fahrer seinen Auftraggeber an und erklärte diesem ruhig, was geschehen war; er äußerte die Vermutung, dass jemand den Killer aus dem Verkehr gezogen hatte. Die Stimme am anderen Ende wies den Fahrer an, sich sofort zum Dulles Airport zu begeben. Er würde dort in einem Schließfach zwei Reisetaschen vorfinden, eine mit Geld und Ausweispapieren, die andere mit Kleidung zum Wechseln. Außerdem läge in einer der Taschen ein Ticket nach Cancún in Mexiko, wo er bis auf Weiteres bleiben sollte.

Sobald das Telefonat mit dem Fahrer zu Ende war, rief

Anthony Price sofort Dr. Karl Bauer an, der nach Hawaii zurückgekehrt war, nachdem er die genetisch veränderten Pockenerreger in Cape Canaveral Dylan Reed übergeben hatte.

»Dieses Problem, das Ihr Mann erledigen sollte«, stieß er verärgert hervor, »jetzt ist es noch schlimmer geworden als zuvor.«

Nachdem er Bauer die wenigen Einzelheiten mitgeteilt hatte, die er wusste, fügte er hinzu: »Wenn jemand Beria erwischt hat, dann gehe ich jede Wette ein, dass es Smith war. Und am Ende wird Beria reden - wenn er das nicht bereits getan hat.«

»Und wenn schon?«, konterte Bauer. »Er hat nie jemanden von uns gesehen. Er kennt unsere Namen nicht. Treloar ist tot. Die Spur endet bei ihm.«

»Die Spur muss bei Beria enden!«, brauste Price auf. »Er muss eliminiert werden.«

»Solange er sich in Smith' Gewahrsam befindet?«, fragte Bauer sarkastisch zurück. »Würden Sie mir bitte sagen, wie Sie beabsichtigen, an ihn heranzukommen.«

Price zögerte. Smith würde Beria mit Sicherheit nicht in einem Bundesgefängnis unterbringen. Er würde ihn irgendwo versteckt halten, wo niemand ihn finden konnte. »Dann müssen wir unseren Zeitplan ändern«, sagte er. »Ein Ablenkungsmanöver...«

»Damit würden wir Reed und das ganze Projekt gefährden.«

»Wenn wir das nicht tun, gefährden wir uns! Hören Sie mir zu, Karl. Reed hatte vor, das Experiment übermorgen durchzuführen. Es gibt keinen Grund, es nicht sofort zu tun.«

»Sämtliche Experimente laufen nach einem festen

Zeitplan ab«, erwiderte Bauer. »Wenn Reed die Reihenfolge ändert, könnte das Verdacht erwecken.«

»In Anbetracht der Konsequenzen wird eine Änderung in der Reihenfolge das Letzte sein, woran jemand denkt. Das Entscheidende ist, die Mutation so schnell wie möglich in die Hände zu bekommen - und dabei selbst in Deckung zu bleiben.«

Am anderen Ende der Leitung blieb es still. Price hielt den Atem an und fragte sich, ob der Wissenschaftler zustimmen würde.

»Also schön«, sagte Bauer schließlich. »Ich werde mit Reed Verbindung aufnehmen und ihm sagen, dass er das Experiment vorziehen soll.«

»Bitten Sie ihn, das so schnell wie möglich zu tun.«

»So schnell, wie es *machbar* ist.«

Price war sichtlich am Ende seiner Geduld. »Jetzt kommen Sie mir bloß nicht mit Haarspaltereien, Karl. Sagen Sie ihm einfach, dass er es tun soll.«

Karl Bauer starrte das inzwischen verstummte Telefon an. Anthony Price war einer jener Bürokraten, deren scheinbar grenzenlose Macht in ihren Köpfen eine Art Napoleon-Komplex erzeugt hatte.

Er verließ sein Büro und fuhr mit dem Aufzug ins Tiefgeschoss. Hier befand sich das Herzstück seiner Kommunikationszentrale, ein Raum von der Größe eines Flughafenkontrollzentrums, in dem Techniker unter Einsatz von drei privaten Satelliten ständig den Finger am elektronischen Puls des Bauer-Zermatt Imperiums hatten. Es gab auch noch einen vierten Satelliten, der freilich bis jetzt nicht aktiv geworden war. Bauer durchquerte den Saal und begab sich in eine kleine Kammer, zu der nur er Zutritt hatte. Dort schloss er sich ein, nahm vor der Konsole Platz, schaltete den hochauflösenden Monitor ein

und begann auf der Tastatur zu tippen. Der Satellit, den die Chinesen in Xianpao gebaut und die Franzosen von Guyana aus gestartet hatten, erwachte zum Leben. So weit es die Hardware betraf, handelte es sich bei dem Satelliten um ein relativ schlichtes Gerät, dafür war er aber auch nur für einen einzigen Zweck und eine sehr kurze Lebensdauer gebaut. Sobald seine Aufgabe erfüllt war, würde eine Sprengladung jeglichen Beweis zerstören, dass er je existiert hatte.

Bauer suchte die NASA-Frequenz, bereitete seine Nachricht für die Übertragung in einem Mikroburst vor und setzte sie dann ab. Innerhalb von Nanosekunden erreichte das Signal den Satelliten, der es seinerseits an das Shuttle weiterleitete. Nachdem sein Auftrag erfüllt war, schaltete der Satellit sofort wieder in den Ruhezustand. Selbst wenn man das kurze Funksignal zufällig bemerkt hatte, würde es nicht nur unmöglich sein, seinen Herkunftsort ausfindig zu machen, sondern auch die Stelle, wo es weitergeleitet worden war. Da der Satellit verstummt war, würde es den Anschein haben, dass das Signal aus einem Schwarzen Loch im Weltraum gekommen war.

Bauer lehnte sich in seinem Sessel zurück und legte die Fingerspitzen aneinander. Natürlich würde es keine direkte Antwort von dem Shuttle geben. Um sich zu vergewissern, dass seine Sendung empfangen worden war, würde er den Verkehr zwischen dem Shuttle und der NASA-Bodenstation abhören müssen. Und sobald er Reeds Stimme hörte, würde er Bescheid wissen.

Auf einer Höhe von 202 Meilen befand sich *Discovery* mit einer Geschwindigkeit von 17500 Meilen pro Stunde auf der vierten Umlaufbahn um die Erde. Megan klappte ihren provisorischen Sitz zusammen, verstaute ihn, schälte sich

dann aus ihrem LES-Anzug und schlüpfte dafür in einen bequemen Overall mit zahllosen Taschen. Sie stellte fest, dass ihr Gesicht und ihr Oberkörper aufgedunsen wirkten. Praktisch jede Falte war verschwunden, und ihr Taillenumfang hatte sich um gute fünf Zentimeter reduziert. Das kam daher, dass es kaum Schwerkraft gab, um Blut und Körperflüssigkeiten nach unten zu ziehen. Nach vier bis sechs Stunden würden die überschüssigen Flüssigkeiten durch die Nieren ausgeschieden werden.

Mit Hilfe ihrer Teamkollegen Carter und Wallace aktivierte Megan Energieversorgung, Klimatisierung, Beleuchtung und Kommunikationsanlagen des Shuttle. Die Türen der Ladebucht wurden geöffnet, um die vom Abfeuern der Feststoffraketen und der Hauptaggregate beim Start entstandene Hitze abzuleiten. Sie würden während der ganzen Mission offen bleiben und mit dazu beitragen, die Temperatur im Inneren des Orbiters zu regulieren.

Während Megan damit beschäftigt war, hörte sie sich den ständigen Redefluss zwischen dem Kommandanten Bill Karol, dem Piloten Frank Stone und Mission Control an. Es war alles Routine; Meldungen über den Zustand des Shuttle, seine Geschwindigkeit und seine Position - bis sie Karols verblüffte Stimme vernahm.

»Dylan, haben Sie das gehört?«

»Roger. Was gibt's?«

»Da ist gerade etwas für Sie reingekommen. Aber es stammt nicht von Mission Control.«

Megan hörte Reed lachen. »Wahrscheinlich hat einer von den Jungs in meinem Labor sich ein Headset übergestülpt. Was ist los?«

»Anscheinend gibt es eine Änderung in der Reihenfolge Ihrer Experimente. Megan ist auf Nummer vier zurückge-

stuft worden. Sie übernehmen das erste Experiment.«

»Hey, das ist aber nicht fair«, ließ Megan sich vernehmen.

»Sie haben wohl gelauscht, was?«, sagte Dylan. »Keine Angst, Megan. Sie kommen schon noch dran.«

»Ich weiß. Aber warum die Änderung?«

»Schau mir gerade den Plan an.«

»Ich komme nach oben.«

Megan hangelte sich die Leiter zum Flugdeck hinauf. Reed hing hinter dem Piloten und dem Kommandanten in der Luft und sah sich seinen Arbeitsplan an.

Er blickte auf und meinte: »Sie sehen zehn Jahre jünger aus.«

»Bitte, fünf reichen. Und ich komme mir aufgedunsen vor. Was ist denn?«

Reed hielt ihr den Plan hin. »Eine Planänderung in letzter Minute; ich habe vergessen, das zu erwähnen. Ich werde die Tests mit den Biestern zuerst machen und damit diese Aufgabe hinter mich bringen. Dann haben Sie die Bude für sich und können sich ganz Ihren Legionärs-mikroben widmen.«

»Ich hatte wirklich gehofft, dass ich das gleich zu Anfang tun könnte«, antwortete Megan.

»Ja, ich weiß schon, wie das ist. Beim ersten Mal ist man aufgeregt. Aber an Ihrer Stelle würde ich mich ein wenig aufs Ohr legen, während ich mich mit einer heißen Petrischale abrackere.«

»Soll ich Ihnen helfen?«

»Das ist sehr nett, aber nein, vielen Dank.«

Reed nahm den Plan wieder an sich. »Also, dann sollte ich wohl besser die Fabrik eröffnen.«

Fabrik war der Spitzname der Crew für das Spacelab.

Auf dem Bildschirm sah Megan zu, wie Reed sich ins Mitteldeck begab und dann in den Verbindungstunnel zum Spacelab schwebte. Wie immer war sie verblüfft darüber, dass nur die gekrümmten Wände des Tunnels und dessen Außenhaut Reed von der eisigen Wüste des Weltraums trennte.

Megan wandte sich an Bill Karol. »Wer hat das durchgegeben?«

Karol warf einen Blick auf seinen Bildschirm. »Da hängt kein Name dran, bloß eine Nummer.«

Megan stützte sich an seiner Sessellehne ab und schaute über seine Schulter. Die sechsstellige Zahl wirkte irgendwie vertraut, aber sie wusste nicht weshalb.

»Jemand hatte es eilig«, meinte Stone, der Pilot, lakonisch. »Wahrscheinlich haben die dort unten in letzter Minute irgendwas durcheinander gebracht.«

»Aber Sie haben doch gesagt, dass das nicht über Mission Control reingekommen ist«, meinte Megan.

»Ich wollte sagen, dass es ganz ohne das übliche Geschnatter kam. Aber zum Teufel, Megan, wer hätte es denn sonst schicken können?«

Die beiden Männer wandten sich wieder ihren Aufgaben zu, und Megan entfernte sich. Irgendetwas stimmte hier nicht. Inzwischen erinnerte sie sich, wo sie diese Nummer schon einmal gesehen hatte, es war Dylan Reeds NASA-Kennzahl. Aber wie konnte er denn eine Nachricht an sich selbst geschickt haben?

Als Dylan Reed sich im Spacelab befand, schaltete er die Kameras aus, die das Geschehen am Biorack aufzeichneten. Er zog den Klettverschluss an einer der Taschen an

seiner Overallhose auf und nahm den Titanbehälter heraus, den Bauer ihm vor weniger als vierundzwanzig Stunden gegeben hatte. Obwohl das Gefäß sorgfältig abgedichtet worden war, wusste Reed natürlich genau, dass er es hier mit einem »heißen« Produkt zu tun hatte, das zu lange nicht gekühlt worden war. Er öffnete die Kühlkammer, legte den Behälter neben die Maiszellnährböden und die Nematodenwürmer und aktivierte die Kameras dann wieder.

Erleichtert darüber, dass die *Variola* in Sicherheit waren, begann Reed damit, das Biorack für die Prozeduren vorzubereiten, die er durchzuführen hatte. Zugleich versuchte er dahinter zu kommen, was wohl auf der Erde geschehen sein mochte und Bauer dazu veranlasst haben könnte, eine so dramatische Änderung des Plans vorzunehmen. Das Letzte, was er gehört hatte, war, dass Beria darauf angesetzt worden war, Smith zu beseitigen. Da Bauer seine Nachricht hatte absetzen können und es keinerlei Meldungen von der Bodenkontrolle gab, die auf irgendwelche ungewöhnlichen Ereignisse hindeuteten, war die logische Folgerung, dass Beria auf ein Problem gestoßen war - eines, das ernst genug war, um Bauer zum Handeln zu veranlassen.

Reed wusste, dass Bauer ihn nicht noch einmal kontaktieren könnte, sofern dies nicht absolut notwendig wäre. Der Pilot und der Kommandant würden wegen einer Nachricht ohne das übliche NASA-Brimborium keinen Argwohn schöpfen; eine zweite dagegen würde mit Sicherheit Nachforschungen auslösen. Da Reed im Augenblick keine Möglichkeit hatte, mit Bauer Kontakt aufzunehmen, musste er blind vertrauend die Arbeit beenden, die der alte Wissenschaftler begonnen hatte.

Reed hätte es vorgezogen, ausgeruht an diese Aufgabe herangehen zu können. Jetzt würde er die Müdigkeit, die

die Strapazen des Starts jedes Mal mit sich brachte, einfach ignorieren und sich ganz auf die komplizierte Prozedur konzentrieren müssen. Als er seine Füße in die vor dem Biorack in den Boden eingelassenen Halteklammern schob, schätzte er ab, wie viel Zeit die Aufgabe wohl in Anspruch nähme. Stimmt die Berechnungen, würde der Rest der Crew gerade beim Abendessen sein, wenn er fertig wurde. Dann befänden sich alle an einem Ort, genau so, wie ihm das in den Kram passte.

Nathaniel Kleins Augen wirkten völlig ausdruckslos, glichen Flusskiesel, als er im Wohnzimmer von Rosebud saß und sich ohne Kommentar anhörte, wie Beria gefangen genommen und anschließend verhört worden war. »Ein bekannter Killer steht mit einer Schweizer Bank und einem ihrer Direktoren in Verbindung«, murmelte er.

Smith deutete auf die Kassette, die vor ihm auf dem Tisch lag. »Beria hat noch wesentlich mehr auf dem Kerbholz. Einige der Spitzenleute in Russland und Osteuropa waren seine Auftraggeber. Viele uns bisher rätselhafte Vorgänge lassen sich jetzt auf Attentate und Erpressungsmanöver zurückführen, an denen Beria beteiligt war.«

»Na schön«, meinte Klein, der immer noch unbeteiligt wirkte. »Wir haben eine Menge Schmutz aufgerührt, und eines Tages können wir das sogar nutzen. Aber wenn wir die Pockenerreger nicht finden, wird es dieses ›eines Tages‹ nicht geben. Wo sind Beria und Kirov jetzt?«

»An einem sicheren Ort. Beria ist mit Sedativa voll gepumpt, und Kirov bewacht ihn. Der General hat eine Bitte geäußert: Er würde Beria gern nach Moskau bringen - in aller Stille -, und zwar so schnell wie möglich.«

»Das lässt sich sicherlich einrichten - so lange Sie sicher

sind, dass es nichts mehr gibt, was Beria uns zu sagen hat.«

»Da bin ich mir sicher, Sir.«

»Dann werde ich in Andrews veranlassen, dass man Kirov eine Maschine zur Verfügung stellt.«

Klein stand auf und ging vor dem breiten Fenster auf und ab. »Unglücklicherweise hat Beria uns hinsichtlich unseres Problems nicht weitergebracht. Sie wissen ja, wie versessen die Schweizer darauf sind, ihre finanziellen Transaktionen geheim zu halten. Der Präsident könnte es vielleicht erreichen, dass man die Offenbach Bank zum Auspacken veranlasste, ohne ihnen zu sagen, warum wir ihre Unterstützung brauchen, aber sicher bin ich mir selbst da nicht.«

»Das darf unter keinen Umständen auf Regierungsebene laufen«, wandte Smith ein. »Dafür haben wir keine Zeit, und außerdem fürchte ich, wie Sie auch, dass die Schweizer mauern würden.«

Er überlegte kurz. »Aber vielleicht ist Herr Weißel etwas aufgeschlossener. Peter Howell hält sich jedenfalls in Venedig bereit.«

Klein sah zu Smith hinüber und begriff, was der meinte. Er überlegte, wog die Risiken ab. »Also gut«, meinte er schließlich. »Aber machen Sie ihm klar, dass nichts publik werden darf.«

Smith ging in den kleinen Raum, der so etwas wie Kleins Einsatzzentrale in Camp David geworden war, und führte das Gespräch. »Peter, Zürich ist genehmigt.«

»Das hatte ich schon erwartet«, erwiderte der Engländer. »Ich bin für den Abendflug gebucht.«

»Peter, ich habe Beria erwischt. Er hat uns Weißels Namen gesagt, aber sonst nichts. Ich muss wissen, von

wem das Geld kommt.«

»Wenn Weißel das weiß, erfahren Sie es. Ich rufe Sie aus Zürich an, Jon.«

»Gut. So, und haben Sie jetzt zufällig ein Tonbandgerät bei der Hand? Ich habe da etwas, was möglicherweise nützlich sein könnte...«

Smith kehrte in den Wohnraum zurück und ließ Klein wissen dass Peter Howell in die Schweiz unterwegs war. »Irgendwelche Neuigkeiten über den Lincoln, Sir?«

Klein schüttelte den Kopf. »Ich habe gleich nach Ihrer Meldung, dass Sie Beria gefasst haben, einen Kontaktmann bei der Polizei in Washington angerufen. Er hat den Wagen auf die heiße Liste gesetzt und es so dargestellt, als ob es sich um einen Fall von Fahrerflucht handeln würde. Aber bis jetzt ohne Ergebnis. Und auch nichts über den Fahrer.«

Er hielt kurz inne. »Ich dachte zuerst, dass es vielleicht eine logische Erklärung für den NASA-Aufkleber auf dem Nummernschild gibt. Jetzt...«

»Treloar war doch NASA-Mitarbeiter«, fiel Smith ihm ins Wort. »Warum sollte er denn nicht einen Wagen zum Flughafen bestellt haben, um ihn abzuholen? Er hat doch nicht damit gerechnet, dass man ihm folgen würde.«

»Ja, aber dann hat dasselbe Fahrzeug Sie beschattet, nicht wahr?«

Er sah Smith nachdenklich an. »Und da ist noch etwas, das mit der NASA in Verbindung steht. Dr. Dylan Reed hatte mitten in der Nacht Besuch von einem Mann, den wir bis jetzt nicht identifizieren konnten.«

Smith sah Klein scharf an. Er wusste, dass Klein in einer Welt lebte, in der man seine Geheimnisse nur dann mit anderen teilte, wenn das absolut notwendig war. Und jetzt

gab der Chef von Covert-One zu, dass er jemanden im Herzen der NASA hatte, der ihm Informationen lieferte.

»Megan Olson«, sagte Smith. »So kurz vor dem Start kann das niemand anderer sein. Sie hätten mir das sagen sollen, Sir.«

»Es gab keine Notwendigkeit für Sie, über Megan Bescheid zu wissen«, antwortete Klein. »Sie weiß ja auch nichts von Ihnen.«

»Und warum sagen Sie es mir jetzt?«

»Weil wir immer noch keinerlei Hinweise auf die Pockernerreger haben. Sie werden sich erinnern, dass ich der Meinung war, sie befänden sich im Raum Washington, weil Treloar dort gelandet ist.«

»Richtig. Von London aus hätte er an jeden beliebigen Ort fliegen können.«

»Ich glaube jetzt, dass es vielleicht eine Verbindung zwischen Treloar und Reed gibt.«

»Und deshalb ist Megan dort, um Reed im Auge zu behalten?«, fragte Smith.

»Wissen Sie denn etwas über Reed, das darauf hindeutete, dass er in so etwas verwickelt sein könnte?«

Smith schüttelte den Kopf. »Ich kenne Reed nicht so gut. Aber sein Ruf bei USAMRIID war einwandfrei. Wollen Sie, dass ich dort Erkundigungen anstelle?«

»Keine Zeit«, erklärte Klein und schüttelte den Kopf. »Ich brauche Sie zu etwas anderem. Sollten wir dieses Rätsel nicht jetzt lösen, wird noch genügend Zeit für Nachforschungen über Reed sein, wenn das Shuttle nach Hause kommt.«

Klein griff nach zwei Aktendeckeln. »Das sind die Unterlagen über die beiden Soldaten, mit denen Howell in Palermo zu tun hatte.«

»Die sehen aber ziemlich dünn aus, Sir«, meinte Smith.

»Ja, nicht wahr? Jemand hat die Unterlagen frisiert. Daten, Orte, Einsätze, Kommandostrukturen - da gibt es eine Menge Lücken. Und die Telefonnummer, die Nichols geliefert hat, existiert nicht.«

»Sir?«

»Nicht offiziell. Jon, ich habe nicht mehr unternommen, weil ich nicht weiß, womit wir es hier zu tun haben. Aber wir müssen unbedingt in Erfahrung bringen, wo diese militärische Spur hinführt. Ich möchte, dass Sie genau das tun, was Sie in Houston getan haben: Am Netz zupfen und sehen, was da für eine Spinne herausgekrochen kommt.«

Drei Stunden, nachdem Peter Howell Venedig verlassen hatte, stand er am Empfang des Dolder Grand Hotel in Zürich.

»Gibt es irgendwelche Mitteilungen für mich?«, fragte er den Empfangschef.

Der Mann reichte Howell einen gefütterten Umschlag. Als er ihn öffnete, fand er darin ein leicht nach Parfüm duftendes Blatt mit einer Adresse darauf. Obwohl das Blatt keine Unterschrift trug, wusste Howell, woher es kam - von einer achtzigjährigen *Grande Dame*, die seit dem Zweiten Weltkrieg mit Spionage zu tun gehabt hatte.

Kann es sich Weißel selbst mit einem Bankdirektorengehalt leisten, im Swan's Way zu speisen?, fragte sich Howell und fand dann, dass es eine gute Idee wäre, dem nachzugehen.

Nachdem er sich umgezogen hatte, nahm er sich ein Taxi in die Innenstadt. Es war inzwischen acht Uhr geworden, und die Straßen wirkten verlassen, nur ein paar Schaufenster waren noch hell erleuchtet. Über einer Tür

sah er einen goldenen Schwan.

Das Lokal war ganz so, wie Howell es erwartet hatte: gehobenes, rustikales Dekor, massive Deckenbalken, schwere Möbel. Die Kellner trugen Frack, das Silber auf den Tischen blitzte, und der Maitre wirkte überrascht, dass dieser Tourist auf den Gedanken kam, er könne in seinem Etablissement ohne Reservierung einen Platz bekommen.

»Ich bin Gast von Herrn Weißel«, erklärte ihm Howell.

»Ah, Herr Weißel... Sie kommen früh, mein Herr. Der Tisch für Herrn Weißel ist für neun Uhr bestellt. Bitte, nehmen Sie doch in der Halle Platz oder an der Bar, wenn Sie das vorziehen. Ich werde ihn dann zu Ihnen führen.«

Howell setzte sich in den Vorraum, wo ihn wenige Minuten später eine junge Frau in ein Gespräch verwickelte. Ihr gewaltiger Busen drohte ihr Abendkleid zu sprengen. Trotzdem entging ihm nicht, wie der Maitre mit einem jungen Mann sprach und dabei auf ihn zeigte.

»Sollte ich Sie kennen?«

Howell blickte zu einem hoch gewachsenen, hageren Mann mit glatt zurückgekämmtem Haar auf, dessen Augen so dunkel waren, dass sie fast schwarz zu sein schienen. Er schätzte, dass Herr Weißel Ende der Dreißig war, ein kleines Vermögen für seine Kleidung und sein Styling ausgab und mit ziemlicher Verachtung auf den größten Teil der Welt herunterblickte.

»Peter Howell«, sagte er.

»Engländer also... stehen Sie in Geschäftsverbindung mit der Offenbach Bank?«

»Nein, aber mit Ihnen.«

Weißels Augen weiteten sich, er blinzelte ein paarmal.
»Da muss ein Irrtum vorliegen. Ich habe noch nie von Ihnen gehört.«

»Aber Sie haben von Iwan Beria gehört, nicht wahr, alter Junge?«

Howell war aufgestanden und neben Weißel getreten; jetzt griff er nach seinem Arm, dicht über dem Ellbogen. Weißels Mund klappte auf und zu, als Howell auf einen Nerv drückte.

»Dort drüben in der Ecke ist ein Tisch, da sind wir ganz ungestört. Wir wär's, wenn wir dort einen Schluck trinken würden?«

Howell bugsierte den Banker auf eine schmale Bank, setzte sich neben ihn und versperrte ihm damit den Ausgang.

»Aber das geht doch nicht!«, stöhnte Weißel und rieb sich den Ellbogen. »Wir haben Gesetze...«

»Ich bin nicht wegen Ihrer Gesetze hier«, fiel Howell ihm ins Wort. »Wir interessieren uns für einen Ihrer Kunden.«

»Ich kann unmöglich über vertrauliche Angelegenheiten sprechen!«

»Aber der Name Beria war Ihnen doch vertraut, nicht wahr? Sie betreuen sein Konto. Nun, ich will das Geld nicht. Wir müssen bloß wissen, wer es schickt.«

Weißels Blick wanderte in die Runde, suchte nach dem Maitre.

»Sparen Sie sich die Mühe«, erklärte ihm Howell. »Ich habe ihm Geld gegeben, damit er uns nicht stört.«

»Sie sind ein Verbrecher!«, erklärte Weißel. »Sie halten mich gegen meinen Willen fest. Selbst wenn ich Ihnen das gebe, was Sie wollen, würden Sie niemals hier...«

Howell stellte ein kleines Tonbandgerät auf den Tisch. Er stöpselte einen Ohrhörer ein und reichte ihn Weißel.
»Lauschen Sie mal.«

Der Banker kam der Aufforderung nach. Gleich darauf weiteten sich seine Augen ungläubig. Er riss den Ohrstöpsel heraus und warf ihn auf den Tisch. Peter Howell fand, dass es von Jon Smith sehr weitblickend gewesen war, ihm den Teil des Verhörs zur Verfügung zu stellen, in dem Beria Weißel erwähnt hatte.

»Schön, dann wird eben mein Name genannt. Na und? Wer ist dieser Mann?«

»Sie haben doch seine Stimme erkannt, oder?«, meinte Howell leise.

Weißel rutschte unruhig zur Seite. »Vielleicht.«

»Und vielleicht erinnern Sie sich auch daran, dass es die Stimme von jemandem ist, der sich Iwan Beria nennt.«

»Und wenn ich das tue?«

Howell beugte sich zu ihm hinüber. »Beria ist ein Auftragskiller. Er arbeitet für die Russen. Wie viel russisches Geld geht durch Ihre Hände, Herr Weißel?«

Das Schweigen des Bankers sprach Bände.

»Das habe ich mir gedacht«, nickte Howell. »Dann lassen Sie mich Ihnen sagen, was geschehen wird, wenn Sie nicht mit uns kooperieren. Ich werde dafür sorgen, dass die Russen erfahren, dass Sie recht mitteilksam waren, als es um ihr Geld ging - woher es kommt, wie und wann es bewegt wird, eben all die kleinen Einzelheiten, die die Russen bei Ihnen sicher wähten, weil sie ja schließlich großzügig für Ihre Diskretion bezahlt haben.«

Er hielt inne, um Weißel Zeit zu lassen, das Gehörte zu verarbeiten.

»So«, fuhr er dann fort, »und sobald die Russen das wissen, werden sie verärgert sein - verständlicherweise. Sie werden Erklärungen fordern. Sie werden keine Entschuldigungen gelten lassen. Und sobald das Vertrauen

einmal zerstört ist, mein lieber Weißel, sind Sie erledigt. Sie haben oft genug mit Russen zu tun gehabt, um zu wissen, dass die nie etwas vergessen und nie etwas verzeihen. Sie werden Rache wollen, und Ihre großartigen Schweizer Gesetze und Ihre Polizei werden sie nicht daran hindern. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Weißel spürte, wie sein Magen revoltierte. Der Engländer hatte Recht: Die Russen waren Barbaren, sie stolzierten in Zürich herum und prahlten mit ihrem neu erworbenen Reichtum. Und jeder Banker wollte davon etwas abbekommen. Da fragte man nicht lange. Jede Forderung, die man einer Bank stellte, wurde erfüllt. Die Russen ereiferten sich über die Gebühren, aber am Ende zahlten sie. Aber sie machten auch Maklern wie Weißel sehr klar, dass es für sie keine Flucht und kein Verstecken geben würde, wenn sie das in sie gesetzte Vertrauen brachen. Und ein Mann wie dieser Engländer würde ihnen durchaus den Eindruck vermitteln können, dass Weißel seine Kunden verraten hatte. Nichts, was der Banker dann tun oder sagen konnte, würde die Russen umstimmen, sobald sie einmal überzeugt waren, dass er sie verraten hatte.

»Wie war der Name doch?«, fragte Weißel mit fast unhörbarer Stimme.

»Iwan Beria«, erwiderte Howell. »Wer überwies ihm Geld?«

Fünf Stunden waren verstrichen, seit Dylan Reed sich in das Spacelab zurückgezogen hatte. Während der ganzen Zeit hatte er über sein Headset jedes Wort, das die Crew gesprochen hatte, mitgehört. Megan Olson hatte zweimal gefragt, ob er Hilfe brauche, und dann hatte sie ihn auch noch einmal gefragt, wie lange er noch brauchen würde. Es drängte sie offenkundig, mit ihren eigenen Experimenten zu beginnen.

Wenn sie wüsste, was hier vor sich geht, hätte sie es nicht so eilig, dachte Reed mit finsterer Miene.

Megan hatte er höflich aber entschieden erklärt, dass sie und die anderen warten müssten, bis er fertig sei.

Weil Reed auch im Auge behalten musste, was die Crew machte, nahm die Arbeit wesentlich mehr Zeit in Anspruch, als er das angenommen hatte. Darüber hinaus wurde er durch den ständigen Dialog zwischen der Crew und Mission Control abgelenkt. Dennoch arbeitete Reed so schnell er konnte und hielt nur gelegentlich inne, um seine Hände etwas auszuruhen, die in den langen, an der Box befestigten Gummihandschuhen steckten und sich gelegentlich verkrampften.

Die Ungeheuerlichkeit dessen, was er tat, drohte ihn zu überwältigen. Wenn er durch das Okular des Mikroskops startete, sah er vor sich eine Art von Pockenerregern, wie sie vor ihm noch niemand gesehen hatte - mit Ausnahme ihres Schöpfers Karl Bauer. Der Schweizer Wissenschaftler hatte es in seinem Labor auf der Hauptinsel von Hawaii fertiggebracht, das *Variola* Virus, den Erreger der Pocken, so abzuwandeln, dass er die dreifache Größe

erreichte - und hatte außerdem sogar noch die Voraussetzung für weiteres Wachstum schaffen können. Aber Bauer war durch die Schwerkraft der Erde in seiner Arbeit beeinträchtigt gewesen; Reed war das nicht.

Man konnte die Ursprünge von Bauers Arbeit auf eine der ersten Shuttle-Missionen zurückführen. Die Astronauten hatten damals eine zwei Tage alte Tüte mit belegten Broten entdeckt, die jemand vergessen hatte. Die Brote hatten sich in einem verschlossenen Plastikbeutel befunden, der wie ein Ballon in der Luft schwebte. Als sie den Beutel geöffnet hatten, waren sie zuerst der Meinung gewesen, die Brote seien noch genießbar - bis einer darauf hingewiesen hatte, dass das Schweben des Beutels nur darauf zurückzuführen sein konnte, dass die Bakterien in den Broten so viel Gas erzeugt hatten, dass der Beutel davon aufgebläht worden war.

Nähere Untersuchungen hatten dann den unwiderlegbaren Beweis erbracht, dass Bakterien im Zustand der Schwerelosigkeit schneller wachsen und größer werden.

Als Karl Bauer den NASA-Bericht über das Phänomen gelesen hatte, hatte er sofort daraus gefolgert, dass das, was für Bakterien galt, aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf Viren zutreffen würde. Erste Untersuchungen waren vielversprechend verlaufen, aber durch die Schwerkraft behindert, konnte Bauer keine eindeutigen Schlüsse ziehen. Jahre sollten vergehen, bis er auf Reed stieß und damit eine Möglichkeit fand, die abschließenden Experimente im Weltraum durchzuführen. Was Reed jetzt beobachten konnte, war ein *Variola* Virus, das zehnmal so groß und zehnmal so wirksam wie seine ursprüngliche Form auf der Erde war. Seine Proteinbläschen, die auf der Erde bei Erreichen einer gewissen Größe platzten, blieben unversehrt und behielten ihre tödliche Wirkung bei. Als Waffe würde dieses Virus ohnegleichen sein. Reed

schauderte bei dem Gedanken, wie schnell die Bevölkerung ganzer Landstriche dezimiert werden konnte, falls man diese Variante mittels einer Sprengbombe in der Luft freisetzen würde. Das Virus würde durch den Verdauungstrakt zu den Lymphknoten gelangen und sich blitzschnell zur Milz, ins Knochenmark und zu anderen lymphatischen Organen hin ausbreiten. Und am Ende würde es den Weg zu den kleinen Blutgefäßen in der Haut finden. Bei normalen Pockenerregern dauerte dieser Prozess zwischen fünf und zehn Tagen. Reed schätzte, dass Inkubations- und Infektionsperiode des abgewandelten Virus nur Minuten betragen würden. Der Körper hätte dann nicht die leiseste Chance, Abwehrkräfte einzusetzen und sich zu wehren.

Reed zog die Hände aus dem Handschuhkasten, wischte sie ab und hielt kurz inne, um das schreckliche Bild aus seinen Gedanken zu verdrängen. Dann betätigte er sein Kehlkopfmikrofon.

»Hey, Leute, ich bin jetzt beinahe fertig. Ist schon bald Zeit zum Abendessen?«

»Wir wollten Sie gerade rufen«, erwiderte Stone. »Alle haben sich Steak und Spiegeleier bestellt.«

Reed lachte. »Wartet nur ab, bis ihr das Zeug zu sehen bekommt.«

Er hielt kurz inne. »Ich möchte, dass alle in die Messe kommen, damit ich den weiteren Plan mit Ihnen durchgehen kann.«

»Roger. Wir heben Ihnen ein Stück von dem Steak auf. Bis gleich.«

Reed schloss die Augen und zwang sich, ruhig zu bleiben. Er schaltete sein Mikrofon, nicht aber seine Kopfhörer ab. Eigentlich wollte er die Laute der Crew nicht hören, die jetzt gleich an sein Ohr dringen würden.

Sie würden nichts Menschliches an sich haben. Aber um beurteilen zu können, wie schnell das *Variola* Virus wirkte, hatte er keine andere Wahl.

Er kehrte zu dem Biorack zurück, schlüpfte wieder in die Gummihandschuhe und füllte das kleine Röhrchen vorsichtig mit dem abgewandelten Erreger. Dann verschloss er das Röhrchen, holte es durch eine kleine Schleuse aus dem Handschuhkasten und verwahrte es im Kühlschrank.

Vorsichtig arbeitete er sich von einer Fußschlaufe zur nächsten in den hinteren Bereich des Labors und öffnete dort einen Spind. Er enthielt ein EMU, eine Extravehicular Mobility Unit, die Art von Anzug, wie man sie für Weltraumspaziergänge benutzte. Nachdem Reed in den Anzug geschlüpft war, griff er nach dem Helm und sah sein Spiegelbild in der Gesichtsplatte. Er zögerte kurz, als er im Geist auch die Gesichter seiner Mannschaftskollegen auf dem beschichteten Plexiglas vor sich schweben sah; Menschen, mit denen er monatelang zusammengearbeitet hatte, Jahre sogar, Menschen, die er wirklich gern hatte. Aber nicht gern genug, um echtes Mitleid mit ihnen zu haben.

Im Spiegel sah Reed auch die Gesichter seiner beiden Brüder, die bei einem Terroristenangriff auf die amerikanische Botschaft in Nairobi ums Leben gekommen waren; und das seiner Schwester, einer Freiwilligen im Friedenscorps, die man im Sudan entführt, gefoltert und schließlich ermordet hatte. Was Reed hier tat, geschah nicht zum größeren Ruhm der Wissenschaft und auch ganz sicherlich nicht um der persönlichen Anerkennung willen. Dieses neue Virus würde nie das Tageslicht zu sehen bekommen es sei denn, die Umstände erforderten, dass man es freisetzen musste. Bei General Richardson und Anthony Price handelte es sich um Männer, die nicht

bereit waren, die Art von Verlusten hinzunehmen, wie Reed sie erlitten hatte. Für sie bedeutete Vergeltung nicht bloß ein paar Marschflugkörper auf Zelte oder Bunker, sondern schnelle und totale Vernichtung durch eine unsichtbare Armee, die keiner aufhalten konnte. Indem er mithalf, diese Art von Armee zu schaffen, glaubte Reed seinen Geschwistern ein Denkmal zu setzen und damit das Versprechen zu erfüllen, das er vor langer Zeit gegeben hatte - das Versprechen, dass ihr Opfertod nie vergessen sein würde.

Reed schloss den Bajonettverschluss seines Helms und ging zum Biorack zurück. Er verband den Schlauch seiner Luftversorgung mit dem integrierten Sauerstofftank des Anzugs, dann öffnete er ruhig und bedächtig den luftdichten Verschluss des Handschuhkastens. Binnen Sekunden begannen die ausgetrockneten *Variola-Partikel* in der Schale Sporen zu bilden, die so winzig wie Staubpartikel waren und in kürzester Zeit ihren Weg zu der geöffneten Abdichtung des Handschuhkastens und nach draußen finden würden. Reed starrte fasziniert auf die Stellen, wo er wusste, dass sich jetzt Sporen befanden. Einen Augenblick lang packte ihn die irrationale Verstellung, sie würden ihn angreifen. Aber der Luftstrom erfasste sie, und sie wirbelten wie ein Staubschleier in das Verbindungsrohr, das das Spacelab mit dem Hauptteil des Orbiters verband.

»Kommen Sie jetzt, Megan?«, fragte Carter, nachdem die beiden ihren Bericht an Mission Control abgeschlossen hatten.

Megan schob sich an den Schlafstationen vorbei und rief ihm über die Schulter zu: »Ja, ich bin am Verhungern!«

In dem Augenblick hörten beide einen Signalton in ihren

Headsets. »*Discovery*, hier Mission Control. Nach unserer Kenntnis wollen Sie jetzt Pause zum Abendessen machen?«

»Roger, positiv, Mission Control«, erwiderte Carter.

»*Discovery*, unsere Instrumente zeigen möglichen Druckverlust in der Luftschleuse am unteren Deck. Wäre nett, wenn jemand da nachsehen könnte.«

Stones Stimme war in ihren Kopfhörern zu vernehmen: »Megan, Carter, Sie sind am nächsten dran.«

Carter sah Megan mit großen Hundeaugen an. »Ich habe wirklich Hunger!«

Megan griff in eine der Schlafstationen und zog ein Spiel Karten unter einem festgeschnallten Kissen heraus. Sie riss die Zellophanverpackung auf, mischte vorsichtig, damit keine Karten herausfielen, und hielt das Spiel dann Carter hin.

»Heben Sie ab. Die höhere Karte gewinnt.«

Carter verdrehte die Augen, griff nach den Karten und zog eine Zehn. Megan bekam eine Sieben.

Carter lachte und stieß sich in Richtung auf die Messe ab. »Ich hebe Ihnen ein paar Schokoplätzchen auf!«, rief er zurück.

»Ja, vielen Dank.«

»Machen Sie das, Megan?«, fragte Stone.

Sie seufzte. »Geht schon in Ordnung. Passen Sie nur auf, dass Carter nicht alle Kalbskoteletts verputzt, oder was es sonst gibt.«

»Roger. Bis gleich.«

Megan war klar, dass »bis gleich« wenigstens eine Stunde bedeutete. Eine Luftschleuse zu überprüfen hieß, dass man in ein EMU steigen musste.

Sie zog sich an den Handgriffen der Leiter entlang ins untere Deck. Hinter der Ladung und dem Gerät, das das Shuttle ins Orbit befördert hatte, war die Luftschleuse. Die rote Lampe über der Tür blinkte und deutete auf einen möglichen Defekt hin.

»Sicher irgendein verdammter Draht«, murmelte Megan und tastete sich vorwärts.

»Jetzt passt auf.«

Carter riss ein Päckchen mit Orangensaft auf, hielt es hoch und drückte etwas von der Flüssigkeit heraus. Der Saft bildete eine unregelmäßige Kugel, die vor Carter schwebte, der mit einem Strohhalm hineinstieß und an dem Halm zu saugen anfang. Binnen Sekunden hatte sich die Flüssigkeitskugel aufgelöst und war verschwunden.

»Sehr hübsch«, lobte Stone. »Beim nächsten Geburtstag meines Jungen lade ich Sie ein, da können Sie dann Zauberkunststückchen vorführen.«

»Hey, die Soße ist weg!«, rief Randall Wallace.

Stone drehte sich um und sah, dass die Soße des Shrimp Cocktails während seiner Unterhaltung mit Carter den Kontakt mit seinem Löffel verloren hatte. Er griff sich eine Tortillascheibe und versuchte die Soße damit einzufangen.

»Ich möchte bloß wissen, wo Dylan so lange bleibt«, sagte Carter, den Mund voll Hühnchenfrikassee, das er aus einem Plastikbeutel aß.

»Dylan, hören Sie uns?«, sprach Stone in sein Mikrofon.

Keine Antwort.

»Wahrscheinlich auf dem Klo«, sagte Carter. »Er ist ganz wild auf Bohnengemüse. Vielleicht hat er welches an Bord geschmuggelt.«

Bohnen ebenso wie Brokkoli und Pilze fanden sich nie auf den Speiseplänen der Shuttles. Blähungen waren im Weltraum äußerst schmerzhaft, und die Weltraumärzte wussten immer noch nicht genau, wie Gase sich in der Schwerelosigkeit verhielten.

Carter hustete.

»Sie essen zu schnell«, tadelte ihn Stone.

Als Carter zu antworten versuchte, wurde sein Husten stärker.

»Hey, vielleicht ist ihm etwas im Hals stecken geblieben«, sagte Wallace.

Als Stone sich auf ihn zu bewegte, packte Carter den Kommandanten plötzlich an den Schultern. Jetzt klang sein Husten als müsste er ersticken, und er erbrach Blut, das vor ihm in der Luft hängen blieb.

»Was zum Teufel ist los!«, rief Stone.

Aber weiter kam er nicht; sich an die Brust greifend begann er an seinem Overall zu zerren. Er hatte das Gefühl, als würde er von innen heraus verbrennen, und als er sich mit der Hand über das Gesicht wischte, war sie nachher ganz blutig.

Karol und Wallace sahen entsetzt zu, wie ihre Kollegen umkippten und ihre Arme und Beine unkontrolliert wie bei einem epileptischen Anfall zu zucken anfangen.

»Rauf aufs Flugdeck und abdichten!«, brüllte Karol.

»Aber...«

»Los jetzt!«

Als er Wallace zur Leiter stieß, kam eine Stimme von Mission Control über sein Headset.

»*Discovery*, gibt es ein Problem?«

»Und ob wir eines haben!«, schrie Karol. »Da ist etwas,

das Carter und Stone umbringt...!«

Sein Körper bäumte sich auf. »Oh großer Gott!«

Er krümmte sich zusammen, und aus seinen Augen und der Nase schoss ein Blutstrom. Irgendwo aus weiter Ferne hörte er die eindringliche Stimme von Mission Control.

»*Discovery*, hören Sie uns?«

In seinem Bewusstsein formulierte sich eine Antwort, aber bevor er die Worte herausbekam, legte sich ein roter Nebel über seine Augen.

Megan, die innerhalb der Luftschleuse im unteren Deck arbeitete, hörte die Schreie und das Ächzen über ihr Headset. Sie drückte den Sendeknopf an ihrem EMU.

»Frank? Carter? *Wallace*?«

Nur Rauschen. Ihre Kommunikationseinheit war ausgefallen. Ohne sich länger um die Drahtverbindungen zu kümmern, die sie gerade überprüft hatte, griff Megan nach dem Hebel, um die Schleuse zu öffnen. Zu ihrem Entsetzen war er blockiert.

Im Spacelab hielt Dylan Reed eine Stoppuhr in seiner behandschuhten Hand. Das mutierte *Variola* Virus wirkte erschreckend plötzlich. Er wusste, dass er exakt registrieren sollte, wie schnell es die Crew infizierte und vernichtete. Bauer hatte mit Nachdruck darauf bestanden, dass die tödliche Wirkung des neu geschaffenen Pockenvirus ausschließlich an menschlichen Testpersonen erprobt werden sollte. Außerdem war das eine sichere Methode, um potenzielle Zeugen zu beseitigen. Aber um das zu tun, hätte er auf die Stoppuhr sehen müssen. Dylan Reed wäre gezwungen gewesen, die Augen zu öffnen, und das wagte er nicht, weil er dann - obwohl das gar nicht

möglich war - vielleicht die Gesichter gesehen hätte, die hinter diesen Schreien standen.

In einer anderen Welt lag Harry Landon in einem winzigen Raum am Ende des Korridors von Mission Control und holte etwas dringend benötigten Schlaf nach. Nach zwanzig Jahren bei der NASA, von denen er zehn in dem Hexenkessel von Cape Canaveral verbracht hatte, hatte Landon gelernt, immer dann auszuruhen, wenn sich dafür eine Gelegenheit bot. Und ebenso hatte er in diesen zwanzig Jahren gelernt, sofort aufzuwachen und hellwach zu sein.

Landon ahnte die Hand, noch bevor er sie an seiner Schulter spürte. Er wälzte sich zur Seite und sah das Gesicht eines jungen Technikers vor sich. »Was gibt's?«, fragte er.

»Es gibt ein Problem an Bord von *Discovery*«, erwiderte der Techniker nervös.

Landon schwang die Beine von der Pritsche, schnappte sich seine Brille von einem Aktenschrank und hastete zur Tür. »Technisch? Flug? Was?«

»Menschlich.«

Landon eilte weiter und fragte ohne sich umzusehen: »Was heißt das, ›menschlich‹?«

»Die Crew«, stammelte der Techniker. »Etwas stimmt nicht.«

Etwas stimmte tatsächlich nicht - und zwar in einer schrecklichen Weise. Landon spürte das, als er Mission Control betrat. Die Techniker hingen alle über ihre Konsolen gebeugt und redeten eindringlich auf *Discovery* ein. Aus den einzelnen Fetzen, die er im Vorübergehen aufsnappte, konnte Landon entnehmen, dass niemand an

Bord des Orbiters antwortete.

Er trat an seine Kommandostation und bellte: »Ich brauche eine Bildverbindung!«

»Geht nicht!«, rief jemand zurück. »Die Videokamera bei denen muss kaputt sein.«

»Dann Audio!«

Landon stülpte sich ein Headset über und versuchte die Nervosität aus seiner Stimme zu verdrängen. »*Discovery*, hier Mission Director. Bitte kommen.«

Nur Rauschen in seinen Ohren. »*Discovery*, ich wiederhole, hier Mission Director...«

»Mission Control, hier *Discovery*.«

Die gequält klingende Stimme ließ Landons Blut in den Adern gefrieren. »Wallace, sind Sie das?«

»Ja, Sir.«

»Was ist dort oben los, Mann?«

Landon musste abwarten, bis das Rauschen verhallt war. Als Wallace wieder sprach, klang seine Stimme, als würde er ersticken.

»Wallace, was ist passiert?«

»Kontrolle... Kontrolle, hören Sie uns?«

»Wallace, sagen Sie uns sofort...«

»Wir sterben hier alle...«

In den Pionierzeiten der Shuttle-Flüge, Anfang der achtziger Jahre, hatte man Vorgehensweisen für die unvermeidlichen Pannen und Defekte oder größere Tragödien ausgearbeitet. Sie waren alle in dem sogenannten Schwarzen Buch enthalten und wurden das erste Mal im Januar 1986 nach der *Challenger*-Katastrophe aktiviert.

Harry Landon war an jenem schwarzen Tag in der Mission Control gewesen. Er erinnerte sich heute noch an den Ausdruck schieren Entsetzens im Gesicht des Mission Directors, als das Shuttle dreiundsiebzig Sekunden nach dem Start explodiert war. Dann hatte er zugesehen, wie der Mann mit tränenüberströmtem Gesicht nach dem Buch gegriffen und angefangen hatte, die notwendigen Anrufe zu tätigen.

Landons Finger zitterten, als er nach dem Schlüssel griff und ihn nach mehreren Versuchen schließlich in das Schloss der Schublade schob, die er gehofft hatte nie öffnen zu müssen. Das Buch war eine dünne Ringbuchmappe. Landon schlug die erste Seite auf, griff nach dem Telefon und zögerte...

Dann stand er auf und stöpselte sein Headset in die Buchse ein, die eine Verbindung zu sämtlichen Headsets der Mission Control herstellte.

»Ladies and Gentlemen«, sagte er mit ernster Stimme. »Ich darf Sie kurz um Ihre Aufmerksamkeit bitten... vielen Dank. Sie haben alle die letzte Meldung von *Discovery* gehört. Wenn sie zutrifft - was wir noch nicht mit Sicherheit wissen -, haben wir es mit einer echten

Katastrophe zu tun. Das Beste, was wir für unsere Leute dort oben tun können, ist uns streng an die Regeln zu halten und auf jede Bitte um Unterstützung vorbereitet zu sein. Überwachen Sie weiterhin sämtliche Details des Fluges und des Zustands des Shuttles mit der größten Sorgfalt. Wenn es eine Abweichung gibt oder irgendetwas Ungewöhnliches - ganz gleich wie belanglos Ihnen das erscheinen mag -, möchte ich das sofort wissen. Und außerdem möchte ich, dass das Datenteam alle Bänder, jedes einzelne Gespräch, jede Sendung noch einmal überprüft. Was auch immer dort oben geschehen sein mag, ist ganz schnell geschehen. Aber irgendetwas muss es ausgelöst haben. Und ich möchte wissen, was das war.«

Er legte eine kurze Pause ein. »Ich kann mir gut vorstellen, was Sie jetzt denken und fühlen. Und ich weiß, was ich von Ihnen verlange, ist schwierig. Aber wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, dass es Überlebende gibt. Und für die müssen wir uns einsetzen. Wer auch immer dort oben noch am Leben ist - wir wollen ihn sicher herunterbringen. Das ist das Einzige, worauf es jetzt ankommt.«

Er blickte in die Runde. »Ich danke Ihnen.«

Das Schweigen, das sich über den Saal gelegt hatte, löste sich allmählich. Landon war erleichtert, als er sah, dass in vielen Gesichtern die düstere Niedergeschlagenheit jetzt einem Ausdruck der Entschlossenheit Platz gemacht hatte. Er war immer davon überzeugt gewesen, dass die Leute, die hier mit ihm zusammenarbeiteten, die Besten waren, und jetzt bewiesen sie ihm, dass er Recht hatte.

Landons erster Anruf galt Rich Warfield, dem Wissenschaftsberater des Präsidenten. Als Physiker war Warfield mit dem Shuttle Programm gut vertraut und begriff sofort, dass sie es hier nicht etwa mit einer Panne, sondern mit einer größeren Katastrophe zu tun hatten.

»Was kann ich dem Präsidenten sagen, Harry?«, wollte er wissen. »Er möchte hören, was wirklich Sache ist, keine schönen Worte.«

»Okay«, erwiderte Landon. »Zum Ersten haben wir seit dem letzten Gespräch mit Wallace keine Verbindung mehr mit *Discovery*. Was wir von ihm gehört haben, war, dass die Crew am Sterben sei oder tot. Ich werde veranlassen, dass Ihnen jemand die Aufzeichnung überspielt, für den Fall, dass der Präsident sie selbst hören möchte. Was das Shuttle angeht, so scheint es stabil zu sein. Wir haben keine Änderung seiner Flugbahn oder seiner Geschwindigkeit feststellen können. Alle Systeme an Bord sind im grünen Bereich.«

»Ich würde gern Ihre persönliche Einschätzung hören, Harry«, drängte Warfield.

»Alle Anzeigen für die Luftversorgung sind normal«, erwiderte Landon. »Das bedeutet, dass es keine toxischen Kontaminationsstoffe gibt. Kein Rauch, kein Feuer, keine Gase.«

»Was ist mit Lebensmittelvergiftung?«, schlug Warfield vor. »Könnte es etwas so Alltägliches sein?«

»Die Crew dürfte ihre erste Mahlzeit bereits eingenommen haben. Aber selbst wenn sämtliche Lebensmittel kontaminiert waren, kann ich mir kaum vorstellen, dass das Gift sich so schnell - und mit so durchschlagender Wirkung - ausgebreitet haben könnte.«

»Was ist mit der Ladung?«

»Das war kein Einsatz mit Geheimladung. Das Spacelab hatte die übliche Menagerie von Fröschen, Insekten und Mäusen an Bord, die für die Experimente benutzt werden sollten...«

»Aber was war es dann, Harry?«

Landon überflog erneut den Ablaufplan für die Experimente. »Megan Olson sollte mit Legionärskrankheit anfangen. Das ist der einzige Erreger in dem ganzen Programm. Und sie hatte damit noch nicht angefangen.«

»Könnte es sein, dass der Erreger irgendwie entkommen ist?«

»Die Wahrscheinlichkeit dagegen beträgt zehntausend zu eins. Wir haben alle möglichen Sensoren installiert, um etwaige Lecks im Biorack zu entdecken. Aber nehmen wir es einmal an. Legionärskrankheit wirkt nicht so schnell. Was auch immer die Crew umgebracht hat, hat das innerhalb weniger Minuten getan.«

Einen Augenblick lang herrschte Stille.

»Ich bin mir bewusst, dass ich für diese Dinge nicht gerade ein Fachmann bin«, meinte Warfield schließlich. »Aber wenn man die anderen Möglichkeiten der Reihe nach ausschließt, klingt es für mich immer noch nach einem Erreger, der irgendwie freigesetzt wurde.«

»Unter uns gesagt könnte das durchaus der Fall sein«, erwiderte Landon. »Aber wir sollten dem Präsidenten jetzt noch nicht irgendwelche Theorien vorlegen. Im Augenblick wissen wir einfach noch zu wenig.«

»Der Präsident wird Fragen haben«, sagte Warfield mit ernster Stimme. »Sie wissen ja wahrscheinlich, wie die erste Frage lauten wird.«

Landon schloss die Augen. »Die vorgeschriebene Vorgehensweise ist folgende, Rich. Während des Starts überwacht der Sicherheitsoffizier auf dem Startgelände den Flug. Er hat den Finger ständig auf dem Sprengknopf. Wenn etwas schiefgeht nun... erinnern Sie sich an *Challenger*! Nachdem der Außentank hochging und das Shuttle explodierte, brannten die Feststoffraketen weiter. Der Sicherheitsoffizier hat sie heruntergebracht. Das

Shuttle ist mit einer Sprengsequenz ausgestattet, die von uns aktiviert werden kann, wenn es auf dem Weg nach unten ist. An dem Punkt ist es noch weit genug entfernt, um von uns, falls das nötig sein sollte, gesprengt zu werden - ohne dass irgendwelche Menschen auf der Erdoberfläche in Gefahr sind.«

Landon hielt kurz inne. »Rich, wenn Sie dem Präsidenten das sagen, sollten Sie ihn daran erinnern, dass er derjenige ist, der diesen Befehl erteilen muss.«

»In Ordnung, Harry. Ich gebe an ihn nur weiter, was wir bis jetzt haben. Und wundern Sie sich nicht, wenn er Sie anruft.«

»Ich sage Ihnen sofort Bescheid, sobald ich mehr weiß«, versprach Landon.

»Harry, eine letzte Frage noch: *Können wir das Shuttle mit Autopilot landen?*«

»Zum Teufel, wir können auch eine 747 auf diese Weise landen. Die Frage ist, ob wir das überhaupt tun wollen?«

Landons nächster Anruf galt dem Sicherheitsoffizier des Startgeländes, der bereits über die Situation informiert worden war. Landon erklärte ihm so viel er konnte und fügte dann hinzu, dass diese Mission ursprünglich auf acht Tage angesetzt gewesen war.

»Das ist ganz eindeutig jetzt nicht mehr der Fall«, sagte er. »Die Frage ist nicht, ob wir sie herunterholen, sondern wann.«

»Und sobald sie in Reichweite ist?«, fragte der Sicherheitsoffizier mit leiser Stimme.

»Das werden wir dann entscheiden.«

Landon arbeitete seine Liste ab; dazu gehörten auch Anrufe bei General Richardson und Anthony Price. Richardson war nicht nur Stabschef der Luftwaffe,

sondern auch Kommandant der Abteilung für Weltraumsicherheit, die dafür verantwortlich war, alle Flugkörper zu identifizieren und zu überwachen, die sich der Erde näherten oder sich im Orbit befanden. Als Chef der National Security Agency stand Price auf der Liste, weil das Shuttle gelegentlich von der NSA gesponserte Geheimeinsätze flog.

Jedes Mal, wenn er einen seiner Anrufe beendet hatte, sah Landon sich um und hoffte, dass einer seiner Leute irgendwelche neuen Entwicklungen zu berichten hätte. Er war sich bewusst, dass er damit nur das Verhalten eines Verzweifelten demonstrierte; so wie die Dinge lagen, wäre jedes seiner Gespräche sofort unterbrochen worden, falls man den Kontakt zum Shuttle wieder hergestellt hätte.

Die nächsten zwei Stunden war Landon ausschließlich mit Telefonieren beschäftigt und dankbar, dass er sich zumindest für den Augenblick nicht mit den Medien auseinander zu setzen brauchte. Viele Stellen der NASA waren darüber verstimmt, dass Shuttleflüge jetzt als so alltägliche Ereignisse galten, dass kaum darüber berichtet wurde. Während des unglückseligen *Challenger*-Starts war CNN die einzige Senderkette gewesen, die live berichtet hatte. Heute war der Start von *Discovery* nur von NASA Kameras aufgezeichnet worden.

»Dr. Landon, Leitung vier!«

Landon sah nicht einmal nach, wer da sprach. Er fand die Leitung und hörte eine schwache, immer wieder vom Rauschen übertönte Stimme.

»Mission Control, hier *Discovery*. Können Sie mich empfangen?«

Dylan Reed befand sich immer noch im Spacelab, von seinem EMU geschützt und die Stiefel in den Halterungen

im Boden hängend, die ihn vor der Notkonsole festhielten. Die mehreren Stunden, die er bewusst ohne Verbindung verbracht hatte, kamen ihm wie eine Ewigkeit vor. Er hatte das Radio abgeschaltet, um die verzweifelten Stimmen, die von Mission Control kamen, nicht hören zu müssen. Jetzt hatte er der nächsten Phase des Plans gemäß den Kontakt wieder hergestellt.

»Mission Control, hier *Discovery*. Können Sie mich empfangen?«

»*Discovery*, hier Mission Director. Erbitte Statusmeldung!«

»Harry, sind Sie das?«

»Dylan?«

»Ja. Dem Himmel sei Dank, Harry! Ich hätte nie gedacht, dass ich jemals wieder eine menschliche Stimme hören würde.«

»Dylan, was ist dort oben passiert?«

»Das weiß ich nicht. Ich bin im Labor. Es gab eine Fehlermeldung von einer der EMUs. Ich bin hineingeklettert, um den Anzug zu überprüfen. Und dann hörte ich... Herrgott, Harry, es klang, als ob sie erwürgt würden. Und die Sprechanlage war ausgefallen...«

»Dylan, durchhalten, okay? Sie müssen versuchen, ruhig zu bleiben. Ist sonst noch jemand im Labor?«

»Nein.«

»Und Sie hatten keine Verbindung mit dem Rest der Crew?«

»Nein. Harry, hören Sie. Was...?«

»Wir wissen es nicht, Dylan. Das ist alles, was ich im Augenblick sagen kann. Wir haben eine verzerrte Nachricht von Wallace bekommen, aber er konnte uns nicht sagen, was passiert ist. Es muss ganz schnell

gegangen sein. Wir nehmen an, dass ein Erreger freigesetzt wurde. Habt ihr etwas dergleichen an Bord?»

An Bord? Das ganze Shuttle ist eine einzige heiße Zone.

Aber das sagte er nicht, sondern: »Du lieber Gott, Harry! Was reden Sie denn da? Sehen Sie sich doch die Liste an. Das Schlimmste, was wir an Bord haben, ist Legionärskrankheit, und das Zeug liegt noch im Bio-Kühlschrank.«

»Dylan, Sie müssen jetzt Folgendes tun«, sagte Landon mit gepresster Stimme. »Sie müssen zurück in den Orbiter und sich umsehen... und uns dann sagen, was Sie vorfinden.«

»Harry!«

»Dylan, wir müssen es wissen.«

»Und was ist, wenn sie alle tot sind, Harry? Was soll ich dann tun?«

»Nichts, Mann. Sie können gar nichts tun. Aber wir bringen Sie nach Hause. Niemand hier verlässt seinen Posten, bis Sie wieder sicher und gesund gelandet sind.«

Landon wollte schon hinzufügen, »das verspreche ich«, aber er brachte die Worte nicht über die Lippen.

»Also gut, Harry. Ich werde mich in dem Orbiter umsehen. Die Verbindung möchte ich offen lassen.«

»Sie müssen den Videokanal überprüfen. Wir haben kein Bild.«

Weil ich die Kameras abgeschaltet habe.

»Roger. Verlasse jetzt das Labor.«

Reed setzte sich in seinem klobigen Weltraumanzug schwerfällig und langsam in Bewegung. Er schwebte durch den Verbindungstunnel und achtete dabei sorgfältig darauf, nirgends mit seinem Anzug hängen zu bleiben. Selbst ein winziger Riss würde seinen Tod bedeuten.

Der Anblick, der sich ihm auf dem mittleren Deck bot, bereitete ihm Übelkeit. Was einmal seine Mannschaftskollegen gewesen waren, Stone, Karol und Carter, waren jetzt aufgedunsene, mit roten Pusteln bedeckte Leichen, die entweder frei in der Luft schwebten oder mit dem Arm oder dem Bein an irgendeinem Gerät hingen. Reed versuchte nicht hinzusehen und arbeitete sich um sie herum zur Leiter. Auf dem Flugdeck fand er Wallace angeschnallt im Kommandantensessel sitzen.

»Mission Control, hier *Discovery*.«

Landon antwortete sofort. »Sprechen Sie, Dylan.«

»Ich habe alle außer Megan gefunden. Herrgott, ich kann Ihnen gar nicht sagen...«

»Wir müssen wissen, wie sie aussehen, Dylan.«

»Aufgedunsen, voll schwärender, offener Wunden, blutig... ich habe so etwas noch nie gesehen.«

»Irgendwelche Anzeichen, womit sie sich kontaminiert haben könnten?«

»Negativ. Aber ich nehme die EMU nicht ab.«

»Natürlich nicht. Können Sie erkennen, was sie gegessen haben?«

»Ich bin auf dem Flugdeck bei Wallace... und steige jetzt hinunter.«

Nach ein paar Minuten meldete sich Reed wieder. In Wirklichkeit hatte er sich nicht von der Stelle bewegt. »So wie es aussieht, haben sie das gegessen, was an Bord geliefert worden war. Hühnchen, Erdnussbutter, Shrimps...«

»Okay, wir überprüfen sofort die Herkunft des Proviant. Wenn er kontaminiert war, könnte der Erreger in der Mikroschwerkraft mutiert sein.«

Landon hielt inne. »Sie müssen Megan finden.«

»Ich weiß. Ich sehe noch einmal auf dem Mitteldeck nach, der Toilette... wenn sie nicht dort ist, hält sie sich auf dem unteren Deck auf.«

»Melden Sie sich bei mir, sobald Sie sie gefunden haben. Mission Director Ende.«

Gott sei Dank!

Obwohl ihr Sendeknopf immer noch nicht funktionierte, hatte Megan jedes Wort gehört, das Reed und Landon miteinander gewechselt hatten. Sie ließ sich nach vorn sacken, bis ihr Helm an die Schleusentür stieß. Hunderte von Fragen gingen ihr durch den Kopf: Wie konnte der Rest der Crew tot sein? Was hatte sie hingerafft? War es etwas, das sie an Bord mitgeführt hatten? Vor weniger als einer Stunde hatte sie Carter und die anderen zuletzt gesehen. Und jetzt waren sie tot?

Megan setzte ihre ganze Willenskraft ein, um sich zur Ruhe zu zwingen. Sie blickte auf das Gewirr von Drähten in dem offenen Schaltkasten über der Tür. Ganz offensichtlich stimmte dort etwas nicht. Sie hatte gemäß des Anweisungsschildes auf der Tür des Schaltkastens versucht, einige Verbindungen umzupolen, bis jetzt aber den Defekt noch nicht gefunden.

Ganz ruhig, redete sie sich selbst zu. Dylan wird in ein paar Minuten hier sein. Und wenn er mich dort draußen nicht findet, wird ihm klar sein, dass ich hier drinnen bin. Er wird die Tür von seiner Seite aus öffnen.

Megan klammerte sich an dem Gedanken fest. Sie neigte nicht zu Klaustrophobie, hatte aber doch das Gefühl, als würde die Luftschleuse - die nicht viel größer war als zwei aneinandergereihte Besenschränke - immer enger werden.

Wenn nur das verdammte Mikro funktionieren würde!
Der Klang einer anderen Stimme klänge in ihren Ohren

süßer als alles, was sie je gehört hatte.

Dann musst du eben das Mikro reparieren, redete sie sich ein.

Dylans Stimme kam über ihr Headset: »Mission Director, ich bin auf dem unteren Deck. Noch keine Spur von Megan. Ich sehe in den Lagerräumen nach.«

Obwohl sie wusste, dass der Weltraum die Geräusche dämpfte, hob Megan beide Hände und begann gegen die Tür zu trommeln. Vielleicht würde Dylan sie irgendwie hören.

»Mission Director, ich habe jetzt den größten Teil des Laderaums abgesucht. Immer noch nichts.«

Landons Stimme drang durch Megans Headset. »Schlage vor, Sie sehen in der Luftschleuse nach. Vielleicht ist sie dort.«

Ja, die Luftschleuse!

»Roger, Mission Director. Ich schalte die Verbindung ab, bis ich die Luftschleuse erreicht habe.«

Als Reed sich der Tür näherte, sah er Megans Gesicht hinter dem Fenster. Die Freude und die Erleichterung, die ihm aus ihren Augen entgegenleuchtete, stach wie ein Messer in sein Herz. Er schaltete auf Innenfrequenz.

»Megan, können Sie mich hören?«

Er sah sie nicken. »Ich empfangen Sie nicht. Ist Ihr Sender defekt?«

Megan nickte wieder, schwebte dann nach oben und deutete auf das in den Brustteil ihres EMU eingebaute Gerät. Sie drehte beide Daumen nach unten und schob dann das Gesicht wieder ans Fenster.

Reed sah sie an. »Okay. Ich verstehe. Nicht, dass es einen Unterschied machen würde.«

Megan war nicht sicher, ob sie ihn richtig gehört hatte

und deutete mit einem Stirnrunzeln ein Achselzucken an.

»Sie verstehen nicht«, sagte Reed. »Natürlich nicht. Wie könnten Sie? Megan...«

Er zögerte. »Ich kann Ihnen nicht helfen, da herauszukommen.«

Ihre Augen weiteten sich in ungläubigem Entsetzen.

»Ich will Ihnen sagen, was hier draußen entstanden ist, Megan. Ein Virus. Von einer Art, wie die Welt es noch nie zuvor gesehen hat, weil es nicht von dieser Welt ist. Zwar ist es auf der Erde entstanden, aber hier im Spacelab wurde es zum Leben erweckt. Daran hatte ich gearbeitet.«

Sie schüttelte den Kopf, Reed konnte sehen, wie ihre Lippen sich bewegten, ohne dass ein Wort zu hören war.

»Sie sollten versuchen, ruhig zu bleiben«, fuhr Reed fort. »Konnten Sie mithören, wie ich mit Mission Control gesprochen habe. Die wissen, dass alle tot sind. Sie haben keine Ahnung, was hier oben geschehen ist. Und das werden sie auch nie erfahren.«

Reed feuchtete seine Lippen an. »*Discovery* ist zu einer Art *Marie Céleste* des Weltraums geworden, einem todgeweihten Geisterschiff. Es gibt natürlich gewisse Unterschiede. Ich bin noch am Leben, und Sie auch - für den Augenblick. NASA kann und wird den Orbiter per Autopilot landen. Solange ich am Leben bin, werden sie den Selbstzerstörungsknopf nicht drücken. Reed ließ ein paar Augenblicke verstreichen. »Das werden sie nicht zu tun brauchen.«

Megan spürte, wie ihr heiße Tränen über die Wangen rannen. Ihr war vage bewusst, dass sie schrie, aber damit Reed nicht beeindruckte. Sein Ausdruck blieb so kalt und distanziert wie arktisches Eis.

»Ich wünschte, dass nicht gerade Sie das wären,

Megan«, sagte er. »Das wünschte ich wirklich. Aber Treloar musste ausgeschaltet werden, und Sie waren sein Ersatz. Ich erwarte natürlich nicht, dass Sie das verstehen. Aber da ich derjenige war, der Sie in das Programm geholt und Ihnen diese Chance gegeben hat, habe ich das Gefühl, dass ich Ihnen eine Erklärung schulde. Sehen Sie, wir müssen dafür sorgen, dass unser Biowaffenarsenal stark bleibt. All die Verträge, die wir unterschrieben haben - glauben Sie, dass Länder wie Irak, Libyen oder Nordkorea sich darum scheren? Natürlich nicht. Die sind alle voll damit beschäftigt, ihre eigenen Waffen zu entwickeln. Nun, und jetzt werden wir etwas haben, womit wir alles übertrumpfen können, was denen einzusetzen möglich wäre. Und wir werden die Einzigen sein, die es besitzen!

Die Substanz, die bei meinem Experiment herausgekommen ist? Ein Fingerhut voll davon reicht aus, um jedes beliebige Land auszulöschen, wenn wir das wollen. Mir ist klar, dass das keine sehr wissenschaftliche Maßangabe ist, aber Sie verstehen schon, was ich meine. Wenn Sie mir nicht glauben, dann sehen Sie sich an, was hier passiert ist, wie schnell die Pocken gewirkt haben, die Folgen...«

Noch nie in ihrem Leben war Megan sich so völlig hilflos vorgekommen. Reeds Stimme dröhnte wie ein Albtraum in ihren Ohren. Sie konnte einfach nicht glauben, dass diese Worte von einem Mann kamen, den sie zu kennen geglaubt hatte, einem Kollegen, einem Mentor, jemandem, dem sie völlig vertraut hatte.

Er hat den Verstand verloren. Das ist alles, was mir klar ist. Und ich muss hier raus!

Als Reed weitersprach, war es, als ob er ihre Gedanken gelesen hätte. »Sie haben mir den größten Teil der Arbeit abgenommen, Megan, indem Sie sich so eingeschlossen haben. Den Rest wird das Feuer erledigen. Habe ich das nicht erwähnt? Nun, wenn dieses Ding landet, wird es ein

schreckliches Durcheinander geben. Mission Control wird nichts anderes im Sinn haben, als mich sicher hier rauszuholen. Und wenn nachher etwas explodiert, nun...«

Er hob die Schultern. »Sie werden in die Geschichte eingehen, Megan, und ich werde Sie nie vergessen - und die anderen auch nicht.«

Sein Blick ließ sie nicht los, als er einen Schalter an seiner Kommunikationsanlage drückte. »Mission Director, hier Reed. Bitte kommen.«

Sie hörte Landons Stimme: »Ich höre, Dylan.«

»Neue Nachricht. Ich... ich habe Megan gefunden. Sie ist tot... wie die anderen auch.«

Einen Augenblick lang herrschte am anderen Ende Schweigen. »Habe verstanden, Dylan. Das ist schrecklich. Hören Sie, wir sind bemüht, Sie nach Hause zu bringen. Schaffen Sie es zum Flugdeck?«

»Positiv.«

»Bestimmt funktioniert alles, aber wenn etwas schief geht...«

»Verstanden. Harry?«

»Ja?«

»Sie haben das Schwarze Buch aufgeschlagen, richtig?«

»Ja, Dylan.«

»Da gibt es einen Namen, der im Buch nicht erwähnt ist. Dr. Karl Bauer. Er versteht mehr von Erregern als sonst irgendwer auf der ganzen Welt. Sie sollten vielleicht seinen Rat hinsichtlich der Quarantäne einholen.«

»Roger. Wir bringen Bauer zur Landestelle. Im Augenblick arbeiten wir an Modellen für eine Notlandung. Sobald wir uns über die Landebahn klar sind, lassen wir es Sie wissen.«

Reed lächelte schwach und sagte, ohne dabei den Blick von Megan zu wenden: »Roger, Mission Director. *Discovery* Ende.«

Der Hubschrauber, der Jon Smith von Camp David herübergebracht hatte, landete im Frachtbereich des Andrews Luftwaffenstützpunkts. Smith sprang aus der Maschine und eilte mit langen Schritten über die Piste zu dem weißen Lieferwagen, der neben einer schnittigen Düsenmaschine parkte.

»Hello, Jon«, sagte Generalmajor Kirov und sah zu, wie zwei Marines eine Tragbahre aus dem Lieferwagen zogen.

»Ist alles planmäßig gelaufen?«, erkundigte sich Smith.

»Ja«, nickte Kirov. »Diese Männer« - er deutete auf die beiden Marines - »sind pünktlich auf die Minute bei Ihrem Haus eingetroffen. Sie waren sehr schnell und sehr effizient.«

Smith sah zu Iwan Beria hinüber, der bis zum Kinn in eine Decke gehüllt vorbeigerollt wurde.

»Bei ihm alles in Ordnung?«

»Die Tranquilizer haben perfekt gewirkt«, erwiderte Kirov.

Smith nickte.

Während die Bahre in den Jet gerollt wurde, meinte Kirov: »Ich bin Ihnen dankbar - und natürlich auch Mr. Klein -, dass Sie mir Gelegenheit gegeben haben, hier mitzuhelfen. Ich wünschte nur, ich könnte noch mehr tun.«

Smith schüttelte dem Russen die Hand. »Ich bleibe mit Ihnen in Kontakt, General. Ich glaube, wir haben alles aus Beria herausbekommen, was er wusste, aber falls er doch noch etwas Interessantes mitteilen sollte...«

»Werden Sie der Erste sein, der es erfährt«, versicherte ihm Kirov. »Wiedersehen, Jon Smith. Ich hoffe, wir sehen uns das nächste Mal unter angenehmeren Begleitumständen.«

Smith wartete, bis Kirov an Bord und die Luke geschlossen war. Als der Jet dann die Startpiste hinunterraste, saß er bereits wieder in seinem Wagen und wurde von den Posten am Eingang zum Stützpunktgelände durchgewinkt. Während er in Richtung auf die Fernstraße rollte, wanderten seine Gedanken zu den Dingen, die jetzt vor ihm lagen.

In Moskau war tiefe Nacht, aber in den Büros der Bay Digital Corporation brannte noch Licht.

Im Konferenzraum war Randi Russell mit ihrer vierten Tasse Kaffee beschäftigt und sah Sascha Rublijev dabei zu, wie der sich bemühte, dem Laptop, den Jon Smith gebracht hatte, seine Geheimnisse abzuringen. Von einem ganzen Arsenal von Hardware umgeben, die mit einem Gewirr von Leitungen mit dem Laptop verbunden war, arbeitete Sascha jetzt schon seit über sieben Stunden an seiner Tastatur, wobei er gelegentlich eine Cola in sich hineinschüttete, um sein Energieniveau aufrecht zu erhalten. Randi hatte ihm schon dreimal vorgeschlagen, für heute Schluss zu machen, aber Sascha hatte das jedes Mal mit einer unwilligen Handbewegung abgetan. »Ich bin nahe dran«, hatte er gemurmelt. »Bloß noch ein paar Minuten.«

Randi war inzwischen für sich zu dem Schluss gelangt, dass Sascha die Zeit nach anderen Kriterien maß als gewöhnliche Sterbliche.

Sie leerte ihre Tasse, starrte trübsinnig auf den Bodensatz und sagte dann: »Okay, jetzt ist Schluss. Und

diesmal meine ich das wirklich so.«

Sascha hob die linke Hand und versuchte mit der anderen weiter zu tippen. »Warten Sie...«

Er hieb triumphierend auf eine Taste und sackte dann in seinen Sessel. »Schauen Sie mal«, verkündete er stolz.

Randi konnte ihren Augen nicht trauen. Der große Bildschirm, der den ganzen Abend lang mit einem Gewirr unverständlicher Symbole bedeckt gewesen war, veränderte plötzlich sein Aussehen und lieferte eine ganze Reihe dechiffrierter E-Mails.

»Sascha, wie...?«

Randi schüttelte den Kopf. »Schon gut. Ich würde es ja doch nicht verstehen.«

Sascha strahlte über das ganze Gesicht. »Die Person, der dieser Computer gehört, hat CARNIVORE benutzt, das neueste Chiffrierprogramm Ihres FBI.«

Er sah sie verschmitzt an. »Ich hatte gedacht, dass niemand außerhalb Amerikas dazu Zugang hatte.«

»Ich auch«, murmelte Randi.

Mit Hilfe der Maus überflog sie dann die E-Mails und wollte einfach nicht glauben, was sie da las.

Was in aller Welt ist der Cassandra-Plan?

Als Jon Smith nach Bethesda zurückgekehrt war, bereitete er sich einen kleinen Imbiss zu und nahm ihn mit in sein Arbeitszimmer. In dem Haus hing noch der schwache Geruch von Medikamenten - und von der Angst eines Mannes, den sie gebrochen hatten. Smith öffnete ein Fenster und setzte sich mit den Akten davor, die Nathaniel Klein ihm gegeben hatte.

Travis Nichols und Patrick Drake... beides Sergeants in der US Army. Beide aus derselben Kleinstadt in Texas,

wo junge Männer entweder auf die Ölfelder oder zum Militär gingen, beides kampferprobte Veteranen, die in Somalia, am Golf und in jüngster Vergangenheit in Nigeria eingesetzt gewesen waren.

Smith' Interesse erwachte, als er ihre Beurteilung von der Advanced Warfare School in Fort Benning, Georgia, las: Nichols und Drake hatten das Training dort als Erster und Zweiter ihrer Klasse absolviert, eiskalte, harte Kampfmaschinen, deren Nahkampftechnik dort von den besten Ausbildern, die die Army zur Verfügung hatte, auf Spitzenleistung getrimmt worden war.

Und dann verschwanden sie...

Jetzt wusste Smith, was Klein gemeint hatte, als er von Lücken in den Akten der beiden Soldaten gesprochen hatte. Im Laufe der letzten fünf Jahre gab es immer wieder Monate ohne jeglichen Hinweis darauf, wo die beiden Soldaten sich aufgehalten hatten, keinerlei Hinweise ihrer Vorgesetzten oder irgendwelche Marschbefehle.

Smith' langjährige Erfahrung im Militärleben ließ ihn ahnen, wohin Nichols und Drake verschwunden waren. Über die Army verstreut gab es Spezialeinheiten. Am bekanntesten davon waren die Ranger, aber es gab auch andere, die ihre Mitglieder aus den Kreisen der erfahrensten Soldaten rekrutierten, solchen mit der größten Kampferfahrung. In Vietnam waren sie als Fernaufklärungskommandos bekannt gewesen, in anderen Teilen der Welt kamen sie ganz ohne eine Bezeichnung aus.

Smith wusste von der Existenz dreier solcher Einheiten, vermutete aber, dass es wesentlich mehr gab. Er kannte niemanden, der einer solchen Einheit angehörte und hatte weder die Zeit noch die Mittel, um jetzt eine Suchaktion zu starten. Es blieb ihm also nur eine Möglichkeit: die Telefonnummer, die Peter Howell Travis Nichols vor

dessen Tod abgerungen hatte.

Eine Stunde lang überlegte Smith, wie er weiter vorgehen sollte, konstruierte Pläne und verwarf sie wieder, überprüfte sie auf Schwächen, stellte in Frage und versuchte aus einzelnen Details schließlich einen zusammenhängenden Plan aufzubauen, der ihm eine Chance bot. Wenn er diese Nummer anrief, die offiziell gar nicht existierte, würde sein Leben von jedem Wort und jeder Kleinigkeit abhängen.

Draußen begannen die Insekten und Vögel ihr nächtliches Konzert. Als Smith aufstand, um das Fenster zu schließen, klingelte sein Telefon.

»Jon, ich bin's, Randi.«

»Randi! Wie spät ist es dort drüben?«

»Keine Ahnung. Ich habe jeden Zeitbegriff verloren. Hör zu, Sascha hat die Firewalls des Laptop geknackt. Sämtliche E-Mails und alles andere auch - sind jetzt frei zugänglich.«

Randis Tonfall verriet Smith, dass sie von ihm eine Erklärung haben wollte.

»Ich brauche das, was du hast, Randi«, sagte er leise.

»Und keine Fragen jetzt. Nicht jetzt.«

»Jon, du hast mich gebeten, dir einen Gefallen zu tun. Das habe ich getan. Aus dem wenigen, was ich bis jetzt gelesen habe, kann ich erkennen, dass dieses Zeug hier hochexplosiv ist. Es gibt Hinweise auf Bioaparat und auf etwas, das hier als Cassandra-Plan bezeichnet wird...«

»Ich kann dazu keine Stellung nehmen, ohne es selbst zu sehen«, redete Smith ihr eindringlich zu. »Deshalb brauche ich es um herauszubekommen, was da läuft.«

»Eines musst du mir sagen«, erwiderte Randi. »Diese ›Situation‹, was auch immer darunter zu verstehen ist -

läuft das etwa hier in Russland ab? Habt ihr etwas herausbekommen?»

Das war nicht das erste Mal, dass Smith die Hartnäckigkeit Randis erlebte. Er wusste, dass sie nicht etwa auf Ruhm und Glanz aus war; sie war einfach eine hochintelligente Agentin, die ihre Arbeit tun wollte. Er musste sie irgendwie davon überzeugen, dass ihre Interessen und die seinen identisch waren. »Wir haben etwas herausbekommen«, sagte er.

Er hörte, wie sie aufstöhnte. »Nicht wie Hades, Jon. Nicht noch einmal!«

»Es ist etwas völlig anderes«, versicherte ihr Smith. »Wir haben es mit einer Situation hier zu Hause zu tun. Glaube mir, die Anweisungen kommen von den allerhöchsten Stellen. Verstehst du? Der höchsten Stelle, die es gibt.«

Er legte eine kurze Pause ein, um ihr Zeit zu lassen, das zu verarbeiten. »Was du getan hast, wird mir eine enorme Hilfe sein«, fuhr er fort. »Bitte, glaube mir: Du kannst auf deiner Seite nichts unternehmen, gar nichts. Wenigstens im Augenblick nicht.«

»Willst du etwa, dass ich Langley verständige?«

»Das ist das Allerletzte, was ich möchte. Ich bitte dich inständig, mir zu vertrauen, Randi. Bitte.«

Einen Augenblick lang herrschte Stille, dann erwiderte sie: »Das ist keine Frage von Vertrauen, Jon. Ich möchte einfach nicht... ich könnte es nicht ertragen, wenn sich wieder so etwas wie Hades entwickelt und ich habe nichts dagegen getan.«

»Niemand möchte das. Und dazu wird es auch nicht kommen.«

»Wirst du mich wenigstens auf dem Laufenden halten?«

»So gut ich das kann«, antwortete Smith der Wahrheit gemäß. »Die Dinge hier sind im Fluss und entwickeln sich ungeheuer schnell.«

»Also schön. Aber denk an das, was du mir versprochen hast.«

»Du wirst es nicht in den Nachrichten hören.«

»Ich werde dir den Inhalt des Laptops jetzt schicken. Was soll ich mit dem Laptop selbst machen?«

Smith überlegte. Korrekt wäre gewesen, den Computer an Kirov zurückgeben zu lassen. Aber was war, wenn Lara Teljegin nicht die Einzige war, die Verrat begangen hatte? Er konnte einfach nicht das Risiko eingehen, dass irgendwie etwas in die falschen Hände fiel.

»Du hast doch ganz bestimmt einen sicheren Safe zur Verfügung«, sagte er. »Vorzugsweise einen, der wirklich nicht zu knacken ist.«

»Ich habe eine von den neuen Blitzeinheiten. Falls da jemand versucht, sich Zugang zu verschaffen, steht ihm eine nette Überraschung bevor.«

»Gut. Eines noch: Das Handy.«

»Auf dem waren eine ganze Anzahl Nummern gespeichert alles Nummern im russischen Militärbereich. Ich lasse dir eine Kopie zukommen.«

Als Smith einen gedämpften Ton von seinem Computer hörte, sah er auf den Bildschirm, wo soeben eine Nachricht einging.

»Jetzt kommt deine Sendung«, sagte er.

»Hoffentlich ist es das, was du brauchst.«

Randi zögerte kurz und meinte dann: »Viel Glück, Jon. Ich werde an dich denken.«

Smith wandte sich dem Bildschirm zu und überflog die E-Mails eine nach der anderen. Der Sender trug die

Codebezeichnung Sphinx, der Empfänger hieß Mephisto.

Als die E-Mails über den Bildschirm huschten, wurde ihm allmählich bewusst, wie ungeheuerlich diese Verschwörung war, die als der Cassandra-Plan bezeichnet wurde. Lara Teljegin - Sphinx war über zwei Jahre lang mit Mephisto in Verbindung gewesen und hatte ihm streng geheime Informationen über Bioaparat, sein Personal und seine Sicherheitsvorkehrungen zugespielt. In den jüngsten Mails wurden Juri Danko und Iwan Beria namentlich erwähnt.

Und wer ist Mephisto?

Smith arbeitete sich tiefer in die E-Mails hinein. Plötzlich entdeckte er etwas und scrollte zurück. Es war eine Gratulation. Mephisto war eine Auszeichnung verliehen worden. Und da war ein Hinweis auf ein bestimmtes Datum.

Der Veteran's Day...

Mit Hilfe seines USAMRIID Zugangscodes verschaffte Smith sich Zugang zur Website des Pentagon und tippte das Datum ein. Gleich darauf zeigte der Bildschirm Einzelheiten der Verleihungszeremonie. Auf einer Aufnahme war Präsident Castilla zu sehen, der die Verleihung vornahm. Und der Offizier, der die Auszeichnung erhalten sollte.

»Und Sie sind sich absolut sicher?«, fragte Klein.

Smith fand, dass Klein müde wirkte, aber vielleicht lag das auch nur an der schlechten Verbindung.

»Ja, Sir«, erwiderte er. »In dem EMail ist ein exaktes Datum angegeben. Und es hat an jenem Tag nur eine einzige Verleihung gegeben. Nur eine einzige Auszeichnung. Ein Irrtum ist ausgeschlossen.«

»Verstehe... und haben Sie sich schon überlegt, wie Sie weiter vorgehen wollen?«

»Ja, Sir.«

Smith hatte zwei Stunden dazu gebraucht, den Plan, den er vor Randi Russells Anruf entwickelt hatte, zu überarbeiten. Er teilte Klein die Einzelheiten mit.

»Das klingt schrecklich gefährlich, Jon«, meinte Klein bedächtig. »Mir wäre wesentlich wohler, wenn Sie das nicht alleine machen würden.«

»Glauben Sie mir, ich hätte gern Peter Howell dabei, aber die Zeit reicht nicht aus, ihn herzuholen. Außerdem brauche ich ihn in Europa.«

»Und Sie sind ganz sicher, dass Sie sofort handeln wollen?«

»Wenn Sie mir nur die Dinge beschaffen können, die ich erwähnt habe, dann bin ich bereit.«

»Wird erledigt. Und, Jon, Sie werden doch einen Sender tragen, oder?«

Smith hielt einen winzigen Faseroptik-Flicker vor die Kamera, der wie eines der kleinen Heftpflaster aussah, die man vielleicht verwendet, wenn man sich beim Rasieren geschnitten hat.

»Falls etwas schief geht, Sir, werden Sie zumindest wissen, wie weit ich gekommen bin.«

»So etwas sollten Sie nicht einmal denken.«

Nachdem Smith aufgelegt hatte, ließ er sich einen Augenblick Zeit, seine Gedanken zu sammeln. Alles, was bis zu diesem Punkt vorgefallen war, lief wie ein Film vor ihm ab, all die Menschen, deren Leben für diesen Cassandra-Plan geopfert worden waren. Und dann sah er Juri Danko auf dem Markusplatz auf sich zukommen... und Katrina, seine Witwe.

Ohne länger zu zögern griff er nach dem Telefon, vergewisserte sich, dass der Zerkhacker eingeschaltet war und wählte die Nummer, die Peter Howell ihm durchgegeben hatte. Wenn jemand festzustellen versuchte, woher der Anruf kam, würde die Schaltung ihn von einem Punkt zum anderen im ganzen Land jagen.

Irgendwo klingelte das Telefon. Der Hörer wurde abgenommen, und eine Stimme, die in Folge der elektronischen Verzerrung klang als käme sie aus einer anderen Welt, meldete sich: »Ja?«

»Hier spricht Nichols. Ich bin zu Hause. Verletzt. Ich muss mich in Sicherheit bringen.«

General Frank Richardson stieß an seine brennende Zigarre, worauf diese in den Kristallascher fiel.

»Sagen Sie das noch einmal«, sprach er ins Telefon.

Eine verzerrte Stimme antwortete ihm. »... Nichols... verletzt... Sicherheit.«

Richardsons Hand krampfte sich um den Hörer. »Gehen Sie zum Safe Point Alpha. Ich wiederhole: Safe Point Alpha. Verstanden?«

»Verstanden.«

Die Verbindung wurde unterbrochen.

Richardson starrte das Telefon an, als rechnete er damit, dass es gleich wieder klingeln würde. Aber nur das leise Ticken der alten Standuhr und das ferne Dröhnen der Humvees, die draußen um Fort Belvoir herum Streife fuhren, waren in der Stille seines Büros zu hören.

»Nichols... verletzt...«

Unmöglich!

Richardson sog an seiner Zigarre und schloss die Augen, um Klarheit in seine Gedanken zu bekommen. Als erfahrener Offizier brauchte er nicht lange, um sich darüber klar zu werden, welche Möglichkeiten ihm offen standen und dann seine Entscheidung zu treffen. Mit seinem ersten Anruf erreichte er die Unteroffizierskaserne des Stützpunkts. Eine klare Soldatenstimme meldete sich.

Sein zweiter Anruf galt Anthony Price, dem stellvertretenden Direktor der NSA. Er war ebenfalls wach und befand sich in seinem Haus in Alexandria, zum Glück nicht zu weit entfernt.

Während Richardson darauf wartete, dass die beiden Männer eintrafen, hörte er sich die Tonbandaufzeichnung des Gesprächs an. Obwohl sein sicheres Telefon mit modernsten Aufzeichnungsgeräten versehen war, kam die Stimme doch nur verzerrt durch. Richardson konnte nicht erkennen, ob der Anruf ein Orts- oder ein Ferngespräch gewesen war. Er nahm nicht an, dass »Nichols« sehr weit entfernt war, nicht wenn er keine Einwände dagegen erhob, Safe Point Alpha aufzusuchen.

Aber Nichols war doch tot!

Ein Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen Gedanken. Sein Besucher war ein muskulös gebauter großer Mann Mitte der Dreißig mit einem hellblonden Bürstenhaarschnitt und leuchtend blauen Augen. Die Drillichuniform spannte über Muskelpaketen, die jedem Footballspieler Ehre gemacht hätten.

»Guten Abend, General«, sagte Sergeant Patrick Drake mit einer zackigen Ehrenbezeigung.

»Rühren«, erwiderte Richardson und wies auf die Bar in der Ecke. »Machen Sie sich einen Drink, Sergeant. Glauben Sie mir, Sie werden ihn brauchen.«

Eine Viertelstunde später wurde Anthony Price vom Adjutanten des Generals hereingeführt.

»Guten Abend, Tony.«

Price sah Drake an und zog die Augenbrauen hoch. »Was geht hier vor, Frank?«

»Das hier geht vor«, erwiderte Richardson und ließ die Bandaufnahme ablaufen.

Er beobachtete die Gesichter der beiden Männer, als die sich den kurzen Wortwechsel anhörten. Was er zu sehen bekam, war echte Überraschung - und so weit es Price betraf - Verblüffung.

»Wie zum Teufel konnte Nichols hier anrufen?«, fragte Price. Er wandte sich Drake zu. »Ich dachte, Sie hätten gesagt, er sei tot, Soldat!«

»Bei allem gebotenen Respekt, Sir, Nichols ist tot«, erwiderte Drake ausdruckslos. Er sah Richardson an. »General, ich habe gesehen, wie Nichols ein Messer in den Bauch bekam. Sie wissen, dass man eine solche Wunde nicht überlebt, wenn man nicht sofort ärztlich behandelt wird - und ein Arzt stand nicht zur Verfügung.«

»Sie hätten sich vergewissern sollen, dass er tot ist«, brauste Price auf.

»Tony, das reicht!«, schaltete Richardson sich ein. »Ich erinnere mich an Ihren Bericht, Sergeant. Aber vielleicht können Sie Mr. Price die Einzelheiten schildern.«

»Ja, Sir.«

Drake drehte sich zu Price herum. »Sir, unser Kontaktmann, Franco Grimaldi, war unvorsichtig. Er hat zugelassen, dass Peter Howell die Falle entdecken konnte. Howell hat zuerst ihn niedergeschlagen und ist dann auf Nichols und mich losgegangen, als wir ihn angegriffen haben. Howell hat Nichols die Pistole weggenommen und Grimaldi damit erschossen. Ich hatte keine andere Wahl, als mich zurückzuziehen. Meine Anweisung lautete, diese Operation verdeckt durchzuführen. Falls etwas schief gehen sollte, hatte ich Anweisung, in Deckung zu gehen und abzuwarten, bis sich eine bessere Chance bot.«

»Was nie der Fall war«, meinte Price sarkastisch.

»So etwas gibt es im Krieg, Sir«, erwiderte Drake ausdruckslos.

»Schluss jetzt!«, herrschte Richardson die beiden an. »Drake hat seine Anweisungen befolgt, Tony. Dass die Operation missglückt ist, war nicht seine Schuld. Die Frage ist, wer sich jetzt als Nichols ausgibt?«

»Peter Howell, das ist doch wohl klar«, erwiderte Price. »Nichols hat offensichtlich lange genug überlebt, um ihm die Kontaktnummer zu geben.«

Richardsons Blick wanderte zu Drake. »Sergeant?«

»Ich glaube auch, dass Nichols die Nummer preisgegeben hat, Sir. Und den Treffpunkt ebenfalls. Sonst hätte der Anrufer verlangt, dass Sie Safe Point Alpha identifizieren. Aber ich glaube nicht, dass es Howell war.«

»Warum?«

»Howell lebt in diesem Land, Sir. Er befindet sich zwar im Ruhestand, aber wir vermuten schon lange, dass er noch für bestimmte Operationen zur Verfügung steht. Es ist auch bekannt geworden, dass er und Smith in der Hades Sache zusammengearbeitet haben. Ich denke, Howell würde aktiv werden, wenn Smith ihn darum bittet, aber er würde das nur *außerhalb* des Landes tun. Deshalb war er und nicht Smith in Palermo. Ich glaube, der Anrufer war Smith, General.«

Richardson nickte. »Ich auch.«

»Smith...«, murmelte Price. »Immer wieder Smith. Zuerst ist er in Moskau, dann verschwindet Beria. Jetzt ist er hier. Frank, Sie müssen sich um ihn kümmern, ein für alle Mal.«

»Ja«, nickte Richardson. »Deshalb habe ich ihn auch angewiesen, zu Safe Point Alpha zu gehen.«

Er sah Drake an. »Und Sie werden ihn dort erwarten.«

Mit knöchelhohen Joggingsschuhen, einer schwarzen Hose, einem Rollkragenpullover und einer dunklen Nylonjacke bekleidet huschte Jon Smith aus seinem Haus und stieg in seinen Wagen. Als er Bethesda hinter sich ließ, sah er immer wieder in die Rückspiegel, aber da war kein

Fahrzeug, das sich auf den verlassen Straßen an seine Spur heftete, und auch auf dem Beltway nahm niemand seine Verfolgung auf.

Smith überquerte den Potomac und erreichte bald Fairfax County, Virginia. Um diese späte Stunde gab es kaum Verkehr, und so fuhr er schnell an den Pferdekoppeln rings um Vienna, Fairfax und Falls Church herum. Im Süden von Alexandria kam er wieder an den Fluss und folgte ihm fast bis an die Grenze von Prince William County, wo jetzt längere, von dichten Wäldern gesäumte Uferpartien an die Stelle weitläufiger Ländereien von Pferdezüchtern traten. Als er sich der Bezirksgrenze näherte, tauchte Safe Point Alpha vor Smith auf.

Die Pumpstation war in den dreißiger Jahren gebaut worden, als Kohle noch billig war und niemand an irgendwelche Gesundheitsprobleme gedacht hatte. Nachdem dann modernere, die Umwelt weniger verschmutzende Anlagen auf den Markt kamen und die Klagen der Umweltschützer immer lauter wurden, reichte das aus, um die Station Anfang der neunziger Jahre zu schließen. Seitdem waren alle Versuche, sie zu modernisieren, an Budgetproblemen gescheitert. Und so stand die Pumpstation auch heute noch am Ufer des Potomac, ein düsterer, klobiger Bau, der wie eine verlassene Fabrik wirkte.

Smith bog von der zweispurigen Asphaltstraße ab, schaltete die Scheinwerfer aus und rollte langsam die Zugangsstraße entlang. Er parkte vielleicht eine Viertelmeile entfernt unter ein paar Bäumen, schulterte seinen Rucksack und legte den Rest der Strecke im Laufschrift zurück.

Als er näher kam, entdeckte er den Maschendrahtzaun, noch sichtlich neu und glänzend und oben von Stacheldraht gesäumt. Ein massives Vorhängeschloss, das

keinerlei Rostspuren zeigte, sicherte die schwere Kette am Eingangstor. Der Zaun war hell beleuchtet, und der Parkplatz vor der Anlage wirkte im grellen Licht der Halogenlampen wie eine Winterlandschaft.

Benutzt, aber nicht in Gebrauch...

Smith waren Gebäude wie dieses nicht fremd. Die Army nutzte gern verlassene, vernachlässigte und heruntergekommene Anlagen, um dort ihren Spezialtrupps eine Ausbildung zuteil werden zu lassen, wie sie auf Militärgelände nicht möglich war. Von der alten Pumpstation ging jene eigenartige Aura aus... benutzt, aber nicht in Gebrauch.

Ideal für Safe Point Alpha.

Smith ging fast um das ganze Gelände herum, bis er schließlich eine Stelle fand, wo der Zaun bis zum Flussufer hinunterreichte. Er kletterte über schlüpfrige Felsen, arbeitete sich am Zaun vorbei und rannte dann über den verlassenen Parkplatz zur nächstgelegenen Mauer. Dort verhielt er kurz, um sich zu orientieren, und ließ den Blick über die Umfriedung wandern. Er sah nichts und hörte nichts, nur die leisen Rufe von Nachtgetier am Wasser. Und doch warnte ihn sein Instinkt, dass er nicht alleine war. Sein Anruf hatte ein Netz in Schwingungen versetzt. Er konnte bloß die Spinne nicht erkennen... noch nicht.

An die Gebäudewand gepresst, schob Smith sich an der alten Pumpstation entlang und suchte nach einer Möglichkeit, ins Innere zu gelangen.

Drei Stockwerke höher, im Schatten eines zerbrochenen Fensters, beobachtete Sergeant Patrick Drake durch ein Infrarotglas die Bewegungen von Smith. Er hatte ihn sofort entdeckt, als Smith um den Zaun herumgeklettert war, der logischen Stelle, um sich Zugang zu verschaffen.

Aus der Akte, die er gelesen hatte, wusste Drake, dass Smith ein äußerst logischer Mensch war. An einem Soldaten war das eine bewundernswerte Eigenschaft, aber auch eine, die ihn berechenbar machte. Und in diesem Fall tödlich verletzbar.

Ein Hubschrauber hatte Drake zu dem alten Bau gebracht. Später, wenn seine Arbeit getan war, würde ein Wagen ihn abholen. Dass er so schnell hierher gekommen war, hatte es ihm ermöglicht, sich gründlich zu orientieren, den Platz für den tödlichen Schlag auszuwählen und einen Standpunkt zu finden, von dem aus er Smith beobachten konnte, wenn dieser das Gelände betrat.

Und da war er auch schon, an der Tür, von der Drake gehofft hatte, dass er sie finden würde. Er drückte vorsichtig die Klinke herunter... öffnete die Tür.

Drake wandte sich vom Fenster ab und ging durch den leeren Raum, in dem früher einmal die Pumpen gestanden hatten. Die Kreppsohlen seiner Schuhe glitten lautlos über den staubigen Betonboden.

Er huschte in den Treppenschacht und zog seine mit einem Schalldämpfer versehene Colt Woodsman heraus. Die 22er war eine Waffe für einen Meuchelmörder, für die Arbeit auf kurze Distanz gedacht. Tatsächlich wollte Drake das Gesicht von Smith sehen, bevor er ihn erschoss. Vielleicht würde sein Schrecken den Schmerz etwas lindern, den der Verlust des Partners in Drake hinterlassen hatte.

Oder vielleicht verpasse ich ihm auch zuerst einen Bauchschuss, damit er spürt, was Travis durchgemacht hat.

Zwei Stockwerke tiefer blieb Drake auf einem kleinen Vorplatz stehen und zog vorsichtig eine Tür auf, die in einen zweiten Pumpenraum führte. Das Mondlicht, das

durch die hohen Fenster hereinfiel, ließ den löcherigen Betonboden wie eine Eisfläche erscheinen. Schnell von Säule zu Säule eilend, positionierte Drake sich so, dass er freien Blick auf eine weitere, noch geschlossene Tür hatte, den einzigen Zugang. Wie jeder gute Soldat würde Smith jeden Raum überprüfen, den er betrat, sich vergewissern, dass er sicher war, dass niemand ihn überraschen könnte, wenn er ihm den Rücken wandte. Aber in diesem Fall würden ihn keine Sicherheitsvorkehrungen retten.

Von außerhalb des Pumpenraums hörte Drake einen Laut. Er entsicherte seine Waffe, richtete sie auf die Tür und wartete.

Smith starrte auf die Tür und sah die roten Farbschmierer darauf. *Safe Point Alpha*. Wo Travis Nichols Bericht erstatten sollte. Wo der Mann, dessen schrecklich verzerrte Stimme Smith am Telefon gehört hatte, warten würde.

Er würde nicht allein gekommen sein, dachte Smith. Bestimmt hatte er sich Verstärkung mitgebracht. Aber wie viele Männer?

Smith schlüpfte aus seinem Rucksack, griff hinein und brachte einen kleinen, runden Gegenstand von der Größe eines Golfballs zum Vorschein. Dann zog er seine Sig-Sauer und stieß die Tür mit der Schuhspitze auf.

Das helle Mondlicht behinderte seine Sicht, veranlasste ihn zu blinzeln. Er trat über die Schwelle. Plötzlich krachte etwas Hartes gegen seine Brust. Der Rucksack fiel ihm aus der Hand, als er nach hinten taumelte. Ein zweiter Schlag warf ihn gegen die Wand.

Smith hatte das Gefühl, als würde seine Brust in Flammen stehen. Keuchend versuchte er auf den Beinen zu bleiben, aber die Knie versagten ihm den Dienst. Als er an der Wand entlang zu Boden rutschte, sah er einen

Schatten hinter einer Säule hervorkommen.

Sein Daumen schnippte die Sicherung der Blitzgranate, die er in der Hand hielt. Schwungvoll warf er sie durch den Raum und hielt sich dann schnell Augen und Ohren zu.

Drake schlich mit dem Selbstvertrauen eines Jägers, der weiß, dass er einen direkten Treffer erzielt hat, auf Smith zu - zwei Treffer sogar. Beide Kugeln hatten Smith getroffen. Wenn der Colonel nicht bereits tot war, würde er das bald sein.

Drake kostete diesen Gedanken aus, als er eine schwarze Kugel auf sich zufliegen sah. Seine Instinkte und Reaktionen waren erstklassig, aber er schaffte es dennoch nicht, sich rechtzeitig die Augen zuzuhalten. Die Blitzgranate explodierte wie eine Supernova... blendete ihn. Dann warf ihn die Schockwelle zu Boden.

Drake war jung und durchtrainiert. Beim Training mit scharfer Munition und auf Einsätzen hatte er genügend Explosionen mitbekommen. Kaum dass er auf dem Boden lag, hielt er sich die Hände über den Kopf für den Fall, dass es Splitter gab. Er geriet auch nicht in Panik, als er die Augen öffnete und nur Weiß um sich sah. Der Blitz würde in ein paar Sekunden verblassen. Noch immer hielt er seine Waffe in der Hand. Er wusste, dass er Smith getroffen hatte und dass der Gegner erledigt war. Er brauchte bloß zu warten, bis er wieder sehen konnte.

Dann hörte Drake aus der Ferne das Heulen von Sirenen. Er rappelte sich fluchend hoch. Obwohl er den Raum nur schemenhaft erkennen konnte, schaffte er es ans Fenster. Seine Sicht reichte aus, um zwischen den Bäumen, die die Zufahrt säumten, zwei rote Punkte flackern zu sehen.

»Verdammt!«, brüllte er, als er die Sirenen hörte. Smith

hatte sich Verstärkung mitgebracht! Wer war das? Und wie viele?

Er konnte inzwischen beinahe wieder normal sehen und rannte zu der Stelle, wo Smith liegen musste.

Aber er war nicht da!

Die Sirenen wurden lauter. Drake griff fluchend nach dem Rucksack von Smith und rannte zur Treppe. Er schaffte es gerade noch nach draußen, als die beiden Fahrzeuge vor den Toren anhielten.

Lass sie kommen, dachte er. Die finden hier bloß eine Leiche!

Megan Olson blickte starr auf die Drähte, die aus dem Schaltkasten hingen, und kämpfte gegen ihre Verzweiflung an. Sie hatte längst den Überblick darüber verloren, welche Kombinationen sie bereits ausprobiert hatte, jedenfalls hatte bis jetzt keiner ihrer Versuche zum Ergebnis geführt. Die Luftschleuse des Shuttle blieb fest verschlossen.

Ihr einziger Trost war, dass sie glaubte, ihr Mikrofon repariert zu haben. Aber sie wollte es jetzt noch nicht ausprobieren.

Beruhige dich, redete sie sich zu. Es gibt einen Weg hier heraus. Du brauchst ihn bloß zu finden.

Es war zum Wahnsinnigwerden, dass auf der anderen Seite der Tür, keine Armeslänge von ihr entfernt, der Nothebel war. Dylan Reed brauchte ihn bloß herunterzudrücken.

Stattdessen wird er dich sterben lassen. Wie all die anderen...

So sehr sie sich auch bemühte, schaffte Megan es einfach nicht, das Schreckliche, das Reed tat, mit Abstand

zu betrachten. Die letzten paar Stunden hatte sie die knappen Gespräche, die er mit Harry Landon in der Mission Control führte, mit angehört. Einmal hatte er die Leichen detailliert geschildert. Aus Megans Sicht deuteten die Symptome klar auf Pocken oder eine Abart davon hin.

Aber wie ist er an eine Probe des Erregers herangekommen?

Treloar! Klein hatte ihr von dem Diebstahl bei Bioaparat erzählt und auch wie Treloar mitgeholfen hatte, die russischen Pockenerreger ins Land zu schmuggeln. Aber wie hatte Treloar das Virus zum Startplatz gebracht? Er war doch kurz nach seiner Landung in Washington getötet worden.

Und bei diesem Gedanken erinnerte sie sich an den Morgen des Starttags, wo sie nicht hatte schlafen können, wo sie einen Spaziergang durch die Dunkelheit gemacht und in der Ferne den Startplatz gesehen hatte, und Reed... und dann den unbekannten Besucher, der auf ihn zuing, ihm etwas gab und wieder wegging. Konnte das eine Übergabe in letzter Minute gewesen sein? Etwas anderes war gar nicht möglich.

Wenn das, was Reed in Empfang genommen hatte, tatsächlich Pockenerreger waren, dachte Megan, dann würde das Virus stabil geblieben sein, bis das Shuttle auf Orbit war und Reed es im Kühlschrank hatte verstauen können.

Das Spacelab! Plötzlich erinnerte sie sich an die Mitteilung, die ans Flugdeck gelangt war. Minuten später hatte Reed den Ablaufplan für die Experimente geändert, die ihren nach hinten verschoben und seine eigenen vorgezogen. Er hatte das mit solcher Selbstverständlichkeit erklärt, dass niemand, auch ihr nicht, irgendwelche Zweifel gekommen waren.

Nicht einmal als du zu Stone gegangen bist und er dir die NASA Loggnummer für diese Nachricht gegeben hat. Reeds Nummer. Und du hast dich gefragt, wie er es wohl angestellt haben mochte, sich selbst diese Mitteilung zu schicken...

Megan schüttelte den Kopf. Die Fragen hatten sich eingestellt, aber sie hatte sie ignoriert. Sie hatte einfach an einen Zufall geglaubt, hatte nicht an der Integrität des Mannes gezweifelt, der ihr den Weg zu den Sternen ermöglicht hatte.

Die Frage quälte sie, wie Reed sich auf eine so barbarische Tat hatte einlassen können. Selbst nachdem ihr alles, was sie über ihn wusste, durch den Kopf gegangen war, wollte sich keine Antwort einstellen. Der Mann verbarg etwas in sich, das ihr nicht kenntlich geworden war. Das niemand aufgefallen war. Zuerst hatte Megan sich an die schwache Hoffnung geklammert, dass Reed zurückkehren würde. Sie konnte einfach nicht glauben, dass er sie kaltblütig töten wollte. Aber als dann die Stunden verstrichen und sie den Sprechverkehr mit Mission Control mit anhörte, wurde ihr allmählich bewusst, dass sie, soweit das ihn anging, bereits tot war.

Megan starrte unverwandt auf die Schaltverbindungen in dem Kasten vor ihr. Weil sie die Gespräche mit Mission Control belauschen konnte, wusste sie, wie Harry Landon das Shuttle herunterbringen wollte und, was noch wichtiger war, wie lange das dauern würde. Sie hatte immer noch Zeit, sich eine Fluchtmöglichkeit zu überlegen. Sobald ihr etwas eingefallen war, würde sie sich sofort zu der Reservefunkstation in der unteren Ladebucht begeben.

Sollten diese Drähte sich ihr aber weiterhin widersetzen und wurde ihre Zeit schließlich knapp, dann gab es für sie immer noch eine letzte Alternative. Wenn sie sich dafür

entschied, würde die Tür sich öffnen - das stand außer Zweifel. Aber nichts garantierte ihr, dass sie das, was dann geschah, überleben würde.

Smith richtete sich taumelnd auf, riss sein Jackett herunter und fetzte an den Klettverschlüssen seiner Kevlar-Schutzweste. Der Herstellerangabe nach konnte sie Kugeln bis zum Kaliber neun Millimeter stoppen. Aber obwohl die Weste Drakes 22er mühelos abgewehrt hatte, fühlte Smith sich doch, als ob ihm ein Maultier einen Tritt gegen die Brust versetzt hätte.

Er stieg in seinen Wagen und schaltete das Navigationssystem im Armaturenbrett ein. Auf der Karte des Fairfax County erschien ein leuchtender blauer Punkt.

Smith griff nach dem Telefon.

»Hier Klein.«

»Ich bin's, Sir«, meldete sich Smith.

»Jon! Bei Ihnen alles in Ordnung? Man hat mir von einer Explosion berichtet.«

»Das war ich.«

»Wo sind Sie?«

»Unmittelbar außerhalb der Anlage. Die Zielperson bewegt sich - so wie es aussieht - zu Fuß. Ihre Leute sind gerade rechtzeitig eingetroffen, um Drake aufzuscheuchen.«

»Und was ist mit Drake? Hat er den Köder angenommen?«

Smith sah auf den pulsierenden blauen Punkt. »Ja, Sir. Er ist unterwegs.«

Sergeant Patrick Drake brauchte fünf Minuten für den eine

Meile langen Wanderweg zwischen dem Kraftwerk und dem verlassenem Picknickplatz, wo er sein Fahrzeug geparkt hatte.

Er sah sich immer wieder aufmerksam um, ob ihn jemand verfolgte, als er zum Stadtrand von Alexandria fuhr. Dort hielt er auf dem Parkplatz eines Howard Johnson Motels und parkte vor der letzten Kabine. Als Drake die Tür öffnete, sah er vor sich in dem Raum General Richardson und Anthony Price.

»Einsatzbericht, Sergeant?«, fragte Richardson.

»Das Ziel wurde ausgeschaltet, Sir«, meldete Drake zackig. »Zwei Treffer in der Killzone.«

»Sind Sie sicher?«, fragte Price.

»Was wollen Sie denn, Tony?«, brauste Richardson auf. »Smith' Kopf auf einem silbernen Tablett?«

Er drehte sich zu Drake herum. »Rühren, Sergeant. Das haben Sie gut gemacht.«

»Danke, Sir.«

Price wies auf den Rucksack, den Drake mitgebracht hatte. »Was ist das?«

Drake ließ den Rucksack auf eines der Betten fallen. »Das gehörte Smith.«

Er schnallte den Beutel auf und leerte seinen Inhalt auf dem Bett aus: zwei Ersatzmagazine, eine Straßenkarte, ein Handy, ein Mikrokassettenrecorder und ein kleiner, runder Gegenstand, der Prices Aufmerksamkeit auf sich zog.

»Was ist das?«

»Eine Blitzgranate, Sir«, sagte Drake und ließ sich nicht anmerken, dass er bemerkt hatte, wie Prices Gesicht sich erschreckt verzog. »Das ist schon okay, Sir. Das Ding ist gesichert.«

»Lassen Sie uns kurz allein, Soldat«, befahl Price.

Als Drake im Bad verschwunden war, packte Price den Arm von Richardson. »Genug jetzt mit diesem dämlichen Zinnsoldaten-Theater, Frank. Es war absolut nicht nötig, dass Sie oder ich hierher kommen. Drake hätte das Ergebnis auch telefonisch melden können.«

Richardson riss sich los. »Das entspricht nicht meiner Art zu arbeiten, Tony. Ich habe drüben in Palermo einen ›Zinnsoldaten‹ verloren, wie Sie ihn zu nennen beliebten. Er hatte einen Namen. Travis Nichols. Und für den Fall, dass Sie es vergessen haben sollten, Smith hat sich nahe genug an uns herangearbeitet, um mich in Fort Belvoir anzurufen - und das auf einer Leitung, von der Sie mir garantiert haben, dass sie sicher sei!«

»Die Nummer war sicher!«, konterte Price. »Ihr Mann hat sie verraten.«

Richardson schüttelte den Kopf. »Für jemanden, der all das getan hat, was Sie getan haben, machen Sie sich wirklich nicht gern die Hände schmutzig, was? Sie ziehen es vor, Anweisungen zu erteilen, andere sterben zu lassen und sich die Ergebnisse im Fernsehen anzusehen, als ob das alles ein großes Spiel wäre.«

Richardson beugte sich vor. »Für mich ist das hier kein Spiel, Tony. Ich tue das alles, weil ich glaube, dass es *notwendig* ist. Ich tue es für mein Land. Woran glauben Sie eigentlich?«

»An dasselbe wie Sie«, erwiderte Price.

Richardson schnaubte. »Bloß dass Sie sich von Bauer-Zermatt dafür hübsch bezahlen lassen, wie? Sobald wir der Welt einen kleinen Vorgeschmack darauf liefern, wozu unser Erreger fähig ist, werden alle nach einem Gegenmittel schreien. Und rein zufälligerweise wird Bauer-Zermatt dann durchsickern lassen, dass die Forschungsarbeiten schon recht weit gediehen sind, und

dann werden die Aktien der Firma in die Höhe schießen. Ich bin neugierig, Tony. Wie viele Anteile hat Bauer Ihnen denn geschenkt?«

»Eine Million«, erwiderte Price ruhig. »Und er hat sie mir nicht geschenkt, Frank. Ich habe sie mir verdient. Vergessen Sie nicht, dass ich derjenige war, der Beria gefunden hat, der Ihnen den Rücken gedeckt hat und der sicherstellte, dass niemand auch nur einen Hauch von dem mitbekam, was in Hawaii abgelaufen ist. Kommen Sie mir also bloß nicht mit Heldentum und Patriotismus!«

Sein Blick wanderte zu den Gegenständen, die Drake aus dem Rucksack geholt hatte. »Und jetzt sollten wir das hier alles einpacken...«

Er verstummte.

»Was ist denn?«, fragte Richardson.

Price griff nach dem Kassettenrecorder, musterte das Gehäuse und klappte schließlich den Deckel auf. »Sagen Sie, dass es nicht so ist«, murmelte er.

»Was?«, fragte Richardson. »Smith hat das mitgebracht, um ein Geständnis auf Band aufzeichnen zu können.«

»Vielleicht...«

Price nahm die Kassette heraus und zog an einem der beiden Stifte, die sie festhielten. Der ganze Mechanismus ließ sich in einem Stück herausnehmen.

»Und vielleicht auch nicht!«

Die Wut ließ hektische rote Flecken auf seinen Wangen hervortreten. »Ich habe doch gewusst, dass ich dieses Ding hier kenne! Sehen Sie sich das mal an.«

In der Vertiefung sah Richardson einen Minisender.

»Das Allerneueste an Spionagetechnik!«, zischte Price. »Die haben Ihren Zinnsoldaten reingelegt! Smith hat gewusst, dass sein Killer, wenn etwas schief ging, mit

Sicherheit den Rucksack mitnehmen würde. Jemand hat jedes Wort mitgehört, das wir hier gesagt haben!«

»Sergeant!«, brüllte Richardson.

Drake kam mit der Waffe in der Hand aus dem Bad geschossen. Richardson ging mit langen Schritten auf ihn zu und zeigte ihm den zerlegten Recorder. »Sagen Sie es mir noch einmal - ist Smith tot?«

Drake erkannte den Sender sofort. »Sir, ich wusste nicht...«

»Ist er tot?«

»Ja, Sir.«

»Das bedeutet nur, dass er uns nicht mehr sagen kann, wo der Empfänger ist«, meinte Price. Er sah Richardson an. »Sind Sie religiös, Frank? Weil uns nämlich außer Beten wahrscheinlich nicht mehr viel übrig bleibt!«

Die Tür der Motelkabine öffnete sich, Richardson, Price und Drake traten ins Freie und gingen zu ihren Fahrzeugen.

Fünfeinhalb Meter entfernt stand der Wagen von Jon Smith im Schatten von zwei Müllcontainern. Er beobachtete sie durch seine Windschutzscheibe. »Es sind Richardson, Price und Drake«, meldete er ins Telefon.

»Ich weiß«, erwiderte Klein. »Ich habe ihre Stimmen erkannt nur die von Drake nicht. Und der Präsident übrigens auch.«

Smith sah auf die Sendeeinheit, die er auf den Beifahrersitz gestellt hatte und die jedes Wort der Verschwörer nach Camp David weitergeleitet hatte.

»Ich greife jetzt zu, Sir.«

»Nein, Jon, sehen Sie sich um.«

Smith sah zwei schwere schwarze Limousinen, die soeben angerollt waren und jetzt die Zufahrt zu dem Parkplatz versperrten. Zwei weitere Fahrzeuge riegelten den Hinterausgang ab.

»Was sind das für Leute?«

»Das hat jetzt nichts zu sagen. Sie werden sich um Richardson und Price kümmern. Bleiben Sie einfach in Deckung, bis alles vorbei ist, und dann sehen Sie zu, dass Sie schleunigst verschwinden. Ich erwarte Sie in aller Frühe im Weißen Haus.«

»Sir...«

Die Windschutzscheibe explodierte, eine Kugel zerschmetterte das Sicherheitsglas. Smith warf sich über den Beifahrersitz, als zwei weitere Schüsse in den Wagen pfffen.

»Sie haben gesagt, dass er tot sei!«, schrie Price.

»Das ist er auch gleich«, erklärte Richardson mit finsterer Miene. »Los, Sergeant, diesmal vergewissern Sie sich!«

Drake sah sich nicht einmal um. Er hatte Smith' Wagen bereits in dem Augenblick entdeckt, als er das Motel verlassen hatte. Er parkte im Schatten von ein paar Müllbehältern, eine gute Wahl. Aber Smith hatte nicht an den Mond gedacht. Er strahlte kalt und hell vom Himmel, erfüllte den Innenraum des Wagens mit gelblichem Licht und beleuchtete ihn perfekt. Drake hatte seinen ersten Schuss abgegeben, bevor Smith noch begriffen hatte, dass er entdeckt worden war. Jetzt rannte Drake auf ihn zu, um sicher zu gehen, dass er diesmal seinen Auftrag erledigt hatte.

Er war noch fünf Meter vom Wagen entfernt, als

plötzlich die Scheinwerfer aufflammten und ihn blendeten. Drake hörte das Aufbrüllen des Motors und begriff, was hier vor sich ging. Aber selbst er war nicht schnell genug, um rechtzeitig auszuweichen. Als Drake einen Satz in die Luft machte, krachten zwei Tonnen Metall gegen ihn und katapultierten ihn über den Wagen hinweg.

Hinter dem Steuer richtete Smith sich auf und ließ den Fuß auf dem Gaspedal. Aus den Augenwinkeln konnte er sehen, wie dunkle Silhouetten aus den Limousinen strömten, die den Blockaderiegel bildeten, aber das hielt ihn nicht auf. Er sah Richardson und Price in einen Wagen springen und schnell nach rückwärts wegfahren, riss das Steuer herum und versuchte ihnen den Weg abzuschneiden. Den Bruchteil einer Sekunde lang sah er durch das Fenster Richardsons Gesichtsausdruck und spürte dann einen gewaltigen Ruck, als die beiden Wagen aufeinander prallten.

Smith klammerte sich am Steuer fest und versuchte Richardsons Wagen zur Seite zu drängen. Dann blickte er auf und entdeckte die beiden Limousinen an der Ausfahrt. Er riss das Steuer herum, trat voll auf die Bremse und ließ seinen Wagen bewusst schleudern.

Frank Richardson spürte, wie sein Fahrzeug schaukelte, als Smith' Wagen davonkreiselte. Dann sah auch er die Blockade.

»Frank!«, schrie Price.

Richardson trat auf die Bremse, aber zu spät. Just in dem Augenblick, als er die Hände vors Gesicht warf, krachte der Wagen gegen die Kühlerhauben der schräg dastehenden Limousinen. Sekunden später bohrte sich ein scharfes Metallstück in seine Kehle, als er durch die Windschutzscheibe geschleudert wurde. Smith sprang aus dem Wagen und begann zu rennen. Er kam nahe genug

heran, um Richardsons Leiche auf der Motorhaube liegen zu sehen, doch dann packten ihn ein Paar starke Arme.

»Es ist zu spät, Sir!«, rief eine Stimme.

Smith versuchte sich zu befreien, aber ohne Erfolg. Im nächsten Augenblick warf ihn eine gewaltige Explosion zu Boden. Stöhnend und hustend rang Smith nach Luft. Er hob den Kopf vom Asphalt und sah einen riesigen Feuerball, der die drei Fahrzeuge einhüllte. Langsam rollte er sich weg, ohne die Schatten zur Kenntnis zu nehmen, die um ihn herum huschten, oder die Stimmen zu hören, die einander zuriefen. Hände zerrten ihn in die Höhe, und er sah sich plötzlich einem jungen Mann mit einem kantigen Gesicht gegenüber.

»Sie gehören nicht hierher, Sir.«

»Wer... sind Sie?«

Der Mann drückte Smith einen Wagenschlüssel in die Hand.

»Dort um die Ecke steht ein grüner Chevy. Nehmen Sie ihn und fahren Sie weg. Und, Sir... Mr. Klein hat gesagt, ich solle Sie dann an Ihre Besprechung im Weißen Haus erinnern.«

Erschöpft und benommen schaffte Smith irgendwie die Fahrt bis Bethesda. Er tappte ins Haus, ließ auf dem Weg ins Bad seine Kleider einfach fallen, schaltete die Dusche ein und stellte sich unter den heißen Wasserschwall. Das auf ihn herunterprasselnde Wasser ertränkte die Schreie und Explosionen der Nacht. Aber trotz aller Mühe konnte Smith das Bild von Richardsons Wagen nicht verdrängen, der gegen die Blockade prallte, den aufsteigenden Feuerball und den Anblick von Richardson und Price, die wie menschliche Fackeln lichterloh brannten.

Smith taumelte ins Schlafzimmer und ließ sich nackt auf das noch zugedeckte Bett fallen. Er schloss die Augen, stellte seine innere Soldatenuhr und ließ sich in einen langen, dunklen Tunnel hineinziehen. Er hatte das Gefühl, als würde er frei schwebend dahintaumeln, wie ein Astronaut, dessen Verbindungsleine zum Raumschiff abgerissen und der dazu verdammt war, endlos durch den Kosmos zu schweben. Dann spürte er, wie ihn etwas anstieß, fuhr erschreckt aus dem Schlaf und ertappte sich dabei, wie er nach der Pistole auf dem Nachttisch griff.

Smith duschte wieder und zog sich schnell an. Er war schon zur Tür unterwegs, als ihm einfiel, dass er die Anrufe auf seinem sicheren Handy nicht überprüft hatte. Schnell überflog er die Liste und entdeckte eine Textnachricht von Peter Howell. Etwas erwartete ihn auf seinem Computer.

Smith schaltete das Gerät ein, rief das Entschlüsselungsprogramm auf und lud die von Howell übermittelte Datei herunter.

Als er sie gelesen hatte, fühlte er sich noch benommen. Nachdem er eine Kopie hergestellt hatte, speicherte er den Text in einem sicheren Ordner und tippte dann eine knappe Textmitteilung, die Howell auf seinem Handy bekommen würde:

Saubere Arbeit - und mehr als das. Komm nach Hause. Die Drinks gehen auf mich. J.S.

Als der Morgen dämmerte, verließ Smith das Haus und fuhr durch die verlassen Straßen zum Westtor des Weißen Hauses. Der Wachmann dort verglich seinen Ausweis mit der Computerliste und winkte ihn durch. Am Eingang eskortierte ihn ein Corporal von den Marines durch die stillen Korridore des Westflügels in ein kleines, mit zu viel Mobiliar angefülltes Büro, wo Nathaniel Klein sich erhob, um ihn zu begrüßen.

Smith war von Kleins Aussehen verblüfft. Der Leiter von Covert-One war unrasiert, und sein Anzug sah aus, als ob er darin geschlafen hätte. Mit einer müden Handbewegung deutete er auf einen Sessel. »Sie haben großartige Arbeit geleistet, Jon«, meinte er. »Viele Menschen müssen Ihnen dafür dankbar sein. Ich nehme an, Sie haben alles unverehrt überstanden?«

»Ein paar Blutergüsse, aber ansonsten bin ich noch intakt, Sir.«

Kleins fahles Lächeln verschwand. »Sie haben noch nichts gehört, oder?«

»Was gehört, Sir?«

Klein nickte. »Gut... das ist gut. Das bedeutet, dass die Nachrichtensperre hält.«

Er holte tief Luft. »Vor acht Stunden hat man Harry Landon, dem Mission Director in Cape Canaveral, gemeldet, dass es an Bord von *Discovery* eine Katastrophe gegeben habe. Als er schließlich wieder Sprechfunk-

verbindung herstellen konnte, erfuhr er, dass... dass die ganze Crew tot ist, mit Ausnahme eines Einzigen.«

Er sah Smith bedrückt an, und das Zittern in seiner Stimme ließ erkennen, wie sehr er unter dem Verlust litt. »Megan ist tot, Jon.«

Smith spürte, wie seine Muskeln sich verspannten. Er versuchte etwas zu sagen, fand aber keine Worte. Die eigene Stimme, die er schließlich horte, klang ihm völlig fremd.

»Was war es denn, Sir? Ein Feuer?«

Klein schüttelte den Kopf. »Nein. Der Orbiter funktioniert einwandfrei. Aber etwas in dem Shuttle hat die Mannschaft umgebracht.«

»Wer ist der Überlebende?«

»Dylan Reed.«

Smith hob den Kopf. »Der einzige Überlebende? Sind wir sicher?«

»Reed hat das ganze Shuttle abgesucht. Er hat alle anderen gefunden. Es tut mir Leid.«

Das war nicht das erste Mal, dass ein plötzlicher gewaltsamer Tod Leute aus Smith' Umgebung hingerafft hatte. Er wusste, dass seine Reaktion die typische Reaktion eines Überlebenden war: Seine Gedanken huschten zu dem letzten Mal zurück, als er Megan in jenem Coffee Shop in der Nähe des NASA Komplexes in Houston gesehen hatte.

Und jetzt gab es sie nicht mehr. Einfach so.

»Landon und die anderen bei der NASA raufen sich die Haare«, sagte Klein. »Sie können sich immer noch nicht vorstellen, was schief gelaufen ist.«

»Wieso hat Reed überlebt?«

»Er steckte in einem dieser Anzüge, die man für

Weltraumspaziergänge benutzt. Offenbar war er gerade dabei, ein Experiment vorzubereiten.«

»Und der Rest der Crew trug normale Arbeitskleidung, ihre Overalls«, sagte Smith. »Keinerlei Schutz.«

Er hielt kurz inne. »Sie sagten, dass es kein Feuer gegeben, das etwas sie einfach hingerafft hätte.«

»Jon...«

»Megan hat Ihnen doch bestimmt gesagt, dass sie unmittelbar vor dem Start jemanden mit Reed zusammen gesehen hat«, fiel Smith ihm ins Wort. »Sie hatten doch bereits den Verdacht, dass es eine Verbindung zwischen Treloar und Reed gibt...«

Er überlegte. »Wie sahen die Leichen denn aus?«

»Landon sagt, Reed habe sie ihm als aufgedunsen und aus Mund und Nase blutend beschrieben.«

Smith verspürte ein Prickeln, als die Teile des Puzzle langsam in seinem Bewusstsein zueinander fanden.

»Ich bekam eine Nachricht von Peter Howell«, berichtete er Klein. »Er hatte ein ausführliches Gespräch mit Herrn Weißel. Der Banker war so kooperativ, dass er sogar darauf bestanden hat, Peter mit in seine Wohnung zu nehmen, wo er sich über seinen Laptop in die Computer der Offenbach Bank eingeloggt hat. Wie es scheint, hatte Iwan Beria eine lange, profitable Geschäftsverbindung mit der Bank, besonders als ihn schließlich ein Kunde exklusiv in seine Dienste nahm: die Bauer-Zermatt AG.«

Kleins Augen weiteten sich. »Der große Pharmakonzern?«

Smith nickte. »Bauer-Zermatt hat im Laufe der letzten drei Jahre insgesamt zehn Einzahlungen auf Berias Konto getätigt, und zwei der letzten drei unmittelbar bevor der russische Wachoffizier und Treloar eliminiert wurden.«

»Und die dritte?«, fragte Klein.

»Die bezog sich auf den Auftrag, mich umzulegen.«

Nach kurzem Schweigen fragte Klein: »Haben Sie Beweise?«

Smith zog eine Diskette aus der Tasche und hielt sie Klein hin. »Positive Beweise.«

Klein schüttelte den Kopf. »Also schön. Bauer-Zermatt zahlt Beria - hat Beria bezahlt -, damit dieser Morde für den Konzern beging. Darunter auch den Mord an dem russischen Wachoffizier und an Treloar. Das stellt die Verbindung zwischen Bauer-Zermatt und den gestohlenen Pockenerregern her. Aber zwei Fragen sind noch offen: Warum ist Bauer-Zermatt an den Erregern interessiert? Und wer in der Firma hat die Attentate und die Gelder genehmigt?«

Er wies auf die Diskette. »Gibt es einen Namen?«

»Nein, einen Namen gibt es nicht«, erwiderte Smith. »Aber der ist nicht schwer zu erraten, nicht wahr? Nur ein Mann könnte so etwas genehmigen: Karl Bauer selbst.«

Klein sog zischend die Luft ein. »Okay... aber Bauers Fingerabdrücke auf der Genehmigung für den Einsatz Berias oder den Zahlungsaufträgen selbst zu finden, ist eine ganz andere Sache.«

»Solche Fingerabdrücke wird es nicht geben«, erklärte Smith ruhig. »Bauer ist viel zu vorsichtig, um so offenkundige Spuren zu hinterlassen.«

Er hielt inne, überlegte. »Aber warum wollte er überhaupt die Pockenerreger haben? Um einen Impfstoff herzustellen? Nein, das können wir ja bereits. Um damit zu experimentieren? Um das Virus genetisch zu verändern? Vielleicht. Aber warum? Schließlich hat man die Pocken jahrelang studiert. Sie eignen sich nicht als

biologische Waffe für den Kriegseinsatz. Die Inkubationszeit ist viel zu lang. Die Wirkung ist nicht hundertprozentig vorhersehbar. Warum sollte also Bauer dennoch an dem Virus interessiert sein? Und zwar in solchem Maße, dass er dafür jemanden ermorden ließe?»

Er sah Klein an. »Wissen Sie, wie es ist, wenn Menschen an Pocken sterben? Die ersten Symptome sind ein Ausschlag am Gaumen, der sich über das ganze Gesicht und die Unterarme und schließlich über den Rest des Körpers ausbreitet. Die Pusteln brechen auf, es bildet sich ein Schorf, wieder Pusteln, und am Ende blutet man aus allen Körperöffnungen...«

Klein starrte ihn an. »Genau wie die Shuttle Crew!«, flüsterte er. »Sie sind wie Pockenopfer gestorben! Wollen Sie sagen, Bauer hätte den gestohlenen Pockenerreger an Bord der *Discovery* gebracht?»

Smith stand auf und versuchte das Bild Megans zu verdrängen, sich nicht auszumalen, wie sie gestorben war, ihre letzten schrecklichen Augenblicke. »Ja. Das will ich sagen.«

»Aber...?«

»Im Weltraum - im Zustand des freien Falles - kann man Zellen umformen, Bakterien... praktisch alles, und dies auf eine Art und Weise, wie es auf der Erde nicht möglich ist.«

Er hielt inne.

»Wir haben die Pocken auf diesem Planeten besiegt, aber wir haben an zwei Stellen Proben davon zurückbehalten - hier und in Russland. Nach außen hin taten wir das, weil wir es nicht über uns gebracht haben, eine Spezies einfach auszulöschen. Aber die Wahrheit ist viel tiefgründiger: Wir haben nie gewusst, wann wir den Erreger möglicherweise wieder brauchen würden. Viel-

leicht würden wir viele Jahre später doch eine Möglichkeit finden, ihn als Waffe zu nutzen. Oder, wenn jemand anderer das tat, würden wir das Virus dafür nutzen können, um damit - hoffentlich - einen Impfstoff herzustellen.

Bauer wollte nicht jahrelang warten. Irgendwie hat er einen Prozess erfunden, von dem er dachte, dass er funktionieren würde. Vielleicht hatte er sein Ziel zu fünfzig oder sechzig Prozent erreicht, konnte aber nicht weiterarbeiten. Er konnte nicht sicher sein. Um zu beweisen, dass er Recht hatte, sah er nur die eine Möglichkeit - ein Experiment durchzuführen, und zwar in einer einmaligen Umgebung, wo Bakterien sich blitzschnell entwickeln. Er musste es an Bord des Shuttle tun.«

Smith nickte. »Und das hat er getan.«

»Wenn Sie Recht haben, Jon«, stieß Klein mit gepresster Stimme hervor, »bedeutet das, dass Dylan Reed sein Handlanger ist.«

»Er ist schließlich der einzige Überlebende, nicht wahr? Der Direktor des medizinischen Forschungsprogramms der NASA. Jemand, der - rein zufälligerweise - einen Schutzanzug trug, als die Hölle losbrach.«

»Wollen Sie damit andeuten, dass Reed seine eigene Crew ermordet hat?«, fragte Klein entsetzt.

»Genau das will ich sagen.«

»Aber um Himmels willen warum?«

»Aus zwei Gründen: Um mögliche Zeugen los zu werden und...«

Smith stockte die Stimme. »Und um ein kontrolliertes Experiment an menschlichen Testpersonen durchzuführen, bei dem sich erkennen ließ, wie schnell das Virus töten würde.«

Klein sank in seinem Sessel zusammen. »Das ist doch

Wahnsinn.«

»Nur weil derjenige, der sich das ausgedacht hat, wahnsinnig ist«, sagte Smith. »Kein Rasender, kein Verrückter, dem Schaum vor dem Mund steht. Aber auf heimtückische, bösertige Weise ist er wahnsinnig. Ja.«

Klein starrte ihn an. »Bauer...«

»Und Richardson, Price, Treloar, Lara Teljegin...«

»Um Bauer überführen zu können, brauchen wir massive Beweise, Jon. Wir könnten versuchen, seine Telefonate abzuhören...«

Smith schüttelte den Kopf. »Dafür reicht die Zeit nicht. Ich sehe das so: Wir gehen davon aus, dass sich eine biologische Waffe an Bord des Shuttle befindet und dass Reed diese Waffe unter seiner Kontrolle hat. Bauer und seine Komplizen werden sämtliche Beweise für das, was dort droben auf Orbit geschehen ist, zerstören wollen. Außerdem bin ich sicher, dass wir keine Beweise für irgendwelche Übereinkünfte mit Richardson oder Price finden werden. Aber Bauer muss immer noch sicherstellen, dass das Shuttle unversehrt landet. Er muss Reed und den Erreger dort herausholen. Wann wird die NASA den Orbiter zurückbringen?«

»In etwa acht Stunden. Wetterbedingt müssen sie so lange warten, bis das Shuttle auf dem Edwards Luftwaffenstützpunkt in Kalifornien sicher landen kann.«

Smith beugte sich vor. »Können Sie eine Unterredung mit dem Präsidenten veranlassen - jetzt sofort?«

Zwei Stunden später, nachdem sie mit dem Präsidenten gesprochen hatten, saßen Smith und Klein in dem kleinen Konferenzraum neben dem Oval Office. Während sie warteten, bis der Präsident eine weitere Besprechung

beendet hatte, erhielt Klein einen Anruf vom Cape.

»Mr. Klein? Harry Landon, Mission Control. Ich habe die Information, um die Sie gebeten hatten.«

Klein hörte stumm zu und dankte dann Landon. Ehe er den Hörer auflegte, fragte er: »Wie sieht es denn mit dem Landemanöver aus?«

»Wir bringen das Shuttle so sanft wie möglich herunter«, antwortete Landon. »Ich muss Ihnen sagen, wir haben so etwas noch nie gemacht - abgesehen von den Simulationen, meine ich. Aber wir werden es schaffen. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort.«

»Vielen Dank, Mr. Landon. Ich melde mich wieder.«

Er drehte sich zu Smith herum. »Landon hat jede einzelne Stelle im Schwarzen Buch angerufen - und dann noch jemanden, den Reed ihm persönlich genannt hat.«

»Lassen Sie mich raten. Karl Bauer?«

»Gewonnen.«

»Leuchtet durchaus ein«, nickte Smith. »Logisch, dass er an Ort und Stelle sein möchte, wenn Reed mit seinem Baby ankommt.«

Klein nickte und deutete auf den Fernsehschirm, der plötzlich ein Bild zeigte. »Die Show geht los.«

Trotz der vielen Sorgenfalten vermittelte der Präsident, der hinter seinem Schreibtisch saß, ein Bild der Autorität und das Gefühl, die Dinge unter Kontrolle zu haben. Während er auf das Eintreffen des letzten Angehörigen der Arbeitsgruppe wartete, sah er die bereits um ihn Versammelten an.

Die Central Intelligence Agency war von Bill Dodge vertreten, ruhig, kühl und mit einer Miene, die keinerlei Emotionen verriet, während er in den neuesten Berichten

der NASA blätterte.

Martha Nesbitt, die nationale Sicherheitsberaterin des Präsidenten, saß neben Dodge. Marti, wie man die langjährige Angehörige des State Department nannte, war berühmt für das Tempo, mit dem sie eine Situation bewerten, eine Entscheidung formulieren und den Ball ins Rollen bringen konnte.

Ihr gegenüber saß der Außenminister, Gerald Simon, der sich imaginäre Fusseln von seinem maßgeschneiderten Anzug zupfte, ein Ritual, das dem Eingeweihten verriet, dass er von Unschlüssigkeit geplagt wurde.

»Ich hoffe, Sie hatten genug Zeit, um Ihre Gedanken zu sammeln«, sagte der Präsident. »So wie die Umstände nämlich liegen, müssen wir die richtige Entscheidung gleich beim ersten Mal treffen.«

Er blickte in die Runde. »Nach letztem Stand wird die *Discovery* ihr ›Fenster‹ für den Wiedereintritt in die Erdatmosphäre in etwa einer Stunde erreichen. Zu dem Zeitpunkt sind es weitere vier Stunden bis zum Beginn des eigentlichen Landeanflugs. Fünfundsiebzig Minuten später wird das Shuttle in Edwards ankommen. Die Frage, auf die wir eine Antwort finden müssen, ist ganz einfach: Lassen wir zu, dass das Shuttle landet?«

»Etwas noch, Sir«, meldete Martha Nesbitt sich zu Wort. »An welchem Punkt verlieren wir die Fähigkeit, den Orbiter zu zerstören?«

»Einen exakten Zeitpunkt dieser Art gibt es eigentlich nicht«, erwiderte der Präsident. »Die Tatsache, dass das Shuttle ein Selbstvernichtungspaket mit hochwirksamem Sprengstoff mit sich führt, ist aus naheliegenden Gründen nie publiziert worden. Mit Hilfe von Satellitenrelais sind wir jedenfalls in der Lage, den Mechanismus an jedem beliebigen Punkt zwischen der augenblicklichen Position

des Orbiters und dem Landepunkt zu aktivieren.«

»Aber, Mr. President, das Paket ist doch in Wirklichkeit dafür entwickelt worden, um den Orbiter im Weltraum sprengen zu können«, meinte Bill Dodge. »Sinn des Ganzen ist es doch zu verhindern, dass irgendwelche Kontaminationsstoffe in die Atmosphäre gelangen.«

»Das ist richtig«, pflichtete Castilla ihm bei.

»Und ebenfalls richtig ist, dass wir keine Ahnung haben, was wirklich an Bord von *Discovery* abgelaufen ist«, gab Gerald Simon zu bedenken. Er sah sich in dem kleinen Raum um. »Fünf Menschen sind tot. Wir wissen nicht wie oder weshalb. Aber einer lebt noch. Auf dem Schlachtfeld sind wir gewöhnt, immer unsere Toten zu bergen. Und wenn es dort draußen einen Überlebenden gibt, ist es unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit ihn herauszuholen.«

»Da bin ich Ihrer Meinung«, sagte Marti Nesbitt. »Zuallererst ist der Orbiter nach neuesten Informationen in mechanischer Hinsicht völlig unversehrt. Zum Zweiten ist die NASA noch mit Untersuchungen beschäftigt, was zum Tode der Crew geführt haben könnte. Logischerweise konzentrieren sie sich auf die Vorräte an Lebensmitteln und Flüssigstoffen. Wir wissen, dass Bakterien in der Schwerelosigkeit zu sehr schnellem Wachstum fähig sind. Es ist durchaus möglich, dass etwas, was auf der Erde ganz harmlos ist, dort draußen auf groteske Weise eine Mutation durchgemacht und seine Opfer getötet hat, bevor die überhaupt reagieren konnten.«

»Aber ist denn nicht genau das der Grund, weshalb wir das Risiko nicht eingehen dürfen, das Shuttle landen zu lassen?«, fragte Gerald Simon. »Ich muss das vom Gefahrenstandpunkt aus betrachten. Wir wissen, dass sich auf diesem Raumschiff etwas Tödliches befindet und wollen

es trotzdem zur Landung bringen? Da frage ich mich, welcher Art von Gefahr setzen wir uns damit eigentlich aus - uns und den Rest der Welt?«

»Vielleicht gar keiner Gefahr«, erwiderte Bill Dodge. »Hier haben wir es doch nicht mit einer Episode von Akte-X über eine außerirdische Seuche zu tun, die irgendwie in das Shuttle eingedrungen ist. Was auch immer den Tod dieser Menschen verursacht hat, ist von der Erde gekommen. Wo es ganz offensichtlich nicht diese tödliche Wirkung hatte. Wenn die Schwerelosigkeit nicht mehr darauf einwirkt, stirbt das verdamnte Ding.«

»Und auf eine solche Theorie hin wollen Sie das Land verwetten?«, konterte Simon. »Oder den ganzen Planeten?«

»Das ist jetzt eine Überreaktion, Gerry.«

»Und ich finde, Sie nehmen die Dinge etwas zu leicht!«

»Ladies und Gentlemen!«

Die Worte des Präsidenten brachten die Anwesenden zum Schweigen. »Debatte, Fragen, Bemerkungen - gern. Aber bitte kein Streit und keine persönlichen Vorwürfe. Dafür haben wir keine Zeit.«

»Hat die NASA eine vernünftige Vorstellung davon, wann sie uns sagen kann, was dort droben passiert ist?«, fragte die Sicherheitsberaterin.

Der Präsident schüttelte den Kopf. »Dieselbe Frage habe ich Harry Landon gestellt. Die Antwort darauf lautet nein. Obwohl der einzige Überlebende, Dylan Reed, Arzt ist, hat er weder die Zeit noch die technischen Möglichkeiten oder genügend Mitarbeiter, um sinnvolle Ermittlungen anstellen zu können. Wir haben eine recht allgemein gehaltene Beschreibung des Zustands der Leichen, aber ganz sicherlich nicht genug, um über die Todesursache genau Bescheid zu wissen.«

Er sah sich im Raum um. »Eines kann ich mit Sicherheit sagen: Harry Landon denkt nicht im Entferntesten daran, dass auch nur Überlegungen im Gange sind, das Shuttle zu zerstören. Deshalb dürfen wir nicht zulassen, dass er oder sonst jemand von der NASA sich an unserer Diskussion beteiligt. Und mit dieser Feststellung, und da Sie alle Gelegenheit hatten, die uns bekannten Fakten zu untersuchen, brauchen wir jetzt eine vorläufige Abstimmung. Bill, wir beginnen bei Ihnen: Bergen oder abbrechen?«

»Bergen.«

»Marti?«

»Abbrechen.«

»Gerry?«

»Abbrechen.«

Als der Präsident seine Fingerspitzen aneinander legte, ergriff Bill Dodge das Wort. »Sir, ich kann verstehen, weshalb meine Kollegen so votiert haben. Aber wir dürfen die Tatsache nicht aus den Augen verlieren, dass es dort oben einen Überlebenden gibt.«

»Niemand verliert das aus dem Auge, Bill...«, setzte Marti Nesbitt an.

»Lassen Sie mich ausreden, Marti. Ich glaube, ich habe eine Lösung.«

Dodge sah die Gruppe an. »Wie Ihnen allen bekannt ist, bin ich mit mehreren Funktionen betraut, darunter auch der eines Co-Direktors der Abteilung für Weltraumsicherheit. Vor seinem tragischen Unfall war mein Kollege in diesem Amt Frank Richardson. Wir sind schon immer davon ausgegangen, dass es irgendwann einmal zu einem biologischen Zwischenfall - wenn es das ist, womit wir es hier zu tun haben - an Bord eines bemannten oder unbemannten Fluges kommen könnte. Wir haben dabei

ganz speziell an das Shuttle gedacht und eine Spezialanlage für exakt diese Eventualität geschaffen.«

»Und wo wäre diese Anlage?«, fragte Gerald Simon.

»Auf unserem Testgelände am Groome Lake, sechzig Meilen nordöstlich von Las Vegas.«

»Wovon genau reden wir jetzt?«, fragte der Präsident.

Dodge holte eine Videokassette aus seinem Aktenkoffer.
»Am besten sehen Sie sich das selbst mal an.«

Er schob die Kassette in das Abspielgerät unter dem hochauflösenden Bildschirm und ließ sie anlaufen. Nach kurzem Schneegestöber war auf dem Bildschirm das Bild einer Wüstenlandschaft zu sehen.

»Sieht nach nichts Besonderem aus«, meinte die Sicherheitsberaterin.

»Das haben wir bewusst so gemacht«, antwortete Dodge.
»Wir haben uns die Idee von den Israelis ausgeborgt. In Anbetracht seiner geographischen Gegebenheiten verfügt Israel nur über ganz wenige Stellen, um dort Kampfflugzeuge zu verstecken. Also haben sie eine ganze Reihe unterirdischer Bunker mit Pisten gebaut, die nicht wie Pisten aussehen - und das Dank einer einmaligen Einrichtung.«

Auf dem Bildschirm begann die Wüstenlandschaft sich langsam abzusenken. Dodge hielt das Bild an. »An dieser Stelle sieht es so aus, als würde die Piste enden. Aber darunter gibt es ein System hydraulischer Stützen. Die Piste ist tatsächlich sechshundert Meter länger und führt in einen unterirdischen Bunker.«

Die Kamera folgte der geneigten Piste, und jetzt leuchteten beiderseits Lichter auf. Als die Kamera die Rampe hinunterfuhr, tauchte aus dem düsteren Licht ein riesiger Betonbunker auf. »Das ist die Eindämmungs-

kammer«, erklärte Dodge. »Die Wände aus Stahlbeton sind sechs Fuß dick. Die Luftzirkulation erfolgt durch Partikelfilter genauso wie in atomaren Versuchsanlagen.

Sobald das Shuttle sich innerhalb des Bunkers befindet, wird die ganze Anlage hermetisch abgeschlossen. Ein Spezialteam würde Dr. Reed erwarten, sobald er das Shuttle verlässt, und ihn in eine Dekontaminationskammer bringen. Ein weiteres Team nimmt Proben aus dem Inneren des Shuttle.«

»Und wenn sie etwas finden?«, fragte der Außenminister. »Etwas Unerwünschtes?«

»Dann wird das Team zurückgezogen - und es geschieht das hier.«

Auf dem Bildschirm loderten Flammen auf.

»Für diesen Fall haben wir spezielle Brandbomben vorgesehen, deren Hitze alles in Schutt und Asche legt - und ich meine wirklich alles.«

Dodge zog die Kassette aus dem Recorder.

»Fragen, Feststellungen?«, erkundigte sich der Präsident.

»Ist die Anlage erprobt worden, Bill?«, fragte Marti Nesbitt.

»Wir haben noch nie ein Shuttle zerstört, wenn Sie das meinen. Aber die Army hat Tanks dort eingeschmolzen. Die Air Force ganze Titan Booster-Raketen. Ich kann Ihnen versichern, dort drinnen überlebt nichts.«

»Mir jedenfalls sagt der Gedanke zu«, meinte Gerald Simon. »Ebenso wichtig wie es ist, Dr. Reed zurückzuholen, muss es uns wichtig sein, herauszufinden, was dort droben schief gelaufen ist. Wenn wir eine Chance haben, an diese Information zu gelangen oder das Shuttle, wenn nötig, zu zerstören, bin ich bereit, mein Votum zu ändern.«

Im ganzen Raum war zustimmendes Murmeln zu hören.

»Ich brauche ein paar Minuten, um mir das durch den Kopf gehen zu lassen«, sagte der Präsident und stand auf.
»Bitte, bleiben Sie alle hier. Ich bin gleich zurück.«

Im Nebenzimmer sah der Präsident Smith und Klein an. Er deutete auf den Bildschirm und sagte: »Sie haben das alles gesehen und gehört. Was halten Sie davon?«

»Ist es nicht ein interessanter Zufall, dass es am Groome Lake eine Anlage gibt, die nicht nur für die augenblickliche Situation sozusagen maßgeschneidert ist, sondern von der auch niemand bis jetzt ein Sterbenswörtchen gehört hat, Sir?«, meinte Klein.

Der Präsident schüttelte den Kopf. »Ich hatte nie den leisesten Verdacht, dass so etwas zur Verfügung steht. Dodge muss in seinem schwarzen Etat, bei dem er nicht auf irgendwelche Schnüffler aus dem Kongress achten muss, Geld gefunden haben.«

»Diese Anlage ist nur für einen einzigen Zweck gebaut worden, Mr. President - um das Shuttle herunterzubringen, die Probe zu entnehmen und den Orbiter zu vernichten«, sagte Smith.

»Der Ansicht bin ich auch«, nickte Klein. »Bauers Operation läuft bereits seit Jahren, Mr. President. Richardson würde mindestens zwei Jahre gebraucht haben, um eine solche Anlage zu bauen. Und Bauer hätte sich nie auf dieses Projekt eingelassen, wenn er keinen Komplizen gehabt hätte, dem er rückhaltlos vertrauen konnte. Es ist ja allgemein bekannt, welche Haltung General Richardson zu dem Chemie- und Biowaffen-Vertrag einnahm, den Sie unterzeichnet haben. Er hat Ihre Entscheidung mit allen Mitteln bekämpft.«

»Und dabei am Ende die Grenze zwischen Patriotismus

und Verrat überschritten«, sagte Castilla. Er sah die beiden Männer an. »Ich habe Ihren Plan gehört. Aber ich muss Sie noch einmal fragen: Empfehlen Sie, dass wir dieses Ding landen lassen?«

Die Köpfe hoben sich erwartungsvoll, als der Präsident ins Oval Office zurückkehrte. »Ladies und Gentlemen, vielen Dank für Ihre Geduld«, begann er. »Nach sorgfältiger Überlegung habe ich entschieden, dass man das Shuttle bei Groome Lake landen lassen sollte.«

Zustimmendes Nicken allerseits.

»Bill, ich möchte Einzelheiten über diese Anlage und die weiteren Pläne für den Orbiter und seinen Inhalt sehen.«

»Die bekommen Sie binnen einer Stunde, Sir«, erwiderte der CIA-Direktor knapp. »Ich möchte außerdem alle daran erinnern, dass Dr. Reed ausdrücklich darum gebeten hat, dass Dr. Karl Bauer bei der Landung zugegen ist. Ich finde, das ist ein guter Vorschlag. Dr. Bauer ist eine weltweit anerkannte Autorität für chemischbiologische Zwischenfälle. Er hat schon in der Vergangenheit eng mit dem Pentagon zusammengearbeitet - einschließlich der Arbeiten an dem Groome Lake Projekt - und besitzt eine Sicherheitsfreigabe der Stufe Top Secret. Er würde uns als Beobachter und Berater wertvolle Dienste leisten können.«

Zustimmendes Murmeln am Tisch.

»Dann können wir die Sitzung beenden«, erklärte der Präsident. »Sie werden alle weiterhin laufend unterrichtet. Air Force One startet in zwei Stunden nach Nevada.«

Nachdem er Dylan Reed angewiesen hatte, den Ablaufplan zu ändern, hatte Dr. Karl Bauer sich sofort an Bord seines Jet begeben und war zu dem weitläufigen Gelände seiner Firma in der Nähe des Jet Propulsion Laboratory in Pasadena, Kalifornien, geflogen.

Weil er wusste, dass das Shuttle nur auf dem Erprobungsgelände bei Groome Lake landen konnte, war er sorgfältig darauf bedacht gewesen, seine Anwesenheit in Kalifornien als rein zufällig erscheinen zu lassen. Der Flugplan von Hawaii war bereits drei Tage früher eingereicht worden, und die Geschäftsleitung in Pasadena war von seinem geplanten Besuch informiert worden.

Der erste Anruf Harry Landons erreichte Bauer in seinem Büro mit Blick auf die San Gabriel Berge am Horizont. Er gab sich entsetzt und dann zutiefst besorgt, als der Mission Director ihm erklärte, was an Bord von *Discovery* passiert war. Als Landon ihm sagte, dass Reed ausdrücklich um seine Anwesenheit in Groome Lake gebeten hatte, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren, erklärte aber sofort, dass er selbstverständlich zur Verfügung stehe. Er schlug Landon vor, mit General Richardson Verbindung aufzunehmen und bei ihm eine Zugangsgenehmigung zu der streng geheimen Anlage zu erwirken.

Daraufhin erklärte der Flight Director mit stockender Stimme, dass Richardson und Price ums Leben gekommen seien, als ihr Fahrzeug außer Kontrolle geraten war. Diesmal war Bauers Betroffenheit echt. Er bedankte sich bei Landon, loggte sich sofort bei CNN.com ein und

informierte sich über die Details. Nach allem, was dort zu finden war, handelte es sich beim Tod von Richardson und Price tatsächlich um einen Unfall.

Und das bedeutet, dass es zwei Zeugen weniger gibt. Gut.

Soweit es Bauer betraf, hatten beide Männer ihren Zweck erfüllt. Sie hatten sich ganz besonders darum verdient gemacht, diesen lästigen Smith aus der Welt zu schaffen. Was jetzt noch zu tun war, konnte Bauer auch selbst erledigen.

Obwohl er weit von seiner Zentrale in Hawaii entfernt war, verfügte Bauer doch über die technischen Mittel, um den Funkverkehr zwischen der NASA-Bodenstation und der *Discovery* abzuhören. In seinen Schreibtisch war eine kleine, aber höchst effiziente Fernmeldekonzole eingebaut, die mit seinem Laptop verbunden war. Der Bildschirm zeigte die augenblickliche Distanz und Flugbahn des Shuttle, und über Kopfhörer konnte Bauer den Sprechfunkverkehr zwischen *Discovery* und Mission Control abhören. NASA ging exakt so vor, wie er das vorhergesehen hatte. Er sah auf die Uhr und folgerte, dass der Orbiter, sofern keine Komplikationen auftraten, in knapp vier Stunden wieder in die Erdatmosphäre eintreten würde.

Bauer nahm das Headset ab, klappte den Laptop zu und schaltete die Konzole ab. In wenigen Stunden würde er im Besitz einer neuen Lebensform sein; einer Lebensform, die er geschaffen hatte und die, wenn sie je losgelassen würde, zur schrecklichsten Geißel werden konnte, die je die Erde heimgesucht hatte. Der Gedanke machte ihn benommen. Dass niemand ihn - zumindest auf sehr lange Zeit - mit dem neuen Virus in Verbindung bringen würde, war ihm gleichgültig. Bauers Einstellung glich der eines Kunstsammlers, der ein Meisterwerk nur zu dem Zweck

kaufte, um es vor der Welt zu verbergen. Die ganze Freude, der Nervenkitzel, das geradezu berauschende Gefühl hatte überhaupt nichts mit dem materiellen Wert des Werkes zu tun, sondern einzig und allein mit der Tatsache, dass es einmalig war und ihm gehörte. Und gleich jenem Sammler würde Bauer der Einzige sein, der die neue Variola Variante betrachten und ihre Geheimnisse ergründen konnte. Und es gab auch schon einen Ort, wo die neue Lebensform untergebracht werden würde, nämlich in einem speziellen Isolierbereich des Labors auf der Hauptinsel der Hawaii-Gruppe.

Sechshundert Meilen westlich des Mississippi flog die Air Force One auf Westkurs.

Der Präsident und die Arbeitsgruppe aus dem Oval Office befanden sich in dem Konferenzraum des Jets und befassten sich dort mit den letzten Berichten von Mission Control. Zur Stunde näherte sich *Discovery* dem Fenster, durch das das Shuttle wieder in die Erdatmosphäre eindringen würde. Nach Harry Landons Darstellung waren alle Systeme an Bord des Orbiter im grünen Bereich. Obwohl Dylan Reed auf dem Platz des Kommandanten auf dem Flugdeck saß, hatten die Computer von Mission Control das Kommando über *Discovery* übernommen.

Landons Stimme tönte aus dem unsichtbar in die Wandvertäfelung eingelassenen Lautsprecher. »Mr. President?«

»Wir sind alle hier, Dr. Landon«, sprach Castilla in das auf Freisprechen geschaltete Telefon.

»Wir nähern uns dem Fenster, Sir. Im Augenblick brauche ich dem Sicherheitsoffizier bloß zu sagen, ob er den Kanal zu dem Selbstzerstörungspaket öffnen oder das unterlassen soll.«

Der Präsident sah sich im Raum um. »Und wenn Sie den Kanal öffnen - welche Konsequenzen hat das?«

»Das könnte mögliche... Fehlfunktionen zulassen, Mr. President. Aber wenn der Kanal geschlossen bleibt, kann das Paket nicht aktiviert werden.«

»Ich werde mich sofort darum kümmern, Mr. Landon. Sie bekommen die erforderliche Freigabe in wenigen Augenblicken.«

Castilla verließ den Konferenzraum, schritt durch die Kabine des Secret Service und betrat das eigentliche Herz von Air Force One - die Kommunikationszentrale. In einem Raum von der Größe der Kombüse in der normalen Version der 747 lösten sich acht Spezialisten rund um die Uhr an gegen jegliche elektromagnetische Strahlung von außen abgeschirmten Geräten ab, die es erlaubten, digital verschlüsselte Nachrichten zu jeder militärischen oder zivilen Anlage der USA in der ganzen Welt zu schicken oder von diesen zu empfangen.

Einer der drei diensthabenden Techniker blickte auf. »Mr. President?«

»Ich muss eine Nachricht senden«, sagte Castilla mit ruhiger Stimme.

Der Edwards Luftwaffenstützpunkt lag hundertzwanzig Kilometer nordöstlich von Los Angeles am Rand der Mojave Wüste. Er beherbergte wesentliche Einheiten der Bomberflotte sowie einige Jagdgeschwader und diente als übliche Landezone für das Shuttle, hatte aber darüber hinaus noch eine weitere, der Öffentlichkeit kaum bekannte Funktion: Edwards war eine der sechs Bereitstellungs-zonen für RAID Teams, die im Falle eines chemisch-biologischen Zwischenfalls eingesetzt wurden. Diese der Öffentlichkeit praktisch unbekannten Eingreifkommandos

für den Biowaffeneinsatz ähnelten den Spezialkommandos, die bei Verlust oder Diebstahl von Kernwaffen in Aktion traten. Das Kontingent war in einem bunkerähnlichen Gebäude im westlichen Bereich des Stützpunktgeländes untergebracht. In einem nahe gelegenen Hangar standen eine C-130 und drei Commanche Helikopter bereit, die das Team im Katastrophenfall an seinen Einsatzort bringen sollten.

Der Bereitschaftsraum hatte etwa die Größe einer Turnhalle und war an einer Wand von zwölf mit Vorhängen voneinander abgetrennten Zellen gesäumt. Jede dieser Zellen enthielt einen Bioschutzanzug der Stufe Vier mit Atemgerät, einer Waffe und Munition. Die elf Männer des Einsatzteams waren bereits dabei, ihre Ausrüstung zu überprüfen. Sie waren ähnlich den bei Terroristenanschlägen zum Einsatz kommenden Teams mit Sturmgewehren, Schrotflinten und verschiedenen Faustfeuerwaffen ausgestattet. Der einzige Unterschied zu den Antiterrorismusteams bestand darin, dass es hier keine Scharfschützen gab. RAID arbeitete vor Ort, für die Absicherung der Umgebung war entweder die Army oder ein Antiterrorismusteam des Bundes zuständig.

Der zwölfte Mann, Commander Jack Riley, hielt sich in seinem improvisierten Büro an einem Ende des Saals auf. Er blickte über die Schulter seines Fernmeldeoffiziers, der vor einer tragbaren Fernmeldeeinheit saß, und sah dann wieder Smith an.

»Das Shuttle wird jetzt gleich landen, Jon«, erklärte er.
»Das hier wird ziemlich knapp.«

Smith nickte dem hochgewachsenen, athletisch gebauten Mann zu, mit dem er gemeinsam bei USAMRIID ausgebildet worden und dann später bei Desert Storm im Einsatz gewesen war. »Ich weiß.«

Smith hatte die ganze Zeit auf die Uhr gesehen. Er und Klein hatten Washington zwei Stunden bevor der Präsident und die Mitglieder seines Teams an Bord von Air Force One gegangen waren verlassen. Auf dem Flug nach Edwards hatte der Präsident mit Riley gesprochen und ihn darüber informiert, dass an Bord des Shuttle ein Notfall vorliegen würde, war aber nicht auf Einzelheiten eingegangen. Darüber hinaus hatte er ihn davon in Kenntnis gesetzt, dass Jon Smith unterwegs war und dass Riley und sein Team von Smith ihre Befehle erhalten würden.

»Wie sieht es bei den Comanches aus?«, fragte Smith.

»Die Piloten sitzen im Cockpit«, erwiderte Riley. »Sie können binnen zwei Minuten starten.«

»Sir, Gespräch von Air Force One«, sagte der Fernmeldeoffizier.

Riley hob den Hörer ab, gab sich zu erkennen und hörte dann zu. »Verstanden, Sir. Ja, er ist hier.«

Er gab den Hörer an Smith weiter.

»Ja?«, sagte Smith.

»Jon, hier spricht der Präsident. Wir sind noch etwa sechzig Minuten von Groome Lake entfernt. Wie ist die Situation bei Ihnen?«

»Alles bereit, Sir. Wir brauchen nur die Pläne für die Anlage.«

»Die kommen sofort durch. Rufen Sie mich an, wenn Sie und Riley sich die Pläne angesehen haben.«

Der Fernmeldeoffizier hatte die eingehenden Faxe bereits auf einem Arbeitstisch ausgelegt.

»Sieht aus wie eine industrielle Verbrennungsanlage«, murmelte Riley.

Smith nickte. Die Pläne stellten einen quaderförmigen

Bau von rund vierzig Meter Länge, zwölf Meter Breite und zwanzig Meter Höhe dar. Die vier Außenwände bestanden aus besonders verstärktem Eisenbeton. Bei einem Teil der Decke handelte es sich eigentlich um eine Rampe, die abgeschlossen werden konnte, sobald das Shuttle sich im Inneren des Raums befand. Auf den ersten Blick wirkte das Ganze wie ein Park- oder Lagerraum. Bei näherem Hinsehen entdeckte Smith dann, worauf Riley angespielt hatte - die Wände waren mit Flammrohren besetzt, die, wie man aus den Plänen erkennen konnte, an Gasleitungen angeschlossen waren. Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sich das Inferno vorzustellen, das diese Rohre im Inneren des Raums erzeugen konnten, sobald sie einmal gezündet waren.

»Und wir gehen hundertprozentig davon aus, dass das Shuttle außen sauber ist, oder?«, fragte Riley. »Es ist nicht möglich, dass etwas nach außen gedrungen ist?«

Smith schüttelte den Kopf. »Selbst wenn das möglich wäre, dann würde die Hitze beim Wiedereintritt in die Atmosphäre die Außenhaut des Orbiters desinfizieren. Nein, die heiße Zone befindet sich innen.«

»Die Art von Spielplatz, für die wir da sind«, meinte Riley.

»Ja, bloß dass es diesmal möglicherweise erforderlich ist, dass wir diesen Spielplatz jemand anderem wegnehmen«, meinte Smith.

Riley zog ihn zur Seite. »Jon, dieser Einsatz läuft ja bisher nicht gerade nach Schema. Zuerst ruft mich der Präsident an und sagt mir, dass ich das Team mobilisieren soll. Wobei er nur darauf hinweist, dass wir irgendwo in Nevada eingesetzt werden. Dann stellt sich heraus, dass das irgendein geheimer Stützpunkt in Groome Lake ist, wo das Shuttle notlanden wird, weil es dort draußen im

Weltraum ein Bioproblem gegeben hat. Jetzt sieht es so aus, als hätten Sie vor, das verdammte Ding einzuschern.«

Smith zog Riley ein paar Schritte weiter, um ihn außer Hörweite des Teams zu bringen. Gleich darauf stieß einer seiner Leute einen Kollegen an.

»Schau dir Riley an. Der sieht aus, als würde er gleich zu kotzen anfangen.«

Jack Riley wünschte sich tatsächlich, er hätte Smith nie gefragt, was sich an Bord des Orbiters befand.

Megan hatte inzwischen akzeptiert, dass sie mit ihrem Latein am Ende war. Sie war mit dem Gewirr von Drähten nicht zurande gekommen. Keine der Kombinationsmöglichkeiten, mit denen sie es versucht hatte, funktionierte. Die Tür der Luftschleuse bewegte sich keinen Millimeter.

Jetzt lauschte Megan auf den Funkverkehr zwischen Reed und Mission Control. Das Shuttle war nur noch Minuten von dem Punkt entfernt, wo es auf der letzten Etappe des Rückflugs zur Erde in die Atmosphäre eindringen würde. Und diese wenigen Minuten waren genau der Zeitraum, der ihr für ihre Entscheidung blieb.

Megan zwang sich, die Sprengbolzen in den vier Ecken der Schleusentür zu betrachten. Ihre Ausbilder hatten während des Trainings darauf hingewiesen, dass diese Sprengbolzen eigentlich redundant waren. Es war nicht vorgesehen, dass die Shuttle Crew sie je benutzen sollte. Sie waren nur für den Fall eingebaut worden, dass ein Bodenteam der NASA nach Landung des Orbiters in das Shuttle eindringen musste, um eine Notevakuierung vorzunehmen.

Nach der Landung, hatten die Ausbilder betont. Und nur falls das Eindringen durch die Hauptluken aus

irgendeinem Grund unmöglich war. Sie hatten ihr eingeschärft, dass die Sprengbolzen mit einem Zeitmechanismus ausgestattet waren, der dem Bodenteam genug Zeit lassen würde, in Deckung zu gehen.

»Diese Dinger erzeugen eine kontrollierte Explosion«, erinnerte sie sich der Worte ihrer Ausbilder. »Wenn sie hochgehen, sollten Sie wenigstens zehn oder fünfzehn Meter weit weg sein.«

Nach Megans Schätzung war sie bestenfalls vier, vielleicht fünf Meter von der Schleusentür entfernt.

Wenn du es tun willst, dann tu es jetzt!

Aus ihrer Ausbildungszeit und den Übungsflügen an Bord des Kotzkometen erinnerte sich Megan daran, dass der Abstieg durch die Erdatmosphäre wesentlich unruhiger als die Startphase sein würde. Sie erinnerte sich auch daran, wie Carter gesagt hatte, das sei so, als würde man bei einem Rodeo einen Brahmanbullen reiten. Jeder Gegenstand und die gesamte Crew mussten angeschnallt sein. Wenn sie in der Luftschleuse blieb, würde sie gegen die Wände geschleudert werden und schließlich das Bewusstsein verlieren - von Schlimmerem abgesehen. Ihr EMU würde zweifellos zerreißen, und deshalb würde sie, selbst wenn sie den Wiedereintritt überlebte, von dem Teufelszeug, das Reed in dem Shuttle freigesetzt hatte, ohne Zweifel aufgeessen werden. Aber es gab Alternativen. Sie musste es irgendwie schaffen, in das Spacelab zu gelangen und dort Reed, dieses Monster, finden und erledigen, bevor das Shuttle der Erde zu nahe war.

Megan spürte, wie sie plötzlich ganz ruhig wurde, obwohl ihr Herz wie ein Presslufthammer schlug. Sie konzentrierte sich ganz auf die rot lackierten sechseckigen Bolzen mit dem gelben Punkt in der Mitte, stieß sich von der Wand ab und schwebte jetzt auf die Tür zu. Als sie

den rechten unteren Bolzen erreichte, drückte sie den gelben Punkt. Eine winzige Steuerplatte schob sich heraus. Das Flüssigkeitsdisplay blinkte: ON/OFF. Vorsichtig, weil ihre Finger in dem Handschuh des EMU-Anzugs fast gefühllos waren, drückte sie ON.

Scheiße!

Die Zeituhr schaltete sofort auf sechzig Sekunden, das war wesentlich kürzer, als Megan erwartet hatte. Sie glitt zum nächsten Bolzen und schaltete auch ihn scharf. Dann stieß sie sich vom Boden ab, bezog neue Position und aktivierte die beiden oberen Bolzen. Als sie fertig war, blieben ihr noch genau zwanzig Sekunden.

Sie machte zwei lange Schritte und schwebte dann so weit wie möglich von der Tür weg. Obwohl sie ihren Sichtschutz heruntergezogen hatte, konnte sie die vier pulsierenden Lichter in den Bolzen immer noch erkennen. Sie wusste, dass sie der Luftschleuse den Rücken zuwenden oder sich wenigstens seitlich hinstellen sollte, damit die Explosion sie nicht vorn an der Sichtscheibe erfasste. Aber während die Sekunden dahin tickten, konnte sie den Blick einfach nicht von den zwinkernden Lichtern wenden.

Zwei Etagen über ihr, auf dem Flugdeck, erhielt Dylan Reed die letzten Anweisungen von Harry Landon in Mission Control.

»Sie sind genau im Plan«, sagte Landon. »Wiedereintritt sieht gut aus.«

»Ich kann den Zähler nicht sehen«, sagte Reed. »Wieviel Zeit bis zum Blackout?«

»Fünfzehn Sekunden.«

Der Blackout - das Abbrechen des Funkkontakts - war ein

völlig normaler Vorgang beim Wiedereintritt. Die Unterbrechung dauerte etwa drei Minuten und war nach all den vielen bemannten Flügen immer noch die Zeitspanne des ganzen Einsatzes, die die meisten Nerven kostete.

»Sind Sie angeschnallt, Dylan?«, fragte Landon.

»So gut es geht. Dieser Anzug ist ein wenig klobig.«

»Halten Sie sich einfach fest, und wir sehen zu, dass die Landung so schnell und so glatt wie möglich abläuft.«

Landon hielt inne. »Zehn Sekunden... viel Glück, Dylan. Wir sprechen uns dann auf der anderen Seite wieder. Sieben, sechs, fünf...«

Reed lehnte sich zurück und schloss die Augen. Er dachte daran, dass er unmittelbar nach dem Wiedereintritt und nachdem er den Kontakt mit Landon wieder hergestellt hatte, nach hinten ins Spacelab gehen musste und...

Das Shuttle bäumte sich auf und riss Reed fast aus seinen Haltegurten.

»Was zum Teufel... Harry!«

»Dylan, was ist passiert?«

»Harry, da ist...«

Reeds Stimme brach plötzlich ab. Aus den Lautsprechern bei Mission Control kam nur noch schwaches Rauschen. Landon fuhr ruckartig zu dem Techniker herum, der neben ihm saß. »Das Band zurücklaufen lassen!«

»Was zum Teufel... Harry!«

»Dylan, was ist passiert?«

»Harry, da ist...«

»Eine Explosion!«, flüsterte Landon.

Die Arbeitsgruppe saß noch im Konferenzraum der Air Force One mit dem Präsidenten zusammen, als der Fernmeldeoffizier hereingeschossen kam. Castilla überflog das Blatt, das er ihm reichte, und wurde weiß.

»Und Sie sind sicher?«, fragte er und starrte den Offizier an.

»Dr. Landon sagte, er sei ganz sicher, Sir.«

»Stellen Sie mich zu ihm durch. Sofort!«

Er sah die Männer an, die mit ihm am Tisch saßen. »Auf dem Shuttle ist etwas explodiert.«

Die Bolzen schossen wie Raketen auf Megan zu und krachten gegen die Wände der Luftschleuse. Aber weil das Shuttle sich beim Wiedereintritt in die Atmosphäre aufgebläht hatte, wurde die Tür, die normalerweise auf Megan zugeflogen wäre, heftig nach links gerissen. Sie prallte von der Wand ab, sauste wenige Zentimeter an ihr vorbei und krachte gegen die andere Wand.

Ohne lang zu überlegen stieß Megan sich ab und schoss auf die Tür zu, packte sie und hielt sie mit beiden Armen fest. Sie klammerte sich einen Augenblick lang daran fest, löste dann ihren Griff und ließ sie davon treiben. Dann zwängte sie sich durch die Öffnung auf das untere Deck, kletterte die Treppe ins Mitteldeck hinauf und strebte auf die Luke zu, die zu dem Tunnel ins Spacelab führte.

Sie hat die Bolzen gesprengt! Das Miststück hat die Bolzen gesprengt!

Reed war das sofort klar, als er das Zittern verspürte, das das Shuttle durchlief. Sein Verdacht wurde unverzüglich bestätigt, als auf der Konsole Lichter aufblitzten und ein Türversagen in der Luftschleuse anzeigten.

Er löste sich aus seinen Haltegurten, arbeitete sich zur Leiter vor und trat dann mit dem Kopf voran, wie ein Taucher, der sich ins Wasser stürzt, den Weg nach unten an. Er schätzte, dass er etwa zwei Minuten Zeit hatte, um Megan zu finden. Anschließend würde der Flug zu unruhig werden, um die Verfolgung fortsetzen zu können. Außerdem würde *Discovery* dann auch wieder Funkkontakt haben, und Reed zweifelte keinen Augenblick daran, dass Mission Control die Explosion, selbst wenn sie sie nicht gehört hatten, doch auf ihren Instrumenten wahrnehmen konnte.

Harry Landon würde ihn mit Fragen überhäufen, würde eine Erklärung von ihm verlangen.

Während Reed sich die Leiter hinunterarbeitete, staunte er über das, was Megan getan hatte. Die Schleusentür zu sprengen hatte Mut erfordert - mehr als er ihr zugetraut hätte. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach war sie tot, es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sich die Auswirkung einer Explosion in einem so engen Raum wie einer Luftschleuse vorzustellen.

Reed hatte jetzt das Mitteldeck erreicht und wollte schon weitergleiten, als er aus dem Augenwinkel eine Bewegung entdeckte.

Mein Gott, sie lebt!

Reed sah zu, wie Megan, die ihm den Rücken zuwandte, an dem Handrad der Tunneltür drehte. Er trat an einen Werkzeugschrank, zog eine Schublade auf und entnahm ihr eine Spezialsäge.

Jon Smith saß in dem vordersten Commanche und sah die entschlossen blickenden RAID Männer an. Sie trugen jetzt alle Flugoveralls. Sobald sie in Groome Lake eintrafen, würden sie die gegen Schutzkleidung Stufe Vier

vertauschen, ehe sie den Bunker betraten.

Er drehte sich zu Jack Riley um und sprach in das Mikrofon seines Fliegerhelms. »Wie weit sind wir noch entfernt?«

Riley hob den Finger und sprach mit dem Piloten. »Vierzig Minuten«, antwortete er dann. »Groome Lake hat uns garantiert bereits auf dem Radar. Noch ein paar Meilen, und die schicken ihrerseits einen Chopper aus oder vielleicht sogar zwei F-16, um uns zu beschnuppern.«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Worauf wartet der Präsident eigentlich? Air Force One ist doch seit fast einer halben Stunde gelandet.«

Als hätte sie auf dieses Stichwort gewartet, meldete sich eine neue Stimme im Headset von Smith.

»Hier Bluebird, ich rufe RAID One.«

Smith antwortete sofort. »Hier RAID One. Bluebird, bitte sprechen.«

Bluebird war die Codebezeichnung für Nathaniel Klein.

»Jon?«

»Ja, Sir. Wir haben uns schon gefragt, wann Sie anrufen würden.«

»Wir hatten hier eine... eine neue Situation. Der Präsident hat gerade Landefreigabe für Ihren Flug erteilt. Für diesen Einsatz gelten Sie und Ihre Leute als Angehörige seiner Gruppe.«

»Ja, Sir. Sie sagten etwas von einer neuen Situation, Sir?«

Ein kurzes Zögern. »Mission Control meldet, dass sie unmittelbar vor dem Eintritt des Orbiters in den Radio-Blackout mit Reed gesprochen haben. Das Letzte, was Landon gehört hat, war eine Explosion, die von den Computern dann gleich darauf bestätigt wurde.«

»Ist das Shuttle intakt?«, wollte Smith wissen.

»Nach den Instrumentenanzeigen befindet sich *Discovery* immer noch auf planmäßigem Kurs. Die Explosion ist in einer Luftschleuse erfolgt. Aus einem uns unbekannten Grund explodierten die Türbolzen.«

»Die Luftschleuse... wo war Reed zu dem Zeitpunkt?«

»Auf dem Flugdeck. Aber Landon kann nichts über das Ausmaß des Schadens sagen und auch nicht, ob Reed noch am Leben ist. Dort oben antwortet uns niemand, Jon.«

Der Wortwechsel zwischen Reed und Harry Landon war das Letzte gewesen, was Megan Sekunden vor der Explosion der Bolzen an der Tür der Luftschleuse über ihr Headset gehört hatte. Nachdem sie auf dem Mitteldeck angekommen war wurde ihr bewusst, dass Reed herunterklettern würde, um nachzusehen. Er musste sich vergewissern, ob sie tot oder verletzt war - beides würde ihm in den Kram passen. Wenn er sie in der Luftschleuse oder auf dem unteren Deck nicht fand, würde er woanders zu suchen beginnen.

Megan wusste, dass sie sich nicht lange vor ihm verstecken konnte. Dafür war der Orbiter einfach zu klein. Es gab nur einen Ausweg. Sie arbeitete sich zum mittleren Deck vor, schwebte dort zu der Tür, die in den Tunnel zum Spacelab führte, griff in die Speichen des Handrades an der Schleusentür und begann zu drehen.

Dabei war ihr natürlich bewusst, dass sie der Verbindungsleiter zwischen den drei Decks den Rücken zuwandte und daher Reed nicht hören konnte, falls der sie entdeckte und sich von hinten an sie heranmachte. Der kleine Spiegel, den sie auf dem Weg hierher gefunden und den sie unten an die Tunneltür gelegt hatte, würde ihr jetzt das Leben retten.

Sie hatte im Spiegel gesehen, wie Reed die Leiter herunterkletterte, zögerte, sie dann entdeckte und auf sie zugeschwebt kam. Sie beobachtete ihn, wie er an einem Werkzeugkasten anhielt, eine Art Stichsäge herausholte und jetzt näher rückte.

Megan hatte das Rad bereits so weit gedreht, wie es sich

drehen ließ, ließ aber die Hände an den Speichen und tat so, als würde das Rad sich nicht bewegen lassen. Sie blickte zu Boden, sah, dass Reed näher herantrieb, den rechten Arm in Richtung auf sie ausgestreckt. In seiner Hand sah die Säge wie die spitze Nase eines Schwertfischs aus.

Megan nahm die linke Hand von dem Rad. Die Tür war mit einem Schließknopf versehen, der die Tür aufspringen ließ, sobald das Rad ganz gedreht war. Ohne den Blick von dem Spiegel zu wenden, versuchte sie den Abstand zwischen sich und Reed zu schätzen. Alles hing jetzt vom perfekten Timing ab.

Reed beobachtete Megan, wie diese sich abmühte, das offensichtlich verklemmte Rad frei zu bekommen. Er hob die Säge und schwebte näher heran. Da sie stand, wählte er eine Stelle zwischen ihrem Hals und ihrer Schulter. Die Zähne der Säge würden den Plastikstoff ihres Anzugs aufreißen. Und das würde sofortigen Druckverlust zur Folge haben. Die Luft im Inneren des Anzugs würde in einem Schwall herausströmen... und die sie umgebende kontaminierte Luft würde durch den Riss eindringen. Zwei, drei Atemzüge, und der Erreger würde in ihre Lungen fluten.

In der Schwerelosigkeit sind schnelle Bewegungen ein Ding der Unmöglichkeit. Als Reed mit der Säge nach unten fuhr, sah es so aus, als würde er sich in Zeitlupe bewegen. Megan dagegen stieß sich ab, stieß sich seitwärts von der Tür weg und drückte dabei den Öffnungsknopf. Mit fast unhörbarem pneumatischem Zischen schwang die Tür auf, als Reed an die Stelle schwebte, wo noch vor einer Sekunde Megan gewesen war. Die schwere Tür traf ihn voll am Helm, warf seinen Kopf nach hinten und zerrte ihn dann mit, als sie sich ganz öffnete. Seine Finger ließen die Säge los, worauf diese

sich selbstständig machte und davonschwebte.

Verblüfft und benommen tastete Reed vergebens nach Megan, als diese um ihn herum in den Tunnel glitt. Drinnen fand sie einen weiteren Knopf, drückte ihn und sah zu, wie die Tür sich zu schließen begann.

Komm schon, komm schon!

Es sah so aus, als würde die Tür sich zentimeterweise auf sie zubewegen. Sobald Megan die Griffe an dem Rad erreichen konnte, begann sie zu ziehen.

Dann sah sie das Blitzen der Säge, als die durch die Öffnung schoss, nur Zentimeter von ihrem Anzugärmel entfernt. Während Reed zum nächsten Stoß ausholte, schaffte sie es, die Schleusentür zu schließen und das Rad zu drehen. Die Riegel schnappten ein, und Megan zog den Nothebel, um sie zu blockieren.

Reeds schnarrende Stimme ließ ihr Herz einen Satz machen, ihr stockte der Atem. »Was sind Sie doch für ein schlaues Mädchen, Megan. Können Sie mich hören? Haben Sie auch Ihr Interkom repariert?«

Megan drückte einen Knopf an ihrem Anzug und vernahm ein schwaches Knistern.

»Ich kann Sie atmen hören«, sagte Reed. »Oder besser gesagt keuchen.«

»Und ich kann Sie auch hören, aber nicht sehr gut«, erwiderte sie. »Sie müssen lauter reden.«

»Freut mich, dass Sie offenbar nach wie vor Spaß verstehen«, sagte Reed. »Raffiniert, was Sie dort hinten gemacht haben. Sich tot gestellt? Auf mich gewartet...«

»Dylan...«

Sie wusste nicht, wo sie anfangen sollte.

»Sie glauben, Sie sind in Sicherheit, was?«, sagte er. »Solange die Notverriegelung eingeschaltet ist, kann ich

nicht rein. Aber wenn Sie es sich einmal richtig überlegen, Megan - verdrängen Sie einfach Ihre Panik und denken Sie mal scharf nach -, dann wird Ihnen klar werden, dass das nicht stimmt.«

Megan versuchte zu ergründen, was er eigentlich meinte, aber seine Worte blieben ihr unverständlich.

»Ganz gleich, was Sie auch versuchen sollten, Sie werden dieses Shuttle nie lebend verlassen«, fuhr Reed fort.

Sie unterdrückte ein Schaudern und erwiderte: »Aber auch Sie können nicht gewinnen, Dylan. Ich werde das Entsetzliche, was Sie hier gemacht haben, zerstören.«

»Tatsächlich? Sie haben doch keine Ahnung, um was es mir dort drinnen ging.«

Oh ja, die habe ich sehr wohl! »Ich werde es herausfinden!«

»In weniger als sechzig Minuten bis zur Landung? Das glaube ich nicht. Und, Megan? Selbst wenn Sie es finden sollten, was würden Sie dann tun - es durch die Abfallklappen beseitigen? Keine schlechte Idee - wenn wir noch im Weltraum wären. Aber da Sie ja keine Ahnung haben, welcher Substanz meine Arbeit galt, wie können Sie da sicher sein, dass sie einfach stirbt, sobald wir in der Erdatmosphäre sind? Handelt es sich um Organismen, dann gehen Sie das Risiko ein, sie damit möglicherweise zu verbreiten.«

Er hielt kurz inne. »Sie haben die Leichen nicht gesehen, oder? Ist vielleicht ganz gut so. Aber wenn Sie sie gesehen hätten, würden Sie nicht einmal daran *denken*, ein *Virus* freizusetzen.«

Reed schmunzelte. »Sie dachten wohl, ich habe mich versprochen? Aber das habe ich nicht. Und jetzt fragen Sie sich, was für eine *Art von Virus*? Wo mag ich es wohl

hingetan haben? Wie könnte es getarnt sein? So viele Fragen und keine Zeit, um darauf Antworten zu finden. Weil wir nämlich jetzt genau an dem Punkt sind, wo es wieder holprig wird. Wenn ich Sie wäre, würde ich mir etwas zum Festhalten suchen - und zwar schnell.«

Megan hörte das Klicken im Mikrofon, als Reed abschaltete. Dann spürte sie, wie ein Zittern durch das Raumschiff lief, als der Orbiter eine weitere Schicht der Erdatmosphäre durchdrang. Ohne sich umzusehen, begann sie sich Hand über Hand durch den Tunnel in Richtung auf das Spacelab zu ziehen.

Reed kletterte aufs Flugdeck zurück und schaffte es gerade noch rechtzeitig, sich auf dem Sessel des Kommandanten anzuschnallen, als die ersten Turbulenzen das Shuttle erfassten. Der Orbiter bebte und rutschte ein Stück seitwärts ab. Ein Blick auf die Armaturentafel verriet Reed, dass das Aggregat für Orbitalmanöver angesprungen war und das Shuttle so weit abgebremst hatte, dass die Schwerkraft jetzt einsetzen konnte. Wenn alles gut ging, würde die Schwerkraft *Discovery* aus dem Orbit und in einem sanften Gleitflug zur Erde ziehen.

Das Zittern ging in regelmäßige Vibrationen über, während die Geschwindigkeit des Shuttle von fünfundzwanzigfacher Schallgeschwindigkeit auf lediglich zweifache absank. Dann hörten die Stöße ganz auf, und *Discovery* schwenkte in ihre Gleitflugbahn ein. Der Radio-Blackout war zu Ende, und Reed hörte Landons eindringliche Stimme.

»*Discovery*, können Sie uns hören? Dylan, können Sie mich hören?«

Und nach einer kurzen Pause: »Unsere Instrumente zeigen eine Explosion an Bord an. Können Sie das

bestätigen? Ist bei Ihnen alles in Ordnung?«

Ich habe für all das im Augenblick keine Zeit, Harry.

Reed schaltete den Kommunikationskanal ab und ließ den Blick über die Instrumententafel wandern, bis er das fand, was er suchte. Er hatte Megan gesagt, sie täusche sich, wenn sie glaube, er habe keine Möglichkeit, in den Tunnel zu kommen, und er fragte sich, ob sie wohl inzwischen dahinter gekommen war, wie er das trotzdem anstellen konnte. Wahrscheinlich nicht. Megan war zwar hochintelligent und tüchtig, aber noch ein Neuling. Sie konnte nicht wissen, dass es auf dem Flugdeck einen Schalter gab, mit dem man die Schlösser der Tunneltür deaktivieren konnte.

Im Spacelab gab es nicht viel, woran man sich festhalten konnte, und deshalb musste Megan improvisieren. In der Mitte des Labors fand sie ein Metallgestänge, das wie eine Kreuzung zwischen einem mittelalterlichen Foltergerüst und einer Hightech-Liege aussah. Die technische Bezeichnung des Gegenstands lautete Space Physiology Experiment. Die Crew nannte das Ding den Schlittenstuhl. Die Mitglieder der Mannschaft unterzogen sich dort, auf dem Rücken liegend und festgeschnallt, Muskel- und Gelenktests sowie Untersuchungen über die Auswirkung der Schwerkraft auf den Innenohrbereich, den Augeninnendruck und diversen anderen Funktionen.

An den Schlittenstuhl geschnallt, überstand Megan die Turbulenzen unversehrt. Jetzt schnallte sie sich los und stand mit einiger Mühe auf. Sofort stellte sich eine durch das reduzierte Blutvolumen erzeugte Benommenheit ein. Megan wusste, dass es zumindest ein paar Minuten dauern würde, bis das Volumen sich wieder normalisiert hatte, während der Orbiter sich der Erde näherte. Wenn sie

Wasser- und Salztabletten gehabt hätte, wäre dieser Prozess schneller abgelaufen.

Aber die hast du nicht. Und deine Zeit wird knapp!

Sie ließ den Blick über das Dutzend Gestelle wandern, die als Stationen für Spacelab Experimente dienten.

Denk nach! Wo könnte er es hingetan haben?

Megans Blick wanderte zu dem Beschleunigungsmesssystem und dann zu anderen Geräten. Nein. Sie wollte schon auf das Modul für Vestibuläruntersuchungen in Mikrogravitation treten, blieb dann aber stehen.

Ein Virus... Reed hat die Reihenfolge der Experimente geändert. Er hat sich an meine Stelle gesetzt! Dazu brauchte er das Biorack!

Megan trat an das Biorack und fuhr die Systeme hoch. Die Anzeige blieb leer.

Was auch immer er getan hat, er hat die Aufzeichnungen gelöscht.

Sie sah in den Handschuhkasten, aber der war leer.

Don hast du gearbeitet, du Mistkerl. Aber wo hast du das hingetan, was bei deiner Arbeit herausgekommen ist?

Megan sah in beiden Inkubatoreinheiten nach und überprüfte dann die Zugangs- und Kontrollplatten sowie die Stromversorgungstafel. Letztere war bereits eingeschaltet gewesen, bevor sie das Bioracksystem hochgefahren hatte...

... weil der Kühler eingeschaltet ist!

Megan öffnete den Kühler und überprüfte seinen Inhalt. Alles war an Ort und Stelle, nichts war entfernt oder hinzugefügt worden. Blieb die Gefriereinheit.

Sie zog die Tafel herunter und musterte den Inhalt. Auf den ersten Blick schien alles in Ordnung. Damit nicht zufrieden, zog sie einen Kasten mit Standardreagenz-

gläsern heraus, überprüfte die daran angebrachten Markierungen und stellte den Kasten dann zurück. Sie wiederholte das mit zwei weiteren Kästen. Im dritten fand sie ein Reagenzglas ohne Markierung.

Sobald der Flug des Shuttle sich stabilisiert hatte, schnallte Reed sich vom Kommandantensessel ab. Er tippte einen Befehl in den Computer, der den Schließmechanismus ausschaltete, stellte den Timer und aktivierte die Sequenz. Wenn er sich nicht verschätzt hatte, sollte er die Tür zu dem Tunnel in genau dem Augenblick erreichen, in dem das Programm die Notschlösser öffnete.

Reed kletterte die Leiter hinunter und trottete auf dem mittleren Deck zur Tür. Er brauchte nur ein paar Sekunden zu warten, bis die Schlösser aufsprangen. Sofort betätigte er das Rad, stieß die Tür auf und begann durch den Tunnel zu kriechen. Am Ende angelangt, zog er die Tür zum Spacelab auf. Und da stand Megan am Biorack und durchsuchte den Kühler.

Reed richtete sich hinter ihr auf. Sein rechter Arm erwischte sie an der Brust, während sein Fuß ihr die Beine wegriss. Den Rest erledigte die Schwerkraft. Megan kippte nach hinten, landete schwer auf der Schulter und rollte zur Seite.

»Sparen Sie sich die Mühe, aufzustehen«, sagte Reed in sein Mikrofon. »Können Sie mich hören?«

Er sah, wie sie nickte, öffnete dann die Gefriereinheit und zog einen Kasten mit Reagenzgläsern heraus. Er wusste genau, wo er das Glas mit dem *Variola* hingetan hatte, und da war es auch. Er steckte es in die Tasche, zog den Klettverschluss zu und trat einen Schritt zurück. Megan hatte sich zur Seite gerollt und beobachtete ihn.

»Sie können immer noch das Unheil abwenden, Dylan.«

Er schüttelte den Kopf. »Man kann den Dschinn nicht wieder in die Flasche zurückstecken. Aber Sie werden wenigstens in dem Wissen sterben, dass es unser Dschinn ist.«

Reed ließ sie keine Sekunde lang aus den Augen, während er sich rückwärts auf die Tür zu entfernte. Dann trat er in den Tunnel, schloss die Tür und versperrte sie.

Das Display über der Schleuse zeigte zwanzig Minuten bis zur Landung.

Seit der Landung der Air Force One in Groome Lake, Nevada, war etwas mehr als eine Stunde verstrichen. Die Präsidentenmaschine, eskortiert von zwei F-15 Eagle Abfangjägern, war auf der vor zehn Jahren für die Erprobung des B-2 Bombers gebauten Piste gelandet. Unmittelbar nach der Landung begleitete ein Kontingent Sicherheitsbeamte der Air Force den Präsidenten und seine Arbeitsgruppe zu der zwei Kilometer entfernten Shuttle Landeanlage.

Trotz der Hitze bestand der Präsident darauf, den Weg über die Piste und anschließend die Rampe hinunter in den Auffangbereich gemeinsam mit seiner Gruppe zu Fuß zurückzulegen. Er sah sich im Inneren des Bunkers um. Mit seinen glatten Betonwänden, die nur von Öffnungen für die Gasbrenner durchbrochen wurden, erinnerte ihn die Anlage an ein riesiges Krematorium.

Und genau das war sie in Wirklichkeit ja auch...

Der Präsident deutete auf ein zweieinhalb Meter hohes, eineinhalb Meter breites, an einen Kokon erinnerndes Rohr, das wie eine gigantische Nabelschnur von einer der Wände in die Mitte des Bunkers führte.

»Was ist das?«, fragte er einen Lieutenant der Air Police.

Castilla drehte sich um, als er hinter sich das leise Surren eines Elektro-Golfkarrens hörte, auf dem neben einem Wachmann von der Air Force Dr. Karl Bauer saß. Als der Golfkarren neben der Gruppe anhielt, stieg Bauer herunter, nickte den Mitgliedern des Präsidentengefolges zu und ging geradewegs auf Castilla zu.

»Mr. President«, sagte er mit ernster Stimme, »schön,

Sie wiederzusehen. Ich hätte mir freilich gewünscht, dass das unter angenehmeren Umständen der Fall sein würde.«

Der Präsident wusste, dass seine Augen für gewöhnlich seine Stimmung verrieten. Er gab sich daher große Mühe, nicht an das zu denken, was Smith und Klein ihm mitgeteilt hatten, sondern zwang sich dazu, zu lächeln und einem Mann die Hand zu schütteln, vor dem er einmal großen Respekt empfunden hatte und der im Weißen Haus geehrt worden war. *Und bei dem es sich in Wirklichkeit um ein elendes Monstrum handelte.*

Aber das sagte er nicht, sondern nur: »Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite, Dr. Bauer. Glauben Sie mir bitte, ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie hierher gekommen sind.«

Er deutete auf den Kokon. »Vielleicht können Sie mir das erklären?«

»Aber selbstverständlich.«

Bauer führte ihn an das Ende des Kokons. Als der Präsident hineinsah, konnte er erkennen, dass die letzten eineinhalb Meter der Kammer vom Rest abgetrennt waren und eine Art Luftschleuse bildeten.

»Dieser tragbare Kokon ist eine Entwicklung von mir und wird auch von meinem Unternehmen hergestellt«, erklärte Bauer. »Man kann ihn auf dem Luftweg an jeden Ort der Welt bringen, ihn binnen Stunden aufbauen und anschließend per Fernsteuerung an das Zielobjekt ankoppeln. Er erfüllt einzig und allein den Zweck, ein Individuum aus einer heißen Zone zu extrahieren, zu der man sich nur unter Schwierigkeiten oder überhaupt nicht Zugang verschaffen kann - und genau das ist die Situation, mit der wir es jetzt zu tun haben.«

»Warum nicht direkt in das Shuttle gehen, Doktor? Das sollte doch sicherlich mit Schutzanzügen möglich sein.«

»Möglich ja, Mr. President. Ratsam? Nein. Wir haben keine Ahnung, was an Bord des Orbiters freigesetzt worden ist. Im Augenblick haben wir einen Überlebenden, Dr. Reed, der nicht kontaminiert ist. Es wäre am besten, ihn aus dem Shuttle zu holen und ihn den Dekontaminationsprozess durchlaufen zu lassen, anstatt das Risiko einzugehen, jemanden hineinzuschicken, um ihn zu holen. Das reduziert die Gefahr eines Unfalls, und wir können dann sehr schnell herausfinden, was passiert ist.«

»Aber Dr. Reed weiß doch gar nicht, was passiert ist«, wandte der Präsident ein. »Oder womit wir es hier zu tun haben.«

»Das wissen wir nicht mit Sicherheit«, erwiderte Bauer. »Unter Umständen wie diesen ist es nicht ungewöhnlich, dass Augenzeugen mehr beobachtet haben oder sich an mehr erinnern, als ihnen selbst bewusst ist. Jedenfalls schicken wir anschließend eine Robotsonde hinein, um Proben zu entnehmen. Hier stehen uns sämtliche Laboreinrichtungen zur Verfügung. Ich werde Ihnen innerhalb einer Stunde sagen können, was tatsächlich vorgefallen ist.«

»Und so lange steht das Shuttle hier, heiß, wie Sie das formulieren würden?«

»Sie können sicherlich Anweisung geben, es sofort zerstören zu lassen«, meinte Bauer. »Da wären aber noch die Leichen der anderen Mannschaftsmitglieder. Wenn die geringste Chance besteht, sie herauszuholen und ihnen ein ordentliches Begräbnis zuteil werden zu lassen, dann, glaube ich, sollten wir so lange warten.«

Der Präsident hatte Mühe, seine Wut zu zügeln. Die Sorge dieses Massenmörders um seine Opfer war kaum zu ertragen. »Da haben Sie Recht. Bitte fahren Sie fort.«

»Sobald der Kokon an das Shuttle angeschlossen ist,

kann ich ihn vom anderen Ende aus betreten - von der anderen Seite der Mauer aus«, erklärte Bauer. »Ich werde dann in diese kleine Dekontaminationskammer gehen, sie überprüfen und sie abdichten. Erst dann wird Dr. Reed Anweisung erhalten, die Luke von *Discovery* zu öffnen und geradewegs in den Dekontaminationsbereich zu gehen.«

Bauer deutete auf ein paar PVC-Rohre an der Decke, die parallel zu dem Kokon verliefen. »Diese Rohre dienen der Versorgung mit elektrischem Strom und der Zuführung von Dekontaminationsmitteln. Die Kammer ist mit UV Strahlern ausgestattet, deren Licht für alle bekannten Formen von Bakterien tödlich ist. Die Waschsubstanz ist eine zusätzliche Vorsichtsmaßregel. Dr. Reed wird sich entkleiden. Er und sein Anzug - mit Ausnahme der Probe, die wir brauchen - wird gleichzeitig gereinigt werden.«

»Warum den Anzug reinigen?«

»Weil wir keine Möglichkeit haben, ihn in der Kammer zu entsorgen, Mr. President.«

Der Präsident erinnerte sich an die Frage, die Klein ihm eingeschärft hatte. Bauers Antwort darauf war von entscheidender Wichtigkeit, aber er musste die Frage so stellen, dass der Wissenschaftler keinen Verdacht schöpfte. »Wenn der Anzug sterilisiert werden muss«, fragte er, »wie kommt man dann an die Probe?«

»Die Kammer ist mit einer Durchreiche-Schleuse versehen« erklärte Bauer. »Dr. Reed wird die Probe auf ein Tragetablett legen, und ich werde das Tablett auf der anderen Seite in einen sogenannten Handschuhkasten rollen. Auf diese Weise bleibt die Probe ständig in einer sicheren Umgebung. Mit Hilfe des Handschuhkastens werde ich die Probe in einem Behälter ablegen und den dann herausbringen.«

»Und Sie werden das selbst tun?«

»Sie sehen ja, Mr. President, dass der Raum im Inneren des Kokons recht beengt ist. Ja, ich werde alleine arbeiten.«

Damit niemand sehen kann, was du wirklich machst.

Der Präsident trat von dem Kokon zurück. »Das ist alles recht beeindruckend, Dr. Bauer. Hoffen wir nur, dass es wie versprochen funktioniert.«

»Das wird es, Mr. President. Zumindest wissen wir, dass wir ein Mitglied dieser tapferen Besatzung retten können.«

Der Präsident wandte sich seiner Gruppe zu. »Ich denke, wir sollten anfangen.«

»Ich schlage vor, dass wir in den Beobachtungsbunker gehen«, meinte Bill Dodge, der CIA-Direktor. »Das Shuttle trifft in einer Viertelstunde ein. Wir können die Landung auf den Monitorschirmen beobachten.«

»Haben wir bereits wieder Kontakt mit Dr. Reed?«, fragte der Präsident.

»Nein, Sir. Es gibt noch keine Verbindung.«

»Was ist mit dieser Explosion?«

»Ich warte noch auf Einzelheiten, Mr. President«, erwiderte Marti Nesbitt. »Aber was auch immer die Explosion ausgelöst hat, die Flugbahn von *Discovery* wurde davon nicht beeinträchtigt.«

Als die Gruppe dem Präsidenten zum Eingang des Bunkers folgte, sah sich Castilla um. »Kommen Sie nicht mit, Dr. Bauer?«

Bauers Gesichtsausdruck war gebührend ernst. »Oh nein, Mr. President. Mein Platz ist hier.«

Megan schaffte es schließlich, sich an dem Beschleuni-

gungssystem hochzuziehen. Ihre Brust schmerzte, wo Reeds Fausthieb sie getroffen hatte, und außerdem spürte sie von ihrem Sturz noch einen stechenden Schmerz im Kreuz.

Deine Zeit wird jetzt knapp. Beeil dich!

Megan taumelte zu dem Schlittensessel. Sie hatte nicht den leisesten Zweifel daran, dass Reed das Selbstzerstörungssystem von *Discovery* dazu benutzen würde, alle Spuren seiner diabolischen Tat in Flammen aufgehen zu lassen. Das war seine einzige Chance, unentdeckt zu bleiben. Und das war auch der Grund, weshalb er sie vor dem Verlassen des Spacelab nicht getötet hatte. Megan sah auf den Schlittensessel und wusste, dass dieser ihre einzige Hoffnung war.

An und für sich gab es im Spacelab keinerlei Kommunikationsgeräte. Aber die Mitglieder der Mannschaft waren bei ärztlichen Tests nicht nur mit den Registriergeräten an Bord der *Discovery* verbunden, sondern außerdem noch mit einer Sendeanlage, die die Ergebnisse direkt an die Ärzte bei Mission Control weiterleitete. Megan ließ sich auf dem Sessel nieder und schnallte ihre beiden Fußgelenke und ein Handgelenk an. Mit der freien Hand stöpselte sie eine Mikrofonverbindung in die Kommunikationsanlage ihres Anzugs. Soweit ihr bekannt war, übertrug die Sendeanlage zwar keine Stimmsignale, wohl aber digitale Daten zur Mission Control. Allerdings hatte ihr auch niemand erklärt, dass eine Stimmkommunikation unmöglich wäre.

Bitte, lass jemand auf der anderen Seite da sein, der mich hört, betete sie und schaltete die Instrumententafel des Schlittens ein.

»RAIDER Eins an Looking Glass, bitte kommen.«

Die Stimme des Piloten in dem vordersten Hubschrauber knisterte in Smith' Kopfhörern. Eine Sekunde später hörte er die Antwort vom Groome Lake Tower.

»RAIDER Eins, hier Looking Glass. Sie befinden sich im kontrollierten Luftraum. Erbitte Autorisierungscode.«

»Autorisierungscode Brass Hat«, erwiderte der Pilot ruhig. »Wiederhole, Brass Hat.«

Brass Hat war die Secret Service-Codebezeichnung für den Präsidenten.

»RAIDER Flug, hier Looking Glass«, antwortete der Controller. »Wir haben Sie positiv identifiziert. Sie haben Landefreigabe auf Piste R siebenundzwanzig L links.«

»R siebenundzwanzig L links, Roger«, bestätigte der Pilot. »Landung in zwei Minuten.«

»Wo ist das Shuttle?«, fragte Smith.

Der Pilot schaltete auf die NASA-Frequenz. »Noch dreizehn Minuten entfernt.«

In der Mission Control verfolgte Harry Landon den Flug des Shuttle durch die Atmosphäre auf einer riesigen Plantafel, wo es als roter Punkt abgezeichnet wurde, der sich auf einer sanften Kurve dem Boden näherte. In wenigen Minuten würden Satelliten auf niedriger Umlaufbahn Bilder übertragen können. Und wenn *Discovery* dann näher kam, würden Spähflugzeuge der Air Force ihre Kameras einsetzen.

»Dr. Landon?«

Landon blickte zu dem Fernmeldetechniker auf. »Was ist?«

»Ich weiß nicht recht, Sir«, erwiderte der Techniker sichtlich verwirrt. Er reichte Landon einen Ausdruck. »Das ist gerade hereingekommen. «

Landon warf einen Blick auf das Blatt. »Das sind medizinische Daten vom Schlittensessel.«

Er schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich ein Defekt. Reed ist auf dem Flugdeck. Das würde ja bedeuten, dass jemand auf dem Schlittensessel sitzt.«

»Ja, Sir«, nickte der Techniker. Er brauchte nicht daran erinnert zu werden, dass der Betreffende am Leben sein müsste. »Aber sehen Sie sich das doch an. Die Instrumente des Sessels sind eingeschaltet. Der Herzmonitor zeigt Anzeichen von Aktivität - ganz schwach, aber immerhin Aktivität.«

Landon schob seine Lesebrille herunter. Der Techniker hatte Recht: Der Herzmonitor registrierte einen lebenden Organismus.

»Was zum Teufel soll das denn?«

»Hören Sie doch nur, Sir«, sagte der Techniker. »Das sind die letzten paar Minuten der Bandaufzeichnung. Wir haben das Band einfach laufen lassen...«

Landon griff nach den Kopfhörern. »Spielen Sie es für mich ab!«

Seit Anfang der Katastrophensituation hatte Landon so viele Stunden lang den Funkverkehr abgehört, dass er das Zischen und Knistern in den Ohren einfach abschalten konnte. Und dahinter hörte er etwas kaum Wahrnehmbares, aber eindeutig Menschliches... eine Stimme, die aus dem Äther rief: »Hier... *Discovery*... Spacelab... bin am Leben... wiederhole, am Leben... hilft mir...«

Jack Riley und sein RAID Team sprangen aus den Maschinen, noch ehe die Rotoren der Comanches zum Stillstand gekommen waren. Smith sah auf die gewaltigen Hangars, die wie urzeitliche Schildkröten aufgereiht da

standen und deren Dächer in stumpfem Braun gestrichen waren, um sich nicht von der Wüstenlandschaft abzuheben. Im Süden und Westen säumten Bergketten das Gelände, im Nordosten bloß Wüste. Trotz der von Menschen und Maschinen erzeugten Geräusche lag eine gespenstische Stille über dem Stützpunkt.

Die Mitglieder des Teams luden ihr Gerät auf einen Truck, der inzwischen herangerollt war, und sprangen dann für die kurze Fahrt auf. Smith und Riley folgten in einem Humvee.

Das Innere des Hangars hatte man mit einer Trennwand abgeteilt, um das Team ungestört zu lassen... und, wie Smith vermutete, damit niemand sah, was dort sonst noch gelagert wurde. Wie Riley versprochen hatte, war eine Fernmeldekonsole aufgebaut worden und betriebsbereit. Ein junger weiblicher Air Force Offizier stand davor.

»Colonel«, sagte sie. »Eine Blitzmeldung für Sie von Bluebird.«

Smith war noch dabei, sich sein Headset zurecht zu rücken, als bereits Kleins Stimme ertönte. »Wie sieht's bei Ihnen aus, Jon?«

»Wir sind gerade dabei, in unsere Stufe Vier Anzüge zu steigen. Was macht das Shuttle?«

»Das wird, bis Sie dort ankommen, in der Kammer sein.«

»Bauer?«

»Hat nicht den leisesten Verdacht. Er trägt bereits seinen Anzug und hält sich bereit, den Kokon an das Shuttle anzukoppeln.«

Smith hatte Pläne und Fotos von Bauers Entwicklung studiert, sich aber nie darin umgesehen.

»Jon, da ist etwas, was Sie wissen - und hören - sollten«,

sagte Klein. »Landon hat vor ein paar Minuten eine Sendung aus dem Inneren des Spacelab bekommen. Ein Notsignal. Wir überprüfen das im Augenblick gerade. Ich will Ihnen ja keine Hoffnung machen, aber die Stimme klang wie die von Megan.«

Eine Aufwallung von Freude durchzuckte Smith. Gleichzeitig war ihm auch bewusst, was für tödliche Konsequenzen diese neue Entwicklung haben konnte.

»Hat Landon etwas davon zu Reed gesagt?«

»Nicht dass ich wüsste. Bis jetzt besteht noch keine Verbindung. Aber ich hätte Landon bitten sollen, dass er den Mund hält, falls der Kontakt wieder hergestellt wird. Warten Sie.«

Smith versuchte seine widerstrebenden Gefühle zu zügeln. Der Gedanke, Megan könnte noch am Leben sein, machte ihn glücklich. Wenn Reed das allerdings irgendwie herausbekam, würde er immer noch eine Chance haben, sie zu töten, bevor sie das Shuttle verließ.

»Jon? Alles in Ordnung. Landon sagt, dass er noch keine Verbindung hat. Er ist jetzt völlig durcheinander, weil ich ihn angewiesen habe, nichts zu sagen, falls er wieder Verbindung bekommen sollte, aber er hat mir jedenfalls sein Wort darauf gegeben, dass er Reed nicht informieren wird.«

»Ist bei den Stimmtests schon etwas herausgekommen?«, wollte Smith wissen.

»Bis jetzt noch nicht.«

»Können Sie mir das Band vorspielen?«

»Es ist ziemlich kratzig.«

Smith schloss die Augen und lauschte. Nach ein paar Sekunden sagte er: »Das ist sie, Sir. Megan lebt.«

»Looking Glass, hier Eyeball. Können Sie uns empfangen?«

»Eyeball, empfangen Sie laut und klar. Was sehen Sie?«

»*Discovery* hat soeben Wolkendecke durchstoßen, Trimmung ist gut. Anflugwinkel gut. Geschwindigkeit gut. Sieht nach einer Punktlandung aus.«

»Roger, Eyeball. Überwachung fortsetzen. Looking Glass Ende.«

Dem Austausch zwischen Eyeball, dem vordersten Begleitflugzeug der Air Force, das das Shuttle eskortieren würde, und dem Kontrollturm in Groome Lake lauschten eine Anzahl Leute, ohne dies ausdrücklich zu wollen. Im Beobachtungsbunker sah sich der Präsident kurz im Raum um. Alle Augen hingen an den Bildschirmen, auf denen man sehen konnte, wie *Discovery* durch die Wolken stieß. Auf einem anderen Bildschirm beobachtete er, wie Dr. Karl Bauer gerade im Begriff war, die als Prep-Raum bezeichnete Dekontaminationszone zu verlassen. Der Präsident atmete tief durch. Bald... sehr bald...

Mit einem Bioschutzanzug der Stufe Vier bekleidet betrat Bauer den kurzen Korridor zwischen dem Prep-Raum und der an einen Banksafe erinnernden Zugangstür ins Innere des Kokons. Als er sie erreichte, blickte er zu der an der Wand montierten Kamera auf und nickte. Die Tür öffnete sich langsam und gab den Blick auf eine Öffnung in der Betonwand frei, mit der die Ränder des Kokons luftdicht verschweißt waren. Bauer betrat den Kokon, worauf die Tür sich sofort wieder zu schließen begann. Vor sich sah er einen langen, von blauem Licht

durchfluteten Tunnel. Als die Tür hinter ihm fest verschlossen und versperrt war, schritt er über einen gummigepolsterten Bodenbelag. Die Wände des Kokons bestanden aus dickem, halb durchsichtigem Kunststoffmaterial. Bauer konnte durch die Wände vage die Umrisse des von riesigen Scheinwerfern beleuchteten Bunkerraums erkennen. Als er sich der Dekontaminationskammer des Kokons näherte, hörte er ein leises Rumpeln. In dem Bunker wurde es noch heller, als man jetzt die Rampe herunterließ. Irgendwo jenseits dieser Lichter würden Sterne funkeln, malte Bauer sich aus.

»Hier Bauer«, sprach er in sein Headset. »Können Sie mich empfangen?«

»Klar und deutlich, Sir«, erwiderte ein Techniker im Observationsbunker.

»Ist das Shuttle gelandet?«

»Gleich ist es auf dem Boden, Sir.«

»Gut«, antwortete Bauer und ging weiter zur Dekontaminationskammer des Kokons.

Auf der anderen Seite des Stützpunkts hörte Smith den Wortwechsel. »Los geht's«, meinte er zu Jack Riley gewandt.

Das Team kletterte auf zwei Mannschaftstransporter mit Segeltuchplanen. Smith hätte die beweglicheren und schnelleren Humvees vorgezogen, aber das war in Anbetracht der klobigen Bioschutzanzüge, die das Team trug, nicht möglich.

Die Hangartore öffneten sich, und der kleine, von Riley in einem Humvee angeführte Konvoi rollte in die Wüsten- nacht hinaus. Smith, der auf einer Bank hinten auf einem Mannschaftswagen durchgeschaukelt wurde, versuchte einen kleinen Monitor von der Größe eines Palm Pilot einigermaßen ruhig in der Hand zu halten. Das Shuttle

befand sich jetzt nur noch dreitausend Fuß über der Wüstenfläche. Seine Nase war leicht nach oben gekippt und das Fahrwerk ausgefahren. So sehr Smith sich auch bemühte, schaffte er es doch nicht, Megan aus seinen Gedanken zu verdrängen. Er wusste, dass er nichts lieber täte, als in den Orbiter zu rennen und nach ihr zu suchen. Aber wenn er das tat, würde er nur ihr Leben gefährden. Er musste zuerst Reed zu fassen bekommen und ihn außer Gefecht setzen. Erst dann konnte er sich um Megan kümmern.

Smith erinnerte sich an Kleins Vorbehalte, als er ihm erklärt hatte, was er tun wollte. Der Leiter von Covert-One war ebenso wie Smith um Megan besorgt, kannte aber auch die Gefahr, der Smith sich aussetzen würde. »Es gibt keinerlei Garantie, dass Sie sie lebend vorfinden werden, Jon«, sagte er. »Wir müssen erst wissen, womit wir es zu tun haben, bevor ich Sie da hineinschicke.«

»Das werden wir bald wissen«, hatte Smith ihm versprochen.

Jetzt ließ sich Rileys Stimme knisternd über sein Headset vernehmen. »Jon, sehen Sie nach Südosten.«

Smith blickte über die Heckklappe des LKWs und sah helle Lichter, die sich schnell dem Boden entgegen-senkten. Links und rechts davon waren die blinkenden Positionslichter der Begleitflugzeuge des Shuttle zu erkennen. Er lauschte, wie Riley die Landung abzählte. »Fünfhundert Fuß... zweihundert... gelandet.«

Der Konvoi rollte auf einer Piste dahin, die parallel zu der verlief, auf der das Shuttle aufgesetzt hatte. Smith sah, wie der Orbiter vorn einsackte, als das Bugrad das Gewicht der Maschine aufnahm. Dann öffneten sich mit einem Ruck die Bremsfallschirme und bremsten das Fahrzeug ab.

»Jetzt kommt die Kavallerie«, hörte er Riley sagen.

Drei Feuerwehrfahrzeuge und ein Bioschutzfahrzeug schwärmten hinter dem Shuttle aus und blieben auf fünfzig Meter Abstand.

Smith sah ihnen zu, wie sie vorbeirollten und sagte dann:
»Okay, Jack. Schließen wir uns an.«

Die beiden Mannschaftstransporter fuhren an und folgten Rileys Humvee, als dieser zuerst auf die Parallelbahn und anschließend die Hauptpiste rollte.

»Tempo, Jack!«, rief Smith, als er sah, wie das Shuttle die Rampe erreichte, die in den Bunker hinabführte. Riley kam der Aufforderung nach. Er gab Gas und jagte in dem Augenblick auf die Rampe zu, als das Shuttle verschwand.

»Jon!«

Aber Smith war bereits von der Ladebrücke gesprungen und rannte jetzt in den Bunker. Als er zwei Drittel des Weges nach unten zurückgelegt hatte, spürte er, wie ein Zittern durch die Rampe ging und dass sie sich langsam hob. Er rannte so schnell er konnte und erreichte das Ende der Rampe, als diese sich bereits wieder drei Meter über den Boden des Bunkers gehoben hatte. Smith atmete tief durch und sprang, kam unten hart auf, duckte sich und ließ sich ausrollen. Auf dem Rücken liegend sah er zu, wie die Rampe sich langsam hob, den Himmel verdeckte und schließlich einrastete.

Er stand auf, drehte sich um und sah den Kokon, einen monströsen weißen Wurm im grellen Schein der Deckenbeleuchtung. In seinem Inneren hielt eine schattenhafte Gestalt inne und drehte sich langsam zu ihm herum.

Dr. Karl Bauer hatte zugesehen, wie das Shuttle zum Stillstand kam, und sich dann auf die Rampe konzentriert.

Einen Augenblick lang bildete er sich ein, er habe etwas von der Rampe fallen sehen, aber als er dann spürte, wie die Rampe sich schloss, schob er den Gedanken beiseite. Die Kaverne war jetzt abgedichtet.

»Control, hier Bauer.«

»Hier Control, Doktor«, erwiderte ein Techniker. »Ist alles in Ordnung?«

»Ja. Ich gehe jetzt daran, den Kokon an den Orbiter anzukoppeln. Wenn Dr. Reed das Shuttle sicher verlassen hat, dichte ich die Luke wieder ab. Ist das klar?«

»Klar und verstanden, Doktor. Viel Glück.«

Smith starrte durch die halb durchsichtige Plastikwand und sah, wie Bauers Gestalt immer undeutlichere Konturen annahm, als der Wissenschaftler sich durch den Kokon von ihm entfernte. Vorsichtig darauf bedacht, von Bauer nicht entdeckt zu werden, arbeitete er sich langsam an das Shuttle heran, bis er plötzlich eine runde Öffnung im Betonboden entdeckte. Dann eine zweite. Und dann viele weitere Stellen, wo man den Betonboden für die Gasrohre aufgebohrt hatte, aus denen die Flammen schlugen würden.

Auf dem Flugdeck war Dylan Reed auf dem Kommandantensessel angeschnallt geblieben, bis ein Licht auf der Konsole ihm anzeigte, dass sämtliche Systeme des Orbiters abgeschaltet hatten. Der Landeanflug hatte seinen Nerven mächtig zugesetzt. Am Cape hatte man Reed Computersimulationen gezeigt, wie die NASA Computer das Shuttle im Katastrophenfall herunterbringen und, wenn nötig, auf einem zehn Cent Stück zum Stillstand bringen konnten. Er erinnerte sich, dass er gelächelt und gesagt hatte, wie herrlich das doch sei. Insgeheim hatte er

gedacht: Höchst zweifelhaft. Mit ein paar hundert Gallons in den Tanks verbliebenen Hoch-Oktan Treibstoff an Bord eines mit zweihundert Meilen in der Stunde dahinrasenden zehn Jahre alten Fahrzeugs, das vom billigsten Anbieter gebaut worden ist! Aber wie durch ein Wunder hatten sowohl die Computer als auch der Orbiter das Ihre getan.

Reed schnallte sich los, stieg aus dem Sessel und kletterte die Leiter zum Mitteldeck hinunter. Er warf einen kurzen Blick auf die Tür, hinter der der Tunnel in das Spacelab führte und fragte sich, ob Megan Olson irgendwie überlebt hatte. Aber das war jetzt gleichgültig. Sie war so gut wie tot.

Während des Wiedereintritts in die Atmosphäre hatte Reed die Kommunikationskanäle ausgeschaltet gelassen. Er hätte Harry Landons weinerliche Fragen und sein Mitgefühl nicht ertragen können. Er wollte auch nicht von dem abgelenkt werden, was jetzt vor ihm lag. Er stellte sich vor die Ausgangsluke und tippte den Code ein, der die Bolzen der Verriegelung öffnen würde. Aber die Luke musste dennoch von außen geöffnet werden.

Reed sah auf die Tasche in seiner Kombination, in der das Röhrchen mit den *Variola* steckte. Plötzlich hatte er den sehnlichen Wunsch, das Zeug los zu werden.

Komm schon!, dachte er ungeduldig.

Er spürte, wie der Orbiter sein Gewicht leicht verlagerte. Dann noch einmal. Plötzlich bildete er sich ein, das Zischen von Luft zu hören, als der Kokon an das Shuttle ankoppelte. Besorgt blickte er auf die Anzeige über der Luke. Eine grüne Lampe leuchtete auf und zeigte an, dass das Koppelungsmanöver abgeschlossen war.

Reed wechselte die Frequenzen an seinem Anzugradio, als der Lukendeckel plötzlich zur Seite klappte und er sich dem maskierten Gesicht von Dr. Karl Bauer gegenüber

sah.

»Sie!«, rief er.

Der ursprüngliche Plan hatte vorgesehen, dass Bauer Reed erst auf der unter Quarantäneschutz stehenden Seite der Dekontaminationskammer erwarten sollte. Aber nachdem Richardson und Price nicht mehr im Spiel waren, hatte Bauer beschlossen, seinen Plan noch zu verbessern. Er betätigte die Hebel an der Steuertafel des Kokons und hob diesen so weit an, dass sein offenes Ende sich an das Shuttle anschmiegte. Sobald die Dichtung fest saß, nahm er sich einen Moment Zeit, in seine neue Rolle zu schlüpfen, und öffnete dann die Luke. Er musste beinahe lächeln, als er Reeds erleichterte Miene sah.

»Was machen Sie hier?«, fragte Reed. »Was ist schief gelaufen?«

Bauer bedeutete ihm mit einer Handbewegung, er solle ihm Platz machen, damit er das Shuttle betreten konnte. »Richardson ist tot«, erklärte er. »Und Price auch.«

»Tot? Aber wie konnte...?«

Jetzt fing Bauer an, zu lügen. »Der Präsident weiß über das Virus Bescheid.«

Selbst durch die schützende Gesichtsplatte konnte Bauer erkennen, wie bleich Reed wurde. »Das ist unmöglich!«

»Aber es stimmt«, erwiderte Bauer. »Und jetzt passen Sie gut auf. Es gibt immer noch einen Ausweg für uns. Hören Sie mir auch zu?«

Reeds Helm senkte sich, als er nickte.

»Gut. Bitte geben Sie mir die Probe.«

»Aber wie werden wir...?«

»... sie nach draußen bekommen? Ich werde das übernehmen. Hören Sie, Dylan, ich habe wirklich nicht die

leiseste Ahnung, wie viel Castilla und seine Leute wirklich über Richardson und Price wissen. Vielleicht haben sie bereits eine Verbindung zwischen Ihnen und den beiden hergestellt. Keinesfalls dürfen wir jedoch das Risiko eingehen, dass sie das getan haben. Wenn man Sie durchsucht, ist alles vorbei. Aber sie würden es nie wagen, Hand an mich zu legen.«

»Was wird mit mir geschehen?«, stieß Reed schreckerfüllt hervor.

»Gar nichts. Darauf haben Sie mein Wort. Wenn das hier vorbei ist, werden Sie ein Held sein, der einzige Überlebende einer tragisch gescheiterten Mission. Und jetzt geben Sie mir die Probe.«

Reed griff vorsichtig in die Tasche und gab ihm das Röhrchen. Er sprang mit einem Satz zurück, als Bauer es in aller Ruhe öffnete und den tödlichen Inhalt des Reagenzglases auf eine Arbeitsplatte aus rostfreiem Stahl goss.

»Sind Sie wahnsinnig?«, schrie er. »Das ist alles, was zur Verfügung steht!«

»Ich habe nicht gesagt, dass wir keine Probe nehmen würden«, erwiderte Bauer.

Er holte einen Tupfer und eine winzige Keramik kapsel von der Größe einer Vitamintablette aus einer Tasche. Dann beugte er sich über die kleine Pfütze auf der Arbeitsplatte, tauchte den Tupfer ein, brach seine Spitze ab, steckte sie in die Kapsel und verschloss diese. Reed sah verblüfft zu. Er begriff immer noch nicht, was Bauer mit der Kapsel bezweckte.

»So wollen Sie sie nach draußen bringen?«, fragte er. »Und was ist mit dem Dekontaminationsprozess?«

»Das Keramikmaterial wird die Probe schützen«, erwiderte Bauer. »Schließlich bestehen die Platten am

Bauch dieses Shuttle, die es vor der Eintrittshitze schützen, ebenfalls aus Keramik. Keine Sorge, Dylan. Das ist alles Teil meines neuen Plans.«

Irgendetwas beunruhigte Reed. »Und was werde ich...«

Aus dem Augenwinkel sah er das Skalpell aufblitzen, das seinen Anzug bis aufs Fleisch aufschlitzte.

»Nein!«, schrie er und taumelte zurück.

»Zeugen gibt es in dem neuen Plan nicht«, sagte Bauer.
»Wenn ich Sie herauskommen ließe, würden die Sie beim Verhör in Stücke reißen. Und weil Sie im Grunde genommen ein Schwächling sind, würden Sie reden. Aber wenn Sie nicht überleben, bekomme ich Gelegenheit, das letzte Kapitel der Geschichte von *Discovery* zu schreiben, so traurig das auch sein wird.«

Bauer trat einfach einen Schritt zur Seite, als Reed den verzweifelten Versuch machte, ihn zu packen. Reed stürzte, rollte zur Seite und begann dann heftig zu zittern. Krämpfe erfassten seinen Körper, spannten seine Wirbelsäule wie einen Bogen. Bauer sah aus sicherer Distanz zu und beobachtete fasziniert, wie das von ihm geschaffene Virus sein tödliches Werk tat. Er konnte den Blick nicht von Reed lösen, nicht einmal als er anfang, die Selbstvernichtungssequenz zu aktivieren.

Die Gasdüsen wird er dazu nicht verwenden können...
Etwas anderes... aber was?

Die Frage hallte in Smith' Bewusstsein nach, als er unter der linken Tragfläche des Shuttle auf das Fahrwerk zurannte. Entweder wusste Bauer es nicht oder er hatte einfach übersehen, dass es noch einen weiteren Zugang zu dem Shuttle gab, nicht durch den Kokon. Smith kletterte auf die Reifen und schob sich dann am Fahrwerk entlang. Er klappte eine kleine Luke auf, griff hinein, zog eine Kurbel heraus, schob das eine Ende der Kurbel in einen Schlitz und begann zu drehen. Ganz langsam hob sich der viel größere Lukendeckel von dem Orbiter ab.

Smith schob ihn zur Seite und kletterte in die Ladebucht hinter dem Spacelab. Gleich darauf stand er neben ein paar Behältern mit Chemikalien und Vorräten, die dort gelagert waren. Davor gab es eine ovale Tür, wie man sie auf Unterseebooten findet - der Hintereingang ins Spacelab.

Im Inneren des Spacelabs starrte Megan Olson entsetzt auf das Rad an der hinteren Tür, das sich immer schneller drehte. An den Schlittensessel gelehnt, fühlte sie sich benommen, spürte leichte Übelkeit. Das Shuttle war beim Eintritt in die Atmosphäre heftig durchgeschüttelt worden, und obwohl sie angeschnallt gewesen war, kam sie sich vor, als ob man sie am ganzen Körper mit Boxhieben traktiert hätte.

Es ist noch nicht zu spät. Ich kann immer noch hier raus.

Sie klammerte sich an dem Gedanken fest, kletterte aus dem Schlittensessel und taumelte zur Verbindungstür des

Spacelab und des Tunnels. Aber nachdem sie es ein paar Minuten lang versucht hatte, wurde ihr bewusst, dass sie entweder zu schwach war oder dass Reed die Tür von außen versperrt hatte.

Gegen ihre Tränen ankämpfend hatte sie verzweifelt überlegt, ob es noch einen anderen Weg nach draußen gab. Dann hatte sie die Geräusche vom Ausstiegsteil der Ladebucht gehört.

Warum kommt Reed zurück? Und warum gerade von dort?

Megan sah sich gehetzt um, suchte nach irgendeinem Gegenstand, der sich als Waffe verwenden ließ, fand aber nichts. Sie hörte das Zischen einer sich öffnenden Dichtung. Als die Tür aufschwang, trat sie einen Schritt zur Seite und hob beide Arme hoch über den Kopf. Die Überraschung würde die einzige Waffe sein, mit der sie sich gegen Reed verteidigen konnte.

Zuerst erschien ein Bein, dann zwei Arme. Sobald Megan den Helm sah, setzte sie zum Schlag an. Und dann wurde ihr im Bruchteil einer Sekunde bewusst, dass das kein Weltraumanzug war, sondern ein Bioschutzanzug. Sie konnte ihren Schlag gerade noch bremsen, als die Gestalt den Kopf hob.

»Megan!«

Sie versuchte Smith zu packen, aber ihre in Handschuhen steckenden Hände rutschten von seinem Anzug ab. Im nächsten Augenblick hielt er sie an den Schultern gepackt, sein Helm stieß gegen den ihren, ihre Gesichtsplatten berührten sich. Sie konnte den Blick nicht von ihm wenden, lehnte sich an seine Schulter und weinte um all das, von dem sie noch vor Augenblicken geglaubt hatte, man habe es ihr weggerissen und das ihr jetzt zurückgegeben wurde. Dann lehnte sie sich zurück, um

ihn ansehen zu können.

»Woher wusstest du...?«

»Man hat dich in der Mission Control gehört. Es ist nicht viel durchgedrungen, aber genug, um zu wissen, dass du noch am Leben bist.«

»Und du bist gekommen, um mich zu holen...«

Sie starrten einander an, und dann sagte Smith: »Los jetzt. Wir müssen hier raus.«

»Aber Reed...«

»Ich weiß Bescheid«, erklärte Smith. »Er hat für Karl Bauer gearbeitet.«

»Bauer?«

»Das war der Mann, den du in der Nacht vor dem Start mit Reed zusammen gesehen hast. Bauer hält sich im Augenblick ebenfalls hier auf. Er ist gekommen, um die mutierten Pockenerreger abzuholen, die Reed im schwerefreien Zustand geschaffen hatte. Aber er wird nicht einfach damit verschwinden, Megan. Er muss alle Beweise für das, was bei diesem Flug geschehen ist, zerstören.«

Dann erklärte er ihr, wo das Shuttle im Augenblick stand und weshalb und schilderte ihr in kurzen Worten, was es mit dem Bunker, der in Wirklichkeit ein riesiges Krematorium war, für eine Bewandnis hatte.

Megan schüttelte den Kopf. »Nein, Jon«, sagte sie. »Er macht das anders.«

»Wie meinst du das?«

Megan deutete auf eine Anzeigetafel über der Tür, die ihr erst vor einem Augenblick aufgefallen war. »Das ist die Selbstzerstörungssequenz, sie wurde aktiviert, und der Countdown läuft. Sobald sie einmal eingeschaltet ist, kann man sie weder abschalten noch verlängern. Wir haben

weniger als vier Minuten Zeit, bis das Shuttle explodiert.«

Siebzig Sekunden später kletterten Smith und Megan Olson durch die Luke, durch die Smith hereingekommen war, aus dem Shuttle.

Megan sah sich in der riesigen Todeskammer um und schauderte. Dann drehte sie sich zu Smith um, der gerade die Luke schloss, durch die sie herausgestiegen waren.

»Was machst du?«

»Ich stelle sicher, dass uns niemand folgt.«

Er trat auf einen Reifen und kletterte dann hinunter.

»Gehen wir.«

Sie eilten so schnell ihre schwerfälligen Anzüge das zuließen um die Tragfläche herum. Megan stöhnte auf, als sie den an die untere Ausstiegs Luke des Shuttle angeschlossenen Kokon sah, der zu der Öffnung in der Wand führte.

»Sollen wir hier raus?«

»Das ist die einzige Möglichkeit.«

Als sie sich dem Kokon näherten, konnte Smith erkennen, dass die Luke in das Shuttle geschlossen war. Weder in dem Plastiktunnel noch in dem Dekontaminationsbereich war eine Spur von Bauer zu sehen. Er zog ein Klappmesser aus seinem Schutzanzug und schnitt mit ein paar Handbewegungen eine Öffnung in die Plastikwand.

»Geh da durch«, forderte er Megan auf und folgte ihr dann ins Innere des Kokons.

Drinnen angelangt drehte Megan sich um, als sie Smith' Hand nicht mehr an ihrer Schulter spürte. Sie sah, wie er die Luke anstarrte.

»Jon, unsere Zeit wird knapp!«

Dann sah sie hinter seiner Gesichtsplatte das eiskalte, unbarmherzige Funkeln in seinen Augen und zugleich grenzenloses Leid. Seine Wut schwappte zu ihr über, als sie sich die Leichen ihrer Mannschaftskollegen vorstellte und ihren schrecklichen Tod. Sie begriff ganz genau, was er beabsichtigte.

»Geh den Tunnel hinunter«, forderte Smith sie auf. »Bleib nicht stehen. Sieh dich nicht um. Unmittelbar hinter dieser Sprengtür ist eine Dekontaminationskammer.«

»Jon...?«

»Geh, Megan.«

Smith überlegte nicht, wie viel Zeit ihm noch zur Verfügung stand oder wie groß seine Chance war, die Kammer lebend zu verlassen. Er wusste, dass Männer, die so reich und mächtig wie Bauer waren, nur selten den Preis für ihre Verbrechen bezahlten ganz besonders da diejenigen, die sie hätten überführen können, bereits tot waren. Und was noch schlimmer war, Bauer würde es erneut versuchen. Irgendwo, irgendwann würde es wieder einen Cassandra Plan geben.

Smith eilte durch die kleine Dekontaminationsschleuse - sie war nicht viel größer als eine Duschkabine - und erreichte die Luke. Durch das rechteckige Sichtfenster sah er die verkrümmte Leiche von Dylan Reed - und Bauer, der gerade irgendetwas in eine Keramik kapsel steckte.

Er hat nicht vor, die ganze Probe herauszubringen. Das braucht er auch nicht. Ein Tropfen würde mehr als genug sein. Ein Tropfen, den er in seinem Anzug verstecken konnte; das würde völlig ausreichen, um die Monstrosität wieder zum Leben zu erwecken.

Geduckt öffnete Smith eine Klappe im unteren Teil der Luke und schaltete die Handsteuerung ein. Er schloss die

Klappe wieder - da drehte Bauer sich um. Der Wissenschaftler starrte ihn durch die Scheibe mit ungläubig geweiteten Augen an.

»Das kann doch nicht...!«

Smith sah, wie Bauers Lippen sich bewegten, hörte aber nicht, was er sagte, bis er die Frequenz am Funkgerät seines Helms verändert hatte.

»... machen Sie hier?«

Stumm sah er zu, wie Bauer einen Code in die Tastatur eintippte, beobachtete, wie seine ungläubige Verblüffung in Entsetzen umschlug, als die Luke sich nicht öffnete.

»Was machen Sie hier?«, schrie Bauer. »Öffnen Sie die Luke!«

»Nein, Doktor«, erwiderte Smith. »Ich glaube, ich werde Sie bei Ihrer Schöpfung zurücklassen.«

Jetzt verzerrte panische Angst Bauers Gesicht. »Hören Sie...!«

Smith veränderte die Frequenz und ging weg. Er glaubte zu hören, wie der andere mit den Fäusten auf die Luke trommelte, wusste aber, dass das nur in seiner Phantasie geschah.

»Control, hier Smith. Wo ist Olson?«

Es rauschte an seinen Ohren, dann kam eine vertraute Stimme durch. »Jon, hier Klein. Megan ist in Sicherheit. Sie ist im Dekontaminationsbereich. Sie hat mir gesagt, dass die Selbstzerstörung eingeschaltet ist.«

»Das hat Bauer getan.«

»Wo ist er?«

»Noch im Shuttle.«

Nach kurzem Zögern war Kleins Stimme wieder zu hören. »Verstanden. Wir öffnen jetzt die Schutztür, Jon.

Aber Sie haben nur noch ein paar Sekunden! Beeilen Sie sich!«

Am Ende des Kokons sah Smith, wie die schwere Tür zur Seite schwang. Schweißüberströmte zwang er sich, noch schneller zu werden. Da war sie, die Öffnung in der Wand am Ende des Kokons.

Dann stockte die Bewegung der Tür, und sie begann sich wieder zu schließen. Er war wenigstens noch fünfzehn Schritte entfernt.

»Was ist jetzt los?«, schrie er.

»Die Tür schließt sich automatisch!«, rief Klein zurück. »Sie wird fünf Sekunden vor dem Feuerschwall abgedichtet. Jon, verschwinden Sie dort!«

Smith zwang seine widerstrebenden Muskeln zu einer letzten Anstrengung. Ein Schritt, ein zweiter, ein Schritt, ein zweiter...

Die Stahltür bewegte sich unbarmherzig, die verbleibende Öffnung wurde immer kleiner. Mit einem letzten verzweifelten Satz warf Smith sich nach vorn, traf auf die Kante der Tür, zwängte sich durch und spürte, wie sie hinter ihm in ihrer Verankerung einrastete.

Sekunden später wurde er zu Boden geschleudert, als die Erde sich aufbäumte und etwas wie die Faust eines Giganten gegen die Tür schmetterte.

Er schlug die Augen auf und blickte in grelles Weiß: Decke, Wände, Laken. Dem Instinkt eines Soldaten folgend blieb er völlig reglos liegen und bewegte dann langsam, unendlich vorsichtig den Hals, die Hände, dann Füße, Arme und Beine. Sein Körper fühlte sich an, als ob er in einem Fass über die Niagara-Fälle gestürzt wäre.

Die Tür öffnete sich, und Klein trat ein.

»Wo bin ich?«, fragte Smith kaum hörbar.

»Im Land der Lebenden, wie ich mit Freuden sagen kann«, erwiderte Klein. »Der Arzt meint, dass Sie durchkommen werden.«

»Wie...?«

»Nachdem das Shuttle explodiert war, sind Jack Riley und sein Team in die Dekontaminationskammer gegangen, haben die ganze Prozedur an Ihnen durchgezogen und Sie dann herausgeholt.«

»Megan...?«

»Geht es gut. Ihnen beiden geht es gut.«

Smith spürte, wie seine Glieder schlaff wurden. »Es ist vorbei«, flüsterte er.

Und wie aus weiter Ferne hörte er Klein antworten: »Ja. Der Cassandra-Plan ist gescheitert.«

Epilog

Nach den Berichten in den Medien kamen General Frank Richardson und der stellvertretende NSA-Direktor Anthony Price bei einem tragischen Unfall ums Leben, der auf eine defekte Bremsleitung zurückzuführen war. Richardson erhielt ein Heldenbegräbnis auf dem Nationalfriedhof von Arlington, während Price in seinem Familiengrab in New Hampshire beigesetzt wurde. Der Präsident war wegen anderweitiger Verpflichtungen verhindert, an den beiden Beisetzungen teilzunehmen.

Dann gab es Berichte über den Absturz einer privaten Düsenmaschine über dem Pazifik. Das Flugzeug, das dem Pharmakonzern Bauer-Zermatt gehörte, stürzte sechshundert Meilen westlich von Los Angeles auf dem Flug nach Hawaii ab. An Bord hatte sich nur ein Passagier befunden: Dr. Karl Bauer.

Präsident Castilla betrauerte mit einer ganzen Nation die Opfer der schwersten Weltraumkatastrophe seit *Challenger*. Bei den Untersuchungen ergab sich, dass die Explosion an Bord des Shuttle *Discovery* auf Probleme mit den Treibstoffpumpen zurückgeführt werden musste, die beim Landeanflug auf den Edwards Luftwaffenstützpunkt aufgetreten waren.

»Was wird mit Megan geschehen?«, wollte Randi Russell wissen. Sie stand neben Smith auf einem kleinen Friedhof, der sich Zarsoje nannte und von dem aus man Moskau und die Moskwa überblicken konnte.

»Sie heißt nicht mehr Megan Olson«, erwiderte Smith.
»Sie hat jetzt einen neuen Namen, ein neues Gesicht und

eine neue Identität.«

Er hielt kurz inne. »Natürlich - sie hat überlebt, aber am Ende zählte man sie mit zu den Toten. Es gibt keine andere Wahl. Sie musste ihr altes Leben aufgeben, falls das, was geschehen war, wirklich geheim bleiben sollte.«

Randi nickte. In der Gerüchteküche des CIA hatte es Stimmen gegeben, wonach einer oder mehrere der Shuttle-Astronauten überlebt hätten. Aber nach einer Weile waren die Gerüchte verstummt. Als Smith in Moskau eingetroffen war, hatte sie ihn direkt gefragt. Megan Olson war eine langjährige Freundin Sophias gewesen... und auch die ihre. Randi fand, dass sie ein Recht darauf hatte zu wissen, ob Megan noch irgendwo am Leben war.

»Danke, dass du mir das gesagt hast«, nickte sie.

Smith blickte über die Grabsteinreihen. »Ohne deine Hilfe wäre alles ganz anders ausgegangen«, sagte er leise. Dann trat er vor und legte Blumen auf Juri Dankos Grab
»Wo wären wir alle ohne die Tapferen?«